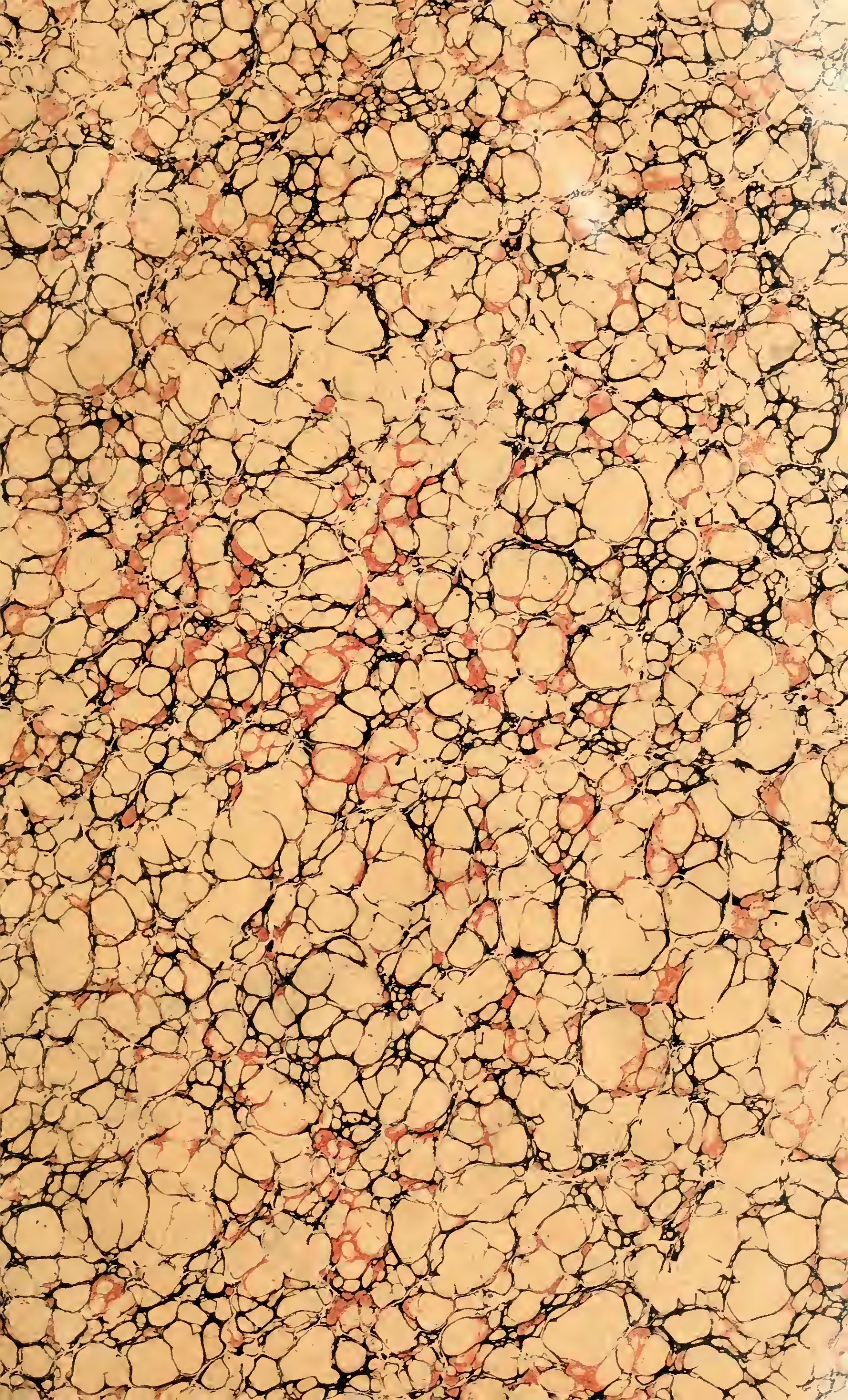

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY













Carlsruhe



Horace Vernet pinx. Frommel direx.

DIE STIERJAGD



I.

Erinnerungen in Bildern.

Fata Morgana auf dem Genfersee.

Drei Bilder

von

Wilhelm von Chézy.

1.

Der Cavalcatore.

Durch die Campagna braus't und ras't es, als zöge der wilde Jäger einher. Tolle Reiter, auf unbändigen Rossen und mit handfesten Stangen bewaffnet, jagen durch den hochaufwirbelnden Staub der Heerstraße, vor sich eine wirre Masse dahertreibend, in deren Gedränge das Auge bald eine Heerde Hornvieh erkennt, welche — in angeborner Scheu vor den Rossen, in Furcht vor den Stößen der Stangen — brüllend und in wilder Flucht dem Ziele zueilt, vor dem doch wieder ein dumpfes Gefühl sie zurückschaudern läßt; es ist, als ob eine Ahnung den schwerfälligen Thieren sagte, daß in der Weltstadt sie das breite blanke Beil des Metzgers erwartet, und so geschieht es, daß in Augenblicken der Erschöpfung, wo die Heerde wieder langsam einherschleicht, und die hochaufathmenden Reiter, den Hals der Pferde mit leichten Schlägen liebkosend, die Zügel schlaffer halten, plötzlich einer der Ochsen mit rascher Wendung die Straße verläßt, und die Freiheit

der Felder und Wiesen sucht. Aber ihn gewahrt des Hüters scharfer, aufmerksamer Blick; mit leichtem Ruck zieht er die Zügel an, wendet in derselben Bewegung sein edles Thier zur Verfolgung, und hat, so kühn und geschickt als nur irgend ein englischer Kirchthurmjäger, in wenig Sätzen über Gräben und Hecken, den Flüchtling eingeholt, dessen Hals er nun mit eiserner Spitze kitzelt, bis er sich zur Heerde zurückwendet, zu der den Weg fortzusetzen ihn der gewandte und unerschrockene Reiter durch mannichfache Schwenkungen und derbe Zurechtweisungen zu zwingen weiß. So unter dem Wechsel von Flucht und Verfolgung, toller Hast und augenblicklicher Rast, gelangt lachend, schreiend, fluchend, wiehernd und brüllend der abenteuerliche Zug gen Rom, von dem er einen großen bewohnten Theil durchschneiden muß, um zum Schlachthause zu gelangen.

Kaum läßt der Lärm der einherstürmenden ungestümen Gäste sich vernehmen, so sind auch in einem Augenblick die Straßen wie gefegt, alle Läden, alle Fenster und alle Pforten geschlossen, und die Heerde, doppelt wild gemacht von dem ungewohnten Anblick der Häuser, prallt wie verwirrt an alle Mauern und Pfosten an, — wirft, von den verfolgenden Reitern gedrängt, Alles nieder, was sich in den Weg zu stellen wagt, und rast blind und wüthend in die Arme ihres Verhängnisses. . . . .

2.

Die Fahrt auf dem Genfersee.

„Da geschah es“, unterbrach neckend den Erzähler seine Begleiterin, „daß ein unerfahrner neugieriger Engländer in das Getümmel der Ochsen und ihrer Treiber gerieth, niedergerissen ward, und wahrscheinlich sein letztes Stündlein erlebt hätte, wäre nicht die mitleidige Hand gewesen, die mit kühnem Griff den Verwundeten beim Kragen nahm und in die Thüre zog, an deren Schwelle ihn sein Schutzengel hinsinken ließ.“

„Sie wissen also, Mylady . . .?“ fragte Sir Edward mit langem Gesicht, indem er sich bemühte, die Hand zu erhaschen, welche ihm Betty eben entzogen hatte.





„Certainement, Monsieur“, sagte sie kalt, und wandte sich ab. Edward wußte, was es zu bedeuten hatte, wenn seine Frau französisch mit ihm sprach, und sah mißmuthig und melancholisch nach dem Vollmond empor, der eben aus seiner Wolkenhülle heraustrat, und sich als zitternde Lichtsäule in den leichterregten Wogen spiegelte, — nach den Felsen, die ihre gewaltigen Massen steil in den See senkten und in grellen Umrissen am hellen Nachthimmel abzeichneten, — nach den Feuern, die gelb im Schatten des Ufers flackerten, — und nach der Ferne, wo im Silberduft die träumende Landschaft lag.

Nach einer geraumen Weile nahm Edward wieder das Wort, doch ohne sich gegen Betty zu wenden, sondern wie im Selbstgespräch: „Ein Thor ist, wer die Weiber schonen will, denn sie wissen es ihm schlechten Dank, und es ist fast eben so gefährlich, ihre Neugier um ein Opfer zu täuschen, als ihre Eigenliebe zu verletzen.“ „Eine Thörin“, murmelte die Schöne, „die von einem Manne Wahrheit erwartet. Die Amme, von der er sprechen lernte, ist die Schlange.“ — Ohne sich stören zu lassen, fuhr Edward in seinem Selbstgespräche fort: „Es ist wirklich ein großes Verbrechen, seiner Neuvermählten zu verbergen, wie nah' der Tod an unserm Haupte vorbeisauste. Als ich es aber that, da lag mir noch der Honig der Flitterwochen auf der Zunge, und ich dachte im Taumel meines Entzückens nicht daran, daß bei Hinrichtungen und Thierhetzen mehr Weiber als Männer zuschauen, wie wir denn überhaupt bei schwachen Seelen stets die Lust am Entsetzlichen vorherrschen sehen. Nun, wie immer, die Schauermähr ist Ihnen ja keineswegs vorenthalten worden, wie ich merke.“

„Ohne Ihr Verdienst.“

„Sagen Sie: ohne meine Schuld.“

„Ihre Schuld kenn' ich auch, Sir Edward. Ich habe den Engel, der Sie rettete, in leibhaftiger Gestalt gesehen, und weiß, daß Ghita das Verdienst hat, die Erste zu seyn, die Sie Ihrer Eide vergessen ließ.“

Edward schwieg betroffen, die Augen niedersenkend vor Betty's höhnischen Blicken; doch bald sich ermannend, rief er mit starker Stimme: „Ha, so wird die Tugend belohnt? So unnütz hab' ich also einer Undank=

baren die treue Ghita geopfert? Bei Gott, ich muß Ihnen gestehen, daß Sie mich nicht ermuntern, ferner solche Opfer zu bringen . . ."

„Die ich nimmer begehre", unterbrach ihn die Dame, „doch könnten Sie, um die Langeweile zu dämpfen, in welche unsere Mondscheinparthie auszuarten droht, mir erzählen, wie es eigentlich mit dem gerühmten Opfer hergegangen?" — „Nach Ihren Befehlen, obwohl ich es nicht sonderlich gern thue, denn ich bin in dergleichen Fällen sonst discret", sagte Edward, und begann:

3.

Das Gelübde.

Wenige Tage waren verflossen, und schon fast alle Spuren des Unfalls verweht und vergangen, bis auf einige blaue und braune Male auf meinem Leib, und einem gewissen unbehaglichen Gefühl in meiner Seele, das Ghita's Benehmen in mir erregt, denn sie, wie ihre Mutter, hatten standhaft, ernst und sogar rauh alle Zeichen meiner Dankbarkeit von sich gewiesen, und es gar schnell dahin gebracht, daß ich ihr Haus und selbst die Straße, in der sie wohnte, vermied. Ich wußte mir dies auffallende Betragen nicht zu erklären, und das Nachsinnen über Mittel und Wege, meinen stolzen Wohlthäterinnen gegen ihren Willen mich dankbar zu bezeigen, verfolgte, quälte mich überall, und so auch in einer jener zahlreichen Kapellen, in welche ich beim Abendgrauen eingetreten, und wo ich mich in einen dunkeln Betstuhl zurückgezogen, um — meiner Gewohnheit nach — das Treiben der abendlichen Andacht zu beobachten.

Wie ich so an Ghita und ihre Mutter dachte, gewahrte ich die Gestalten beider so plötzlich vor meinen Augen, daß ich zusammenbebte, denn ich meinte fast, meine Gedanken hätten sich zu einem luftigen Spuck gestaltet. Aber es war kein Blendwerk; Ghita schwankte vorwärts, auf den Arm der Alten gestützt, und sie ließen sich, ohne meiner wahrzunehmen, auf einem Betschämel unter einer Säule, vor dem Bild der Mater dolorosa, nieder. Die Mutter zog die Tochter an sich, umfaßte sie liebreich, und drückte das blasse Antlitz der Weinenden liebreich an ihr Herz, indem sie,





gegen das Gnadenbild gewendet, sprach: „Heiligste Mutter der Schmerzen, erhöre mein Gebet, und rufe zurück die Qualen, die meine Brust durchschneiden, wie einst unter dem Kreuze die sieben Schwerter deine Seele. Und sieh' gnädig herab auf diese, Gebenedeite, nimm ihre Schmerzen zu den deinen, und sobald sie genesen, soll unter den andern Weihgeschenken im Schimmer schlanker Kerzen dies silberne Abbild ihres thörichten kranken Herzleins glänzen. Höre das Gebet einer betrübten Mutter, du selbst Mutter der Schmerzen." — „Amen", ächzte Ghita, und versuchte mit bebender Hand ein silbernes Herz in einem Kranz von künstlichen Blumen emporzuheben; aber die Kräfte verließen sie, und sie sank erschlaffend auf den Schoos der Mutter hin, ein Bild des bleichen Jammers.

Während die Alte, noch viele Gebete murmelnd, eine Perle des Rosenkranzes nach der andern durch die Finger gleiten ließ, betrachtete ich mit Theilnahme und wachsender Verwunderung die Züge der Kleinen, welche mehr die Spuren eines tiefen Seelenleidens, als die einer körperlichen Krankheit zu tragen schienen.

Nach einer Weile flüsterte die Mutter wieder: „Ghita, meine holde Taube, tröste dich. Es wird alles noch besser gehen, als du meinst."

Die Kranke schüttelte das Köpfchen..... „Ach", fuhr jene fort: „wir sind geheilt, sobald wir wieder hoffen. Opfere deine Schmerzen der Gnadenmutter, deren Liebe ewig ist. Ich sage dir, Kind, die Liebe, welche jetzt dein Herz krank macht, ist nicht vom Himmel, und darum kannst du sie mit himmlischen Waffen bezwingen." — „Aha", dachte ich: „es ist Liebeskummer, der das Mägdlein drückt. Ei, wer mag der Grausame seyn, der das holde Wesen vergeblich schmachten läßt?"

Ich sollte bald eine unwillkommene Antwort auf diese unausgesprochene Frage erhalten. — Die Alte sprach weiter: „Die Welt hat noch lange kein Ende, wo du meinst, daß sie mit Brettern vernagelt sey. Und nun höre noch Eins, das wie ein geheimnißvoller Wundertrank deine Genesung befördern soll: unser Milordo, Don Duarte, hat eine junge, schöne Frau, so wahr mir alle Heiligen helfen...." — Ich hörte nichts weiter; vor meinen Blicken drehten sich im Kreis Altar, Säulen, Lichter, Weihgeschenke, und ich enteilte, wie von Furien gepeitscht, rasend gleich einem von denen,

die mich, von den Stangen der Reiter gestachelt, vor Ghita's Schwelle niedergeworfen hatten. Doch so lang ich lebe, werde ich nicht das bekümmerte Antlitz der Mutter, die Augen, die vertrauend zum Gnadenbild blickten, und die verschmachtende Ghita vergessen, die in Sehnsucht nach ihrem Geretteten ....

Hochauflachend unterbrach Betty die feurige Rede. „Was gibt's da zu lachen?" fragte Edward entrüstet: „ich glaube, Sie hätten eher Ursache, Ihren Triumph zu beweinen."

„Vielleicht, vielleicht"! rief die Schöne: „eitler Mann, wissen Sie denn nicht, daß derselbe Cavalcatore, der Sie niederritt, Ghita's Verlobter war, und daß der ganze Schmerz der Kleinen nur die Eifersucht Giacchinos zur Ursache hatte? Der tolle Bursch, wild, unbändig wie sein Pferd, machte seiner Braut Ihre Rettung zum Verbrechen, und Sie mögen es meinen Bemühungen danken, daß Sie seinem Messer entkommen sind. Uebrigens kann ich Ihrem zarten Gewissen noch die Beruhigung geben, daß sich die Liebenden bald wieder versöhnt, und Gelegenheit gehabt haben, der schmerzenreichen Mutter, wie Ghita gelobt, das Herz zu opfern, das Sie damals in der Hand der Kleinen erblickten."

Längst schon schwieg Betty, als Edward noch in alberner Verwundrung den Mond anstarrte.

II.

Homers Odyssee

in Umrissen nach John Flaxman;

mit

Erläuterungen

von

Dr. K. L. Schmidt.

Ueber Darstellung epischer Bilder durch die Kunst.

Wenn wir in den Dichtungen des griechischen Alterthums überhaupt, und in den homerischen insbesondere die Momente sinnlicher Schönheit und schöner Sinnlichkeit sich gegenseitig durchdringen und sich ausgleichen sehen: so mag es außer Zweifel seyn, daß auch für die Phantasie und den Griffel des bildenden Künstlers in jenen Dichtungen ein eben so reiches als angemessenes und würdiges Gebiet eröffnet sey; — und daß sie es seyen, bestätigt uns ferner auch die historische Wirklichkeit, denn schon die Meister des hellenischen Alterthums hinterließen Nach- und Abbildungen von Götter- und Heldengestalten, deren Namen und Idee schon lange vorhanden war in Mund und Sage des Volkes und in den Gesängen der Dichter.

Die glückliche Gegenwart besitzt eine große Menge solcher Darstellungen homerischer Helden und ihrer Thaten von der Hand althellenischer Meister, obwohl meistens nur in Abbildungen und Nachbildungen: der moderne

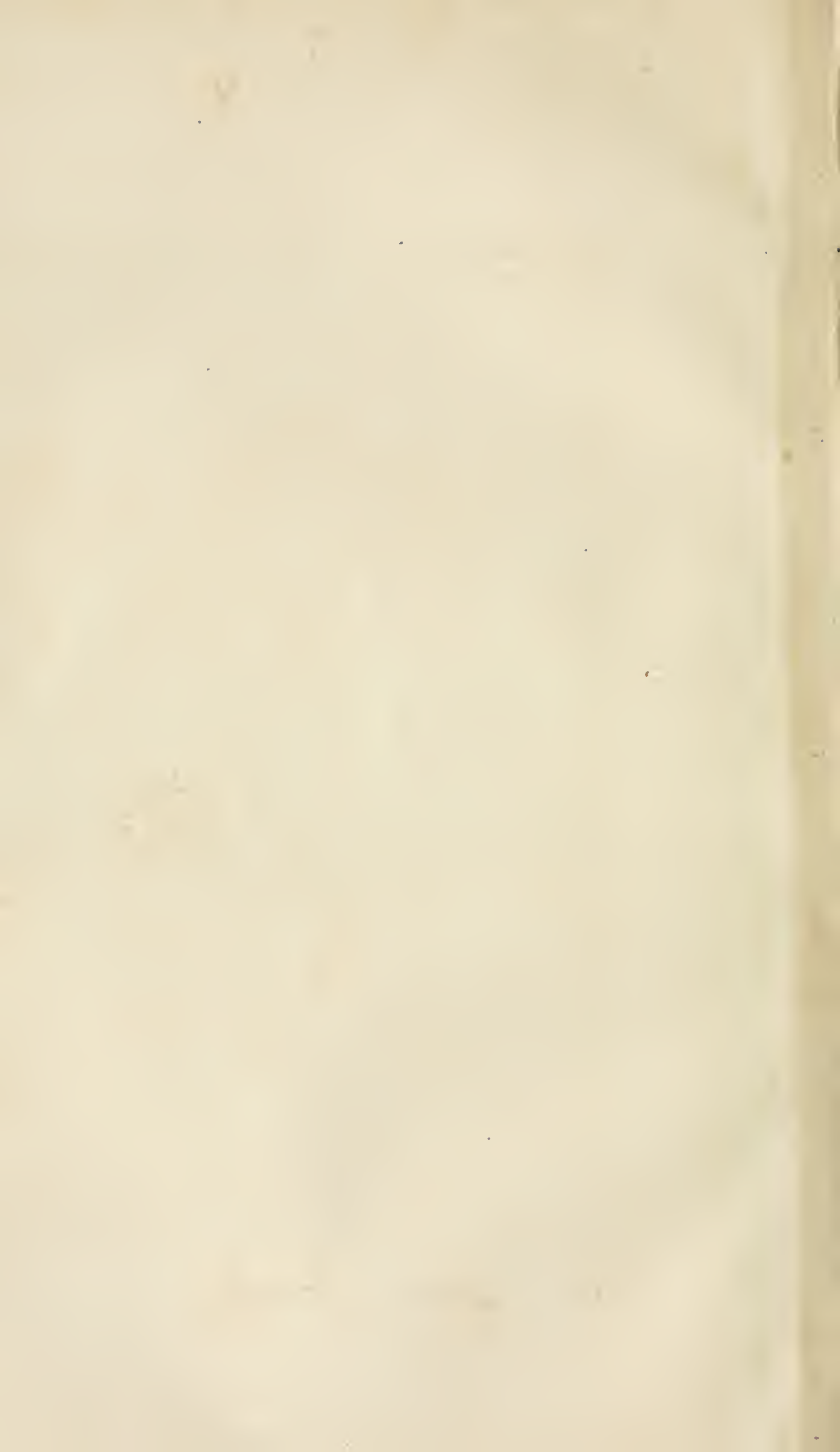
Künstler findet daher für Darstellung homerischen Heldenthums schon Typen und Vorbilder, die, wie ihr Gegenstand und Inhalt, selbst historisch sind, und ungerächt von ihm nicht können umgangen werden.

Man möchte daher geneigt seyn zu glauben, daß hierdurch dem Künstler ein zu beschränktes Feld für eigene Erfindung und eigene Ideen geöffnet sey, da er schon stereotype Ideale vorfindet, welche nach der Sage und nach Dichtern, vornehmlich aber nach Homers Gesängen gebildet sind: so bleibt doch, nach der Bemerkung eines großen Kenners des Alterthums, Homer selbst für den Künstler ein classisches Werk, die Schule, worin er die großen Kunstformen und Kunstideale, einzeln selbst die Züge zu denselben auffinden könne; hiezu trage selbst die vom Dichter erweckte Begeisterung bei, die auch das Feuer des Künstlers entflammen, und ihn zu derselben Begeisterung erwecken könne.

Diese Wahrheit mochte, der durch seine Klarheit, Einfachheit und Großheit wirklich antike brittische Bildner John Flaxman, und nach ihm der deutsche gelehrte Tischbein gefühlt haben, als sie es unternahmen, die homerischen Götter- und Heroengestalten dem Auge darzustellen. Der hohe Grad der Vollendung jener Flaxman'schen Zeichnungen macht sie auch wirklich einer näheren historischen und kritischen Beleuchtung und Erklärung würdig; und man muß sich wundern, daß sie bis jetzt noch keinen solchen Bearbeiter gefunden, wie jene, in dieser Hinsicht glücklichern Compositionen Tischbeins an dem gelehrten Heyne sich erfreuen.

Wir schließen dieses Vorwort mit einer Hinweisung auf die Richtung und Bestrebung der heutigen schönen Kunst, welche, dem Beispiel eines Flaxman folgend, mit zeichnender Hand die Dichtungen und Gesänge unsterblicher Sänger zu verwirklichen, und sich selbst in ihnen zu verklären sucht: man denke an die herrlichen Compositionen eines Cornelius zum Liede der Nibelungen, zu Stellen aus italienischen Dichtern, zu Göthe's Faust u. s. f.; ferner an die geistvollen Bestrebungen eines Schnorr und Retsch, und endlich an die sinnvollen Bildchen Neureuthers zu Göthe's Liedern und Balladen. So sehen wir die neu sich erhebende Kunst auf den Boden der Poesie verpflanzt, um als schmiegsames Rankengewächs am grünenden Lebensbaum der Dichtkunst emporzustreben, bis einst die schöne





Zeit für selbe kommen wird, in der sie selbstständig aus eigener Schöpfungskraft Blüthen treibt.

Das Bild des Odysseus.

Die Grundzüge dieser Zeichnung des John Flaxman findet man deutlich wieder in dem antiken Odysseus-Kopfe und dem des Diomedes — nach andern des Telemachos — auf einem geschnittenen Steine des Stoßhischen Kabinets.

Man besitzt noch mehrere Bilder dieses Helden (fast alle von Winkelmann aufgezählt und bezeichnet) aber in allen befindet sich eine genaue Uebereinstimmung der Formen und des Ausdruckes im Gesichte; man bemerkt überall, wie hier, die Eigenschaften, welche den Charakter dieses Helden ausmachen: durchdringenden Verstand, Verschlagenheit, Scharfsinn und Geistesgegenwart; und ins besondere wußte unser Meister diese Züge noch mit jenen der Sehnsucht, und des Kummers, welcher während seiner vielen Leiden der Irrfahrt die Stirne furchte, zu verbinden.

Ueber die Mütze des Odysseus sind die Gelehrten uneinig; fast alle Abbildungen des Alterthums haben sie; man will die Veranlassung dazu in X. 265. der Ilias finden, wo es heißt, daß Odysseus einen Filzhut auf hatte; dieser Filz bildete aber wahrscheinlich eine Kopfbedeckung unter dem Helme, um den Druck desselben zu vermeiden. Ein anderes Attribut finden wir an dem pflanzenartigen Zeichen hinter dem Haupte; es findet sich auf keiner alten Abbildung; unser Künstler mag vielleicht die Lotuspflanze gemeint haben, aber in welcher Bedeutung und Beziehung er sie Odysseus beigegeben, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben; die Hindeutung auf des Helden Anwesenheit im Lande der Lotophagen wäre für einen Flaxman zu oberflächlich und willkürlich: den Aegyptischen geheiligten Lotus mit seiner mystischen Bedeutung von Fruchtbarkeit kannte Homer noch nicht, wohl aber findet sich der griechische Lotus, eine Art Klee, vielfach als Verzierung von Helmen und Kopfbedeckungen, und Flaxman mochte vielleicht die Marmorbüste des Odysseus (im Besitz des

Lords Bristol) mit welcher uns Tischbein bekannt macht, benutzt haben, und durch die Lotusverzierung auf der Schiffermütze zu obigem Attribut veranlaßt worden sind.

Homer.

Ein Volk, das eine große und reiche Vergangenheit hat, wird durch seine Erinnerung poetisch, und solche National-Erinnerungen sind das herrlichste Erbtheil, das ein Volk haben kann; denn dadurch hat es auch innere, geistige Kraft, hat es Poesie. Eine Nation, deren Siege und Thaten durch die Kunst eines Livius verherrlicht, dessen Unglück und Versunkenheit von dem Griffel eines Tacitus dargestellt worden, tritt auf eine höhere Stufe; aber erst ein Volk, dessen große Erinnerungen, dessen Geist und Anlagen durch einen Homer und Plato verherrlicht und verewigt worden, steht auf einer noch höheren Stufe welthistorischer Bedeutung: denn diese haben zu jeder Zeit mehr beigetragen, den Ruhm des Hellenenthums zu verherrlichen und zu heben, als die Gesetze eines Solon und die Siege eines Alexander, und der Dichter und Philosoph haben unstreitig einen größern Antheil an der Achtung, welche wir der Bildung der Griechen zollen, als der Gesetzgeber und Eroberer: darum konnte auch ein Alexander an dem Grabe des Achilles weinen, und ihn beneiden, daß er einen Homer gefunden, seinen Ruhm zu besingen.

Diese herrlichen Gesänge, die Iliade und die Odyssee, wurden von Solon und den Pisistratiden in Athen aus dem Munde des Volkes gesammelt und der Nachwelt aufbewahrt, theils um ihrer selbst willen, theils aber auch aus politischem Zwecke; die Athener waren nämlich mit den, die kleinasiatischen Küsten bewohnenden, Joniern Stammgenossen, und durch Handelsinteressen mit ihnen in vielfacher Berührung; als diese schon 600 Jahre v. Chr. zuerst von den lydischen Königen (unter denen Crösus war) bedroht wurden, mußten sich auch die Athener ihrer Stammgenossen und Handelsverbündeten annehmen; um die Theilnahme Griechenlands für das bedrohte Jonien, das Heimathland der in griechischem

Munde klingenden Gesänge des Mäoniden Homer, zu wecken, sammelt man diese zerstreuten Bruchstücke derselben zu einem Ganzen, um sie so zum Mittelpunkt und Gegenstand des gesammten hellenischen Nationalgefühles zu machen, und dadurch das Schicksal der jonischen Stammgenossen dem alten Hellas näher zu bringen.

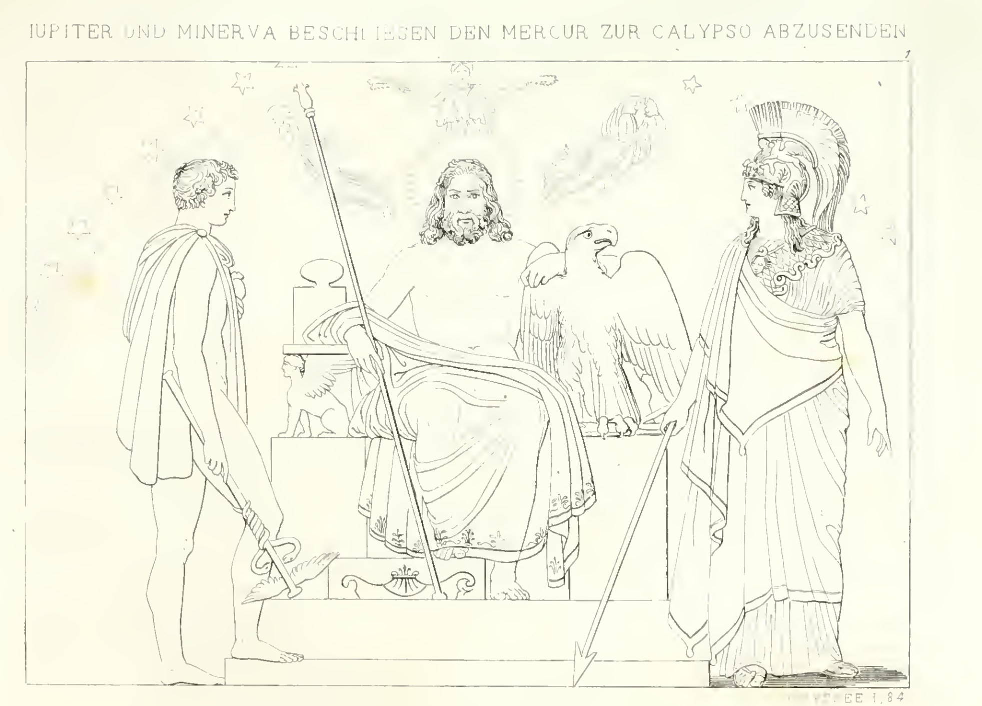
Und mußte dieß durch diese göttlichen Gesänge nicht gelingen? Ein freier Geist athmet aus diesen Gedichten, ein offener, reiner, für alle Gestalten der Menschheit empfänglicher und klarer Sinn. Herrlich gezeichnet und vollendet sind die beiden hervorragenden Heldengestalten Achilles und Ulysses; jene des Achilles ist zwar erhabener, aber die des Ulysses für die Poesie reichhaltiger, und stellt die Form des Heldenlebens reizender und anziehender dar. Er ist der umherstreifende, wandernde Held, der aber so erfahren und verständig, als tapfer, alle Gefahren zu erdulden und alle Abenteuer zu bestehen weiß; dadurch, daß diese griechische Heldensage in Ulysses sich das Bild eines feinen, berechnenden und schlauen Politikers und Unterhändlers denkt, muß auch die Geschichte seiner Fahrten und Schicksale viele Mannichfaltigkeit, viel Ueberraschendes und Abenteuerliches darbieten; und unläugbar enthält die Odyssee vor der Ilias viel Romantisches. Man lächle nicht über dieß, einem Gedichte des plastischen Alterthums beigelegte Prädikat; denn wie die christliche Poesie, welche vorzugsweise die romantische genannt wird, deßwegen jene plastischen, dem Alterthum eigenthümlichen, Elemente durchaus nicht ausschließt: so wird auch ihrerseits die antike Poesie der Griechen und Römer ihre romantischen Momente haben können. Oder ist es etwas Anderes, als eben jene romantischen Anklänge in der Odyssee, welche dem größten und herrlichsten Heldengedichte der Christenheit, dem rasenden Roland des Ariosto, als Vorbild diente? Zum Schlusse können wir die beiläufige Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir, während jenes Epos des Ariosto an den Odysseeischen Homer mahnt, in dem befreiten Jerusalem des Torquato Tasso ein Abbild der Ilias finden.

Die Berathung Jupiters mit Minerva.

Viele Jahre war der vom zerstörten Ilion zurückkehrende Held und Dulder Odysseus herumgeirrt, ohne die Heimath zu erreichen. Seine Gefährten, die kühnen Cephalonier, waren alle dem Zorne der Götter und der Elemente zum Opfer geworden; er allein, im Sturme an die Küste eines von der Nymphe Calypso bewohnten und beherrschten Eilandes verschlagen, ward in Liebe heischenden Armen von ihr zurückgehalten; aber weder die kühlen, heimlichen Felsengrotten, noch die Liebe einer Unsterblichen vermögen in der treuen Brust des Helden die Sehnsucht nach der Heimath zu verdrängen, und in ihm den Wunsch zu unterdrücken, endlich einmal wieder im Angesichte Ithaka's den Rauch vom heimischen Heerde, vom heimischen Dache, in die Luft empor steigen zu sehen. Minerva, die Beschützerin des Helden, kann sein Elend nicht länger mehr ansehen, sie nimmt sich seiner vor dem Throne des Zeus an; die Abwesenheit Poseidons, des unversöhnlichsten Feindes des Odysseus, weil dieser seinen Sohn, den einäugigen, gottlosen Cyclopen Polyphem geblendet, bietet die günstigste Gelegenheit, dem Bedrängten Hülfe zu senden: Merkur wird abgesendet nach dem grottenreichen Eiland der Calypso, um dieser den Befehl des Zeus, ihren Liebling aus ihren Armen zu entlassen, damit er in sein väterliches Reich zurückkehren könne, zu verkünden; während dem schürzt sich Minerva selbst auf, nach Ithaka zu eilen, um den Sohn des Helden, in Gestalt des Mentor, Königs der Taphier, als Führer zu geleiten, und den Herumirrenden aufzusuchen.

Zeus sitzt im ersten Bilde auf seinem Thron; über ihm schweben Horen, die eine, mittlere, vor sich hinblickend und die Arme links und rechts ausbreitend, möchte die Gegenwart, die andere, hinwegschwebend und hinwegsehend, die Zukunft, die dritte, rückwärts blickend, die Vergangenheit bedeuten. Mit einem Arme stützt sich Zeus auf den, zwischen ihm und Minerva ruhenden, Adler, dessen offener, scharfer Blick auf die

IUPITER UND MINERVA BESCHLIESEN DEN MERCUR ZUR CALYPSO ABZUSENDEN



CONSEIL TENU PAR IUPITER MINERVE ET MERCURE



enthüllte Weisheit der Tochter Kronions hindeutet; auf der andern Seite ruhet der Thron auf einer Sphynx, welche das Symbol der unenthüllten Weisheit des Merkurs, des Sohnes der Maja, ist.

Man darf sich nicht wundern, daß hier Merkurius ohne Flügelhelm und mit unbeflügelten Füßen dargestellt wird; der Zeichner hält sich hier genau an die homerische Erzählung. Merkur band sich erst nach erhaltener Sendung, Od. V. 34 ꝛc., die Flügelsohlen unter die Füße; allerdings stebt er als Götterbote hier, denn das Mundschenkenamt mußte er längst der Hebe, und diese dem Ganymed, einem phrygischen Königssohne, abtreten. In einer Hand ist der Beutel sichtbar, den Geber und Begünstiger gewagten und unverhofften Glückes bezeichnend; in der andern theilt er mit Aesculap den Schlangenstab, jedoch mit Flügeln; — sonderbar! als Kenner heilender Kunst und als Führer abgeschiedener Seelen zum Hades.

III.

Landschaftliches und Archäologisches.

Nach Virgils Aeneide.

1.

Die Trojanische Ebene.

Was sich doch auf einem so kleinen Erdstriche viel ereignen kann. Vor 3000 Jahren hüteten die königlichen Prinzen noch Schaafe auf dem Ida, knüpften Liebschaften über den Bosporus hinüber an, stahlen sich die Bewohner des europäischen und asiatischen Gestades gegenseitig schöne Weiber, und bekriegten sich endlich in blutigen Fehden auf den Trojanischen Gefilden.

Nachdem Troja 2000 Jahre in Trümmern gelegen, wird sein Gebiet die Wiege der Europa erschütternden und bedrohenden Osmanen: hier nämlich ist das Stammgebiet Osmans, dessen Zweige (vor der Hand) noch immer zu Konstantinopel thronen.

Wie einst die Griechen in Streifzügen und Kolonien herüberwanderten, übten diese das Recht der Wiedervergeltung, beunruhigten, als ob es gälte die Zerstörung Ilions und den Tod der Dardaniden zu rächen, die europäischen Küsten, schleppten mit, was ihnen gefiel, wohl manche zweite Helena, und blieben sitzen, wo es ihnen gefiel.

Der Vorgrund vorliegender Landschaft ist ein Ausläufer des Ida berühmt durch die vielen Liebesgeschichten der Olympier. Der Scamandros







(jetzt Mendere-Su) fließt an an seinem Fuße hervor, bespült die Mauern Troja's, das auf einer unter dem Berge Kotylos gelegenen Terasse gestanden, von der nördlichen Seite, und mündet sich durch den Hafen, welcher die Griechische Flotte aufgenommen haben soll, in den Archipelagus.

Die Südseite von Troja wird vom Flüßchen Simois berührt, der sich, ehe er in das Meer kommt, in einem Sumpfe (Stomalymne) verliert, und sich in verschiedenen Armen mit dem Scamandros vereinigt. Angebliche Gräber Trojanischer und Griechischer Helden, die in dem Plane angedeutet sind, begrenzen die Ufer beider Flüsse. Im Hintergrunde gegen Süden ragt die Insel Tenedos aus dem Meere hervor; hinter dieser Insel hatte sich die von Troja abziehende Griechische Flotte versteckt gehalten, um nach gelungener List mit dem Trojanischen Pferde wieder hervorzubrechen.

Aus der Mitte des Hintergrunds taucht terassenförmig hervor: das Troja gegenüber liegende Vorgebirge Athos auf der Macedonischen Küste, ferner das jetzige Kap Nymphée, dann die Insel Lemnos, jetzt Stalimene. Weiter gegen Norden ist die äußerste Spitze des europäischen Dardanellen-Ufers.

2.

Zakynthos. Zante.

Die sogenannten Jonischen Inseln und das von ihnen bezeichnete Meer führen ihren Namen von den Ureinwohnern Griechenlands, und besonders des Peloponnes; während diese jedoch von den Doriern nach Attika verdrängt wurden, und von da Kolonien an die Westküsten Kleinasiens sandten, blieben entweder die Jonischen Inselbewohner verschont, oder wurden erst von den weichenden und zurückgedrängten Joniern betreten, oder aber erst von Kleinasien her bevölkert. Für das Letztere scheint die alte Ueberlieferung von dem ersten Beherrscher Zakynthos zu stimmen. Zakynthos nämlich, ein Sohn des Dardanus, soll mit einer phrygischen Kolonie dieses Eiland betreten und bewohnt haben. Seine Nachkommen

verloren die Souverainität an Laërtes, den Vater des Odysseus, den Herrscher in Ithaka. Die Zakynthier folgten letzterem vor die Mauern Troja's, und der Ruf ihrer Tapferkeit ist durch Homers Gesang verewigt.

Zante ist ein freundlicher, von schönen Lusthainen beschatteter Garten; die Insel ist gebirgig und scheint vulkanischen Ursprunges zu seyn, wovon das schon von Herodot gekannte stark riechende Erdharz, welches die im Vorgrund des Bildes angedeutete Quelle mit sich führte, ein Zeugniß seyn mag.

Gegen das Cap Thornese hin (Chelonates prom) hat das Eiland eine Bucht, in welcher die Hauptstadt liegt, geschützt von einem Bergkastell, von den Alten Psophis genannt.

Sie ist eine der fruchtbarsten Inseln des Mittelmeeres, daher sie auch Blüthe der Levante, die Zakynthische Blume heißt.





I.

Erinnerungen in Bildern.

Der alte Dragoner.

Skizze aus dem Leben;

von

Wilhelm von Chézy.

Behaglich saß der alte Invalide in seiner Ecke, und sah mit halbgeschlossenen Augen in die blauen Wirbel der Tabakswolken, aus denen ihm bekannte Gesichter längstgeschiedener Kameraden traulich entgegennickten, während er, ohne die Lippen zu rühren, mit ihnen von vergangenen Tagen koste, in denen sie zusammen auf muthigen Rossen manchen guten Ritt gethan. Unter ihnen fehlte nicht der eisgraue Wachtmeister, der von den letzten Zügen des tapfern Prinzen Euzen von Savoyen zu erzählen wußte, wie er in seiner gewaltigen Alongenperücke vor seinen getreuen Dragonern einhersprengte, und als Greis noch so fest im Sattel saß, wie dazumal, da er, ein jugendlicher Held, die Türken bei Zentha schlug; denn auch davon wußte der Wachtmeister zu reden, obschon es geschehen, bevor er geboren war, — war er doch die lebendige Chronik aller Ueberlieferungen des Regiments. Aber der Erbe all seiner Geschichten war der wackere Reiter gewesen, der jetzt, alt und schwach, von der Vergangenheit träumte, und mit Wehmuth des Tages gedachte, da ein Ziethenscher Husar dem greisen

Wachtmeister mit krummem Säbel den Kopf spaltete. — Ihm selbst war es nicht so gut geworden, und deßhalb haderte er oft mit dem Geschick ...

Den Träumer unterbrach das Geräusch, mit dem sich die Thüre öffnete, und aufblickend gewahrte er die wohlbekannte Gestalt einer Jungfrau, welche, eine Schüssel in Händen, am Arm einen Korb, mit freundlichem Gruß eintrat. „Meine Taube mit dem Oelzweig;" sagte der Alte: „Du bringst heut reichliche Atzung, als ob ein Festtag wäre." — Das Mädchen nickte lächelnd, und entgegnete, indem es mit hausmütterlicher Geschäftigkeit ein weißes Tuch auf den Tisch breitete und die Speisen darauf ordnete: „Laßt es Euch schmecken, alter Vater; ist doch jeglicher Tag ein Festtag, so wir nur über uns den blauen Himmel und um uns her die grüne Erde mit hellen Augen sehen." — „Meine Augen sind nicht mehr die hellsten, Kind, aber immer noch klar genug, in Freude zu erglänzen, wenn sie Dich erschauen. Heut ist mir ohne dieß recht festlich zu Muthe ..." — Mit diesen Worten setzte sich der Invalide zum Tisch, und nahm von dem, was ihm die freundliche Geberin bot.

„Sag mir doch, Kind," sprach er nach einer Weile: „ich kenne Dich schon so lange, und dennoch weiß ich den Namen des Engels nicht, der sich des verlassenen Greises so freundlich erbarmt." — „Ich weiß nicht," entgegnete das Mädchen mit abweisendem Scherz, „wie Euer Engel heißt, insofern Er es ist, welcher mich sendet, just mich, statt einer mürrischen Wärterin, oder eines Brummbärs von altem Kameraden." — Der Soldat schüttelte das Haupt, und sagte leise: „Ich meine nur wie Du getauft bist?" — „Katharina." — „Also Kathy. Ein schöner Name, der mir alte liebe Erinnerungen weckt . . . ."

Der Invalide sprang von seinem Stuhl auf, und ging hastig im Zimmer auf und ab; mehr beunruhigt als erstaunt sah Katharina diesem Treiben eine gute Weile zu, und sagte dann mit ihrem gewöhnlichen sanften Gleichmuth: „Ihr seyd nicht wohl, guter Xaver; gewiß thut es Euch Schaden, daß Ihr seit so langer Zeit still und in Euch gekehrt das Zimmer hütet." — „Pah, was soll ich draußen?" brummte er entgegen: „Ja, wenn ich noch den bespornten Stiefel in den Steigbügel stemmen, und einen unbändigen Gaul tummeln könnte! Aber so." — Worauf das Mädchen: „Ei, alter Reitersmann, ist es nicht auch artig, im hellen Sonnenschein durch die grüne



THE INVALIDE



Erlenallee, am Rand des Murmelbachs hin, eine feine Magd zum Freihof hinaus zu geleiten?" Xaver sah die Sprecherin groß an; doch sie fuhr fort: „Ja, Vater, ich möchte mit Euch hinaus spazieren gehen. Wollt Ihr mir die Bitte abschlagen?" — „Zum Freihof willst Du, Mägdlein?" rief er mit großer Lebhaftigkeit: „zum Freihof? Wohlan, ich habe den alten Krähenhorst seit wenigstens fünfzig Jahren nicht gesehen. Nicht wahr, eine hübsche Weile? So komm denn...." Er suchte die lange nicht gebrauchte Mütze aus ihrem Winkel, bürstete den Staub herab, wie in der Zeit, da er noch die musternden Blicke seiner Obern zu erwarten hatte, und war bald zum Gang bereit. Katharina aber gab dem wankenden Greis den Arm, und führte ihn durch die engen Gassen der alterthümlichen Stadt zum Thor hinaus, wo auf den weiten Feldern die reifenden Saaten wogten, indem ihre hochaufstrebenden Halme bereits die Aeste der Obstbäume streiften, welche die Raine beschatteten.

Als die Spaziergänger bei der Ecke des Buchenwäldchens in die Erlen-Allee bogen, stand Xaver still und betrachtete mit leuchtenden Blicken die Aussicht, die sich ihm bot. „Ist nicht Alles noch, wie damals?" murmelte er vor sich hin: „sind nicht die Gegenstände dieselben, und doch um so vieles anders? Dort hinten liegt das Dörflein, versteckt zwischen Apfelbäumen und Schlehenhecken, und der Kirchthurm trägt noch sein Storchnest. Hier unten steht, wie sonst, das alte graue Gemäuer des Freihofs, und ich meine, ich sehe unter dem Rebenumrankten Vordach den runden Wirth noch, wie er mit gleicher Freundlichkeit die scheidenden Gäste begrüßt und die ankommenden willkommen heißt. Aber vor dem hochgewölbten Thorweg beschattet nicht mehr die uralte Linde den Brunnen; ein Bäumchen von kaum vierzig Jahren steht da. So muß das Alte dem Neuen weichen, und unbekümmert wandeln die Lebenden an den Zeichen der Vergänglichkeit vorüber, die Menschen so gut wie die Thiere." — „Was ficht Euch an, Altvater," fragte Katharina, „Ihr redet ja mit einem Male ganz wunderlich?" — Der Invalide winkte dem Mädchen, zu schweigen, und fuhr in seinem Selbstgespräch fort, indem sie langsam weiter gingen: „Just hier schlich er beim Schein der Morgensonne aus dem Walde hervor, in einen schmutzigen Zwilchkittel gehüllt, das Gesicht mit Kienruß geschwärzt." — „Wer?" — „Nun, Er, mein Kind. Ich mag ihn eben nicht bei Namen

nennen. Er trug ein schweißendes Reh an dem Stecken und der rostigen Kugelbüchse auf den Schultern, und förderte seine Schritte, weil es schon heller wurde, als ihm lieb war. Am Brunnentrog wusch er den Ruß vom Gesicht, und schlich in den Hof, indem er nach dem Kammerfenster seiner Braut emporschielte. Der Laden war schon geöffnet, aber hinter den Scheiben niemand zu sehen. So versteckte er denn im Hinterhaus das Gewehr und die Beute, und sagte zu sich: Gott Lob, ich bin wieder unentdeckt vom gefährlichen Waidwerk heimgelangt. Es war das letzte Mal, denn am Sonntag führ' ich die Kathy zur Kirche, und das Wildern gehört nur für Buben! — Er wandte sich zur Hausthüre, die er, gegen alle Gewohnheit, verschlossen fand. Was bedeutet das? brummte er, und sah empor; da traf sein Blick auf eine Tafel, auf der geschrieben stand: Werbezelt für Cavalleristen; hier wird kein Infanterist angenommen. — Ueber der Inschrift schwebte der doppelköpfige Reichsadler mit dem Heiligenschein. Aha, sagte er, des Kaisers Werber sind hier eingezogen, und haben den Käfischt zugesperrt, daß ihnen ihre Vöglein nicht wegflattern. Ich muß also ein Stündlein auf dem frischen Heu schlafen! — Er streckte sich auf das duftige Lager hin, schlief fest ein und träumte vom fröhlichen Hochzeitreigen. Plötzlich packte ihn etwas bei der Schulter und schüttelte ihn mächtig. Vor ihm stand ein bärtiger Mann in einem weißen Rock, einen dreieckigen Hut mit wehendem Busch auf dem Kopf, einen langen Pallasch an der Seite, und an den hohen Stiefeln glänzende Sporen. Der Erwachende schob des Dragoners behandschuhte Faust von seiner Achsel, und fragte: Was gibts? Was will Er? — Hm! brummte der Andere: just nicht gar viel, aber allenfalls Ihn selbst. — Mich? — So zu sagen, ja. Komm her, Kamerad, Prinz Eugen soll leben! — Meinetwegen mag er leben, obschon ich immer hörte, er sey todt. — Was, todt? Er lebt fort in seinen Dragonern. Nun, was meinst Du dazu, willst Du mitleben? Willst Du im weißen Rock auf einem schönen Schimmel sitzen, wie der heilige Ritter Georg, welcher der erste Dragoner war? Komm, Gesell, das durchlauchtige Erzhaus soll leben. Du bist gewachsen wie ein Püppchen, und magst es wohl zum Vicegefreiten bringen; da kannst Du den ganzen Tag auf der Pritsche liegen und mit den Spornrädern spielen. — Er schüttelte den Kopf. Er mag wohl ganz recht haben, sagte er zum Werber, aber ich habe keine Zeit, weil ich am Sonntag heirathen

muß. — Heirathen, lachte der Kriegsmann, und wen denn? — Die Kathy, meine Muhme. Sie hat zweitausend Gulden, und ist eine schöne Dirne. — Der Dragoner wurde plötzlich ernsthaft, und sagte: Du bist also der Sohn vom Hause? — Er nickte bejahend, und der Andere fuhr fort, indem er mit einer Hand nach dem Kammerfenster hinauf, und dann mit der andern nach dem Hintergebäude hinüber deutete: Ich habe gestern in der Stadt ein Vöglein pfeifen hören, daß des Churfürsten Amtleute auf Deiner Fährte sind, Du weißt schon, warum? Kurz und gut, die Dirne wird Zeit haben, sich die Sache noch einmal zu überlegen, bis Du aus dem Raspelhause wiederkommst, ... oder aus dem Krieg. Bis heut Mittag hast Du noch die Wahl, bedenke Dirs reiflich. — Der Reiter wandte sich pfeifend um, und ging zum Stall; Er aber sah mit grimmigen Blicken nach Katharinens Fenster hinauf, und murrte: Also von da hat er mich gesehen? Von da?... Tausend wilde Gedanken jagten sich durch sein erhitztes Gehirn; bald griff er nach dem Messer in seiner Hosentasche, bald nahm er sich vor, die Ungetreue durch eisigen Hohn zu quälen und zu strafen, und endlich stürmte er ins Haus. In der Zechstube saß der Werber mit seinen Begleitern und mehreren Recruten bei vollen Bechern. Setz' Dich zu uns, Wirthssohn, riefen die Trinker, heute roth, morgen todt, drum wollen wir lustig seyn. Thu Bescheid. A. E. I. O. V. Fünf Buchstaben, fünf Züge. Das heißt: Aller Ehren ist Oesterreich voll. Der Becher muß die Nagelprobe halten! — Er that ehrlich Bescheid, und der Wein bemächtigte sich des übernächtigen, von Schreck und Zorn erregten Kopfes. Würfel her, schrie der Werber, und im Augenblick klapperten die gefährlichen Drei auf dem Tisch, zwischen den vollen Gläsern und den Haufen blanken Silbers, das die Kriegsknechte rasselnd aus ledernen Beuteln schüttelten. Zu Ihm aber trat die sanfte Katharina, und sah ihn wehmüthig aus schwimmenden Augen an; er stieß sie von sich, und drohte ihr mit der geballten Faust. Da setzte sie sich in eine Ecke, und weinte still, während er mit den wüsten Gesellen weiter würfelte, und in seinen Zorn Schoppen auf Schoppen goß, — Oel ins Feuer. Da rief sein alter Vater: Nachtschwärmer, Trunkenbold, das Mädchen ist viel zu gut für Dich. — Drum behalte sie, wer mag, lachte er entgegen, und von da verschwand aus seinen hervorquellenden Augen die Sehkraft, aus seiner Seele das Bewußtseyn. Er zechte und würfelte fort, Gott weiß,

wie lange. Endlich führten ihn die Werber von dannen, und niemand hat mehr von ihm vernommen."

„Das ist eine böse, unheimliche Geschichte," sagte das Mädchen, als der Invalide endlich erschöpft schwieg. Sie waren unterdessen bei der Schenke angelangt, und setzten sich in die große Stube, deren alterthümliches Geräthe ganz zu den schwarzgerauchten Wänden und den runden Fensterscheiben paßte. Ein junger Bursche brachte Wein, und gesellte sich zu ihnen, indem er den Alten ehrerbietig, das Mädchen zutraulich grüßte. „Trinkt," sagte Katharina: „Der Wein ist ein Freund des Alters, und macht am Greise gut, was er am Jüngling verschuldete." Dann setzte sie lächelnd hinzu: „Ich lasse Euch ein Weilchen mit dem Franz allein. Mit Euch mag er trinken, denn Ihr seyd zwar ein Soldat, aber kein Werber." — Sie hüpfte fort, und der Alte, von dem Weg und der ungewohnten Aufregung ermüdet, nickte, nach kurzem gleichgültigem Gespräch mit dem jungen Wirth, auf seinem Stuhl ein.

Als er die Augen wieder aufschlug, blinkte die sinkende Sonne durch die Scheiben. „Es wird spät, wir müssen heimkehren," sagte er zu Katharinen, die neben ihm stand. Da nahm sie ihn still lächelnd bei der Hand, führte ihn die schmale Treppe hinauf, und öffnete eine Thüre. „Das war Ihre Kammer," seufzte der Greis, und sah verwundert die Geräthschaften an, denn an der Wand hing unter Loudons Bildniß ein Türkensäbel, daneben zwitscherte ein Zeisig im Käficht; Schlachtbilder zierten die Wände, und in einer Ecke lehnten unter dem Drogonerhelm der Pallasch und der Carabiner. „Ei, wie ist mir denn?" fragte Xaver: „Bin ich denn im Freihof, oder daheim?" — „Beides," entgegnete Katharina. In diesem Augenblicke trat Franz in die Kammer, reichte dem Invaliden die Hand, und sprach: „Ihr hättet Euch wohl bei uns melden können, Großoheim. Ich hätte mein Lebtag nichts von Euch erfahren, wenn meine Braut da Euch nicht zufällig gefunden hätte. Nun, laßt es Euch bei uns gefallen."

Mit einer Mischung von Wehmuth und Groll reichte der Invalide dem freundlichen Wirth die Hand. „Bei Gott, ich erkenne Deine Liebe mit Dank," sagte er: „aber mir wäre vielleicht besser, ich hätte bis zu meinem Ende fortgelebt, wie seit zwanzig Jahren, — nämlich weit von dem Schauplatz meiner süßesten und herbsten Erinnerungen, so nah ich auch immer war.



DORFSCHE[illegible]



Seit einem halben Jahrhundert sah ich dieses Haus nicht, und nun ichs endlich wiedersehe, ist mir, als wäre erst ein Tag seit meinem Scheiden verflossen..." — Franz unterbrach ihn: „Hört, Großoheim, Eins muß ich Euch vor allen Dingen sagen, wie ichs oft von der Großmutter selbst hörte: sie war unschuldig, und die Worte der Eifersucht, die Ihr beim barschen Abschied ihr noch zurieft, verdiente sie nicht...."

Der Invalide winkte Katharinens Enkel, zu schweigen, und sagte nach einer Weile: „Das weiß ich besser, als Du. Sie hatte dem Werber ihr Zimmer abgetreten, wie er mir später selbst erzählte. Laß gut seyn; mein Bruder war klüger und glücklicher, als ich, und schon vorher hatte ich bemerkt, daß er mich um die Braut beneidete, die er dann heimführte. Mögen sie im Frieden ruhen, und auch in meine Seele der Frieden wieder einziehen noch vor dem letzten Schlummer." — „Amen," fügten die Beiden hinzu. — Und so geschah es, denn noch lebt der alte Dragoner froh und munter, und erzählt den Urenkeln seiner Katharine von Loudons Zügen, dem alten Fritz und den Türken, und sagt, wenn ihn manchmal die Reue über seine jugendliche Uebereilung anwandeln will: „Ei was, am Ende kommt alles auf Eins heraus, und wenn ich die Kathy gefreit hätte, so wär ich kein Dragoner geworden und hätte weder Türken noch Preußen gesehen."

II.

Homers Odyssee

in Umrissen nach John Flaxman;

mit

Erläuterungen

von

Dr. K. L. Schmidt.

Pallas im Anblick Ithaca's.

Die kampf- und schlachtenkundige Göttin der Weisheit und des klugen Rathes hat den Thron des Olympischen Herrschers und Vaters verlassen, die flüchtige Sohlen angethan und das Gewand geschürzt, um, — dem gefaßten Rathschlusse gemäß — gen Ithaca zu eilen.

Wir sehen sie im Anblick dieses Eilandes, schon sind unter ihren Füßen die Zinnen der auf waldigen Höhen liegenden Königsburg der Laërtiden sichtbar; der Eindruck, den ihr Anblick auf die Göttin macht, ist nicht zu verkennen: auf ihrem Antlitz liegt Wehmuth und Indignation, welche sich auch sehr schön und deutlich in der raschen Bewegung des linken Armes ausspricht, denn in der ersten Anwandlung gerechten Zornes fährt ihre Hand rückwärts, als wollte sie gleich die Strafe auf den erblickten Frevel herabschleudern; mit der Rechten hält sie die auf der Schulter liegende

MINERVA STEIGT AUF DER INSEL ITHACA NIEDER

2



Lanze, aber sie faßt sie in diesem Augenblicke mit kräftigerem Druck, nicht um sie hinabzusenden auf die das Gastrecht höhnenden Bewohner der Burg, sondern unwillkürlich sich zu bemeistern, und sich zurückzuhalten von einer raschen That, welche, jetzt schon geübt, ihrem Plane und Zwecke zuwider wäre.

Die Veranlassung dieser heftigen Gemüthsbewegung sehen wir nicht, denn unserem Auge ist nur der aus den Gipfeln der Bäume emporragende Pallast des Odysseus sichtbar; aber das große, scharfe Auge der Göttin erblickt, wie ein Adler aus den Höhen herab, das freche Treiben und Walten der Freier Penelopens.

Unter dem wehenden Greifenhelm wallen die ambrosischen Locken hervor, von der rechten Schulter über die Brust herab ruht die Aegide, ursprünglich bei den Phrygiern in einem Ziegenfelle bestehend, das man im Kampfe um Schulter und Arm geworfen, um sich ihrer statt — ungefähr wie die Husaren ihres Pelzes — des Schildes zu bedienen. Die Aegide der Pallas ist mit dem Medusenhaupte geziert, oder vielmehr gewaffnet und mit schlangenartigen Agraffen und Spangen eingefaßt und befestigt; das wehende Gewand ist mit großer Eleganz geordnet, die trockenen Falten verkündigen die Eile und rasche Hast der Göttin, und erhöhen die drohende Strenge ihres Aussehens, denn

„Stürmenden Schwungs entflog sie den Felsenhöhn des Olympos,“

und Od. I. 102.

„schwebt über das unendliche Land hin, wie im Hauche des Windes.“

Da jedoch gegenwärtiger Bildertext sich nicht allein auf die vorliegenden Compositionen des Künstlers beschränkt, sondern auch auf die noch ausser dem Bildercyclus gelegenen Begebenheiten und Verhältnisse des Heldengedichtes, auf die Folge und den Faden der Begebenheiten sein Auge richtet, und, so weit es der Raum gestattet, sogar das Mythologische, Archäologische und Aesthetische in sein Gebiet hineinzuziehen gedenkt; so erscheint uns hier Pallas unter zweifacher Beziehung; in einer allgemeinen, mythologischen, als Göttin, und in einer besonderen, persönlichen oder epischen.

Kein Mythus, kein Gedicht des Alterthums gibt uns ein lebendigeres, ausgeführteres Bild von der Göttin der Weisheit, als das Homerische; hier

erfahren wir, daß sie große blaue Augen habe. Durch einen von der Sprache veranlaßten Mißverstand gab man der homerischen Minerva Stieraugen; allein dieß wollte Homer gewiß nicht andeuten, sondern nur ein großes, hochliegendes Auge; ebenso wollte Homer gewiß mehr bezeichnen als nur daß sie ein blaues, oder blaugraues Auge habe, nämlich zugleich auch den hellen, leuchtenden und durchdringenden Blick.

Dazu gibt Homer der Göttin, als gewichtigen Sprecherin im Rathe der Götter, auch die Grazie des Mundes und der Ueberredung; denn wenn er Zeus zu Athene sagen läßt: „welch' ein Wort entfuhr dem Gepferche deiner Zähne," — so stellt sich unserer Phantasie eine liebliche Perlenreihe von weißen Zähnen dar, welche einem Zeus, dem bekannten Verehrer weiblicher Schönheit, nicht entgehen durften.

Mit diesen Zügen ist das homerische Ideal einer Athene entworfen; das antike Kunstideal von derselben stammt aus den Zeiten des hohen Styles, von Phidias her, der diese Göttin im Parthenon Athens in kolossaler Größe darstellte: die Pallas im Hause Albani und die von Velletri, die nach Paris wandern mußte, sind die vorzüglichsten Abbildungen nach dem Ideal des Phidias. Großheit, Ernst und tiefe, sinnende Ruhe thronen auf dem Antlitz derselben, sie ist über die etwas irdischen Reize, die ihr Homer beilegt, erhaben, eine wahrhaft göttliche, erschreckende und kalte Schönheit. Auch ihr Waffenschmuck beurkundet die furchtbare und weise Göttin; ihr Helm ist mit Greifen und Sphynxen geschmückt, auf der Aegide das Medusenhaupt, der Schild mit den Titanenkämpfen fehlt zwar bei den Statuen, wohl aber erblickt man ihn auf Gemmen. Nicht selten hat sie auf der Hand eine Victoria ruhen, denn der kampffähigen Weisheit kann der Sieg nicht fehlen.

Die Göttin nimmt Theil an den Angelegenheiten der Menschen; wo Klugheit und Besonnenheit mit Muth und Tapferkeit vereint sind, da ist sie fördernde Beschützerin jeglichen Beginnens; daher sie Athen zu ihrem Liebling erkohren, ihm war sie in Krieg und Frieden heilig, ward aber vorzüglich als Göttin des letzteren geehrt, indem sie ihn durch das Geschenk forschender Weisheit und des nährenden Oelbaumes verherrlichte.

In ihrer besonderen epischen Beziehung zu den homerischen Gedichten ist sie von großer Wichtigkeit, denn durch sie wurde, nebst Juno und Venus,

der Knoten zur Ilias, und somit auch zur Odyssee geschürzt. Wegen verachteter Schönheit beim Urtheil des Paris wurde sie die erbittertste Feindin der Dardaniden und die thätigste Helferin der listigen Hellenen im Rachekampfe; aber vor Allem ist sie die Göttin der Odyssee durch ihren vorwaltenden Einfluß; ihre Rache ist durch den Untergang Ilions befriedigt, aber der bei diesem Rachewerk verdienstvollste und thätigste Hellenenfürst ist noch dem Zorne der übrigen Götter preisgegeben, und irret in der Fremde umher, ohne die Heimath zu finden. Pflicht und Neigung machen sie also zur Beschützerin und Retterin des Dulders Odysseus, der, nur durch die List des Palamedes gezwungen, dem Zuge gegen Troja gefolgt war, und dennoch allein durch *seine* List und Gewandtheit die Rache an dem Geschlechte des Priamus für den Raub der Helena vollzogen hatte: sie eilte daher ihrem Liebling zu Hülfe, und ihr erstes Geschäft ist, gen Ithaca zu eilen, die unglückliche, bedrängte Penelope durch Versicherung der einstigen Rückkehr des Odysseus zu trösten und sie zu fernerem Widerstand gegen das Drängen der Freier zu ermuntern, während sie selbst den Telemachos geleitete, die Spuren des irrefahrenden Vaters aufzusuchen.

Phaemios und die Freier.

Pallas hatte Ithaca erreicht, die Gestalt des Taphier Königs Mentor, wie man jetzt noch manchmal die Hofmeister nennt, angenommen, und an den Thoren des Königspallastes die gastfreundliche Begrüßung Telemachs erwartet. Während sie so dem üppigen Treiben der Freier zugesehen, wie sie auf Häuten der von ihnen verzehrten Rinder ruhend, sich bewirthen ließen und schwelgten, hatte sich Telemachos mit freundlicher Einladung genahet, und den Gast zum erquickenden Mahle geführet, wo dieser ihm als alter Gastfreund des Vaters unter dem Toben der Freier, die sich am Gesange des Phämios ergötzten, den männlichen Entschluß, jenen Schwarm der Freier aus dem Pallaste zu vertreiben, und den Rath gibt, nach Ordnung der häuslichen Angelegenheiten nach dem Festlande zu ziehen, um Kunde vom Vater zu erspähen. Aus dem plötzlichen Verschwinden des Gastes ahnet er ein höheres Wesen, dessen Nähe und Worte ihn so wunderbar mit männlichem Muthe und Stolze erfüllt haben.

Schnell nun trat zu den Freiern der Held, gottähnliches Sinnes.
Ihnen sang der Sänger, der weitgepriesene: doch schweigend
Saßen sie all' und horchten; er sang die traurige Heimfahrt,
Die den Achaiern von Troja verhängete Pallas Athene.

Od. I. v. 325 — 328.

Dieß ist der Moment des vorliegenden dritten Bildes; hier erblicken wir wirklich den Gegenstand des Zornes der Athene, welcher uns im vorigen Bilde noch nicht sichtbar war: die prassenden Freier, — doch von den dreihundert nur vier, — mögen die von Homer namentlich eingeführten seyn: Antinoos und Eurymachos, die Fürsten der Freierschaar; Noëmon, Sohn des Phronios aus Elis, und Eurynomos, ein Ithacesier, und Unterthan des Odysseus. Ueber das sittliche und rechtliche Verhältniß der Freier in der Odyssee waltet bis jetzt noch ein tiefes Dunkel; unsers Wissens hat sich noch kein Forscher und Kenner des Alterthums dieser Sache angenommen; überhaupt ist es zu bedauern, daß der Scharfsinn und die Kritik der Gelehrten sich bis jetzt nur mit dem kunsthistorischen und sprachlichen, und nicht mit den ethischen und politischen Verhältnissen in Homer beschäftigt hat.

Es ist nicht zu läugnen, daß die ganze Geschichte mit den Freiern in der Odyssee viel Auffallendes hat. Einerseits trifft man schon auf eine zum förmlichen Ehegesetze gediehene Sitte an, wonach die Gattin sich in kein neues Eheverhältniß einlassen darf, bevor notorische Kunde vom Tode des bisherigen Gatten vorhanden ist: andererseits die freche Gewalt der Freier, die, alles Gesetz und alles Recht verhöhnend, bereits ins vierte Jahr die Gattin des Odysseus, dem sogar ein Theil derselben als Vasallen und Unterthanen angehörten, freiend bedrängen, und sich herausnehmen, was nur die heilige Sitte der Gastfreundschaft aus freier Neigung zu gewähren pflegt. Zwar ist der einstige Tag der Vergeltung und Rache durch das ganze Epos hindurch als unvermeidlich voraus verkündet, und das unter den Schutz der Götter gestellte Recht des Besitzes und der Gastfreundschaft rufet bei jeder Gelegenheit um Hülfe und Rache, und selbst der Sänger nennt die Verletzung derselben unerhört und empörend: aber dennoch bleibt das ganze Verhältniß der Freier befremdend und unwahrscheinlich. Wie konnte ein so armes und kleines Reich wie das des Odysseus, angenommen, daß es sich auch über Ithaca hinauserstreckte, eine so große Anzahl von Prassern

ODYSSEE



vier Jahre lang befriedigen? Wie groß mußte der Pallast seyn, um sie zu beherbergen?

Der Reisende Dodwell will die Spuren des alten Pallastes auf Ithaca gefunden haben, und auch die mündliche Ueberlieferung der Einwohner stimmt mit seiner Angabe überein; keine andere Lage in Ithaca, sagt er, vermag dem von ihm bezeichneten Platze, die Ehre, des Odysseus Wiege zu seyn, streitig zu machen; es ist nämlich dieser Platz auf der Spitze eines steilen Hügels, auf dessen Terrassen die Hauptstadt der Insel lag. Auch Cicero's Angabe in seinem ersten Buche „vom Redner“ bestätigt unseres Gewährmannes Meinung: denn es ist wahrscheinlich, daß zur Zeit des Cicero noch deutlichere Spuren von der alten Burg der Laërtiden vorhanden waren, sonst hätte er nicht mit der Bestimmtheit sagen können, daß sie wie ein Vogelnest auf dem rauhesten Felsen liege. Dieser Raum ist aber zu klein für einen Pallast der dreihundert Freier, die doch wahrscheinlich auch Gefolge hatten, nebst dem der Penelope Obdach gewähren könnte.

Zu dem konnte die ganze häusliche Einrichtung und Oekonomie nicht von so großer Ausdehnung gewesen seyn, daß ein vierjähriges Prassen so vieler Freier sie nicht vor der Zeit erschöpft hätte, da eine einzige alte Schaffnerin dem ganzen Hauswesen und der Vorrathskammer vorstand, und überhaupt Homer selbst uns das Hoflager als einfach und sogar patriarchalisch frugal beschreibt.

Es scheint also, daß die Wahrheit, erst von der Volkssage entstellt und übertrieben, dem Sänger der Odyssee zu Ohren kam; denn es ist allerdings glaubwürdig, daß während der langen Abwesenheit des Herrschers, Anarchie in seinem Reiche entstanden; daß die Begierde nach dem Besitze der liebenswürdigen verlassenen Gattin des Helden die Vornehmen von Nah und Ferne zu dieser Anarchie veranlaßte, denn der Preis war eine schöne, tugendhafte Gattin, die ein Königreich zur Morgengabe mitbringt.

Der bei Weitem kleinere Theil der Brautwerber mochte daher wirklich durch beständigen Aufenthalt im Pallaste des Odysseus, die Gattin desselben bewegen, ihre Hand einem von ihnen zu geben, um das von den Prassern ohnedieß bedrohete Vermögen zu retten; während der größte Theil der ungeladenen Gäste sich nur mit häufigem und zahlreichem Besuche begnügte.

(Fortsetzung folgt.)

III.

Landschaftliches und Archäologisches

zu Virgils Aeneide,

von

Dr. K. L. Schmidt.

Ithaca. Thiaki.

Dieses kleine Eiland, das Reich und die Heimath des Odysseus, ist ein kahler, nur von einigen kulturfähigen Thälern eingeschnittener Kalksteinrücken, der aus den Gewässern des jonischen Meeres hervortaucht; und nur dem Barden von Chios verdankt es seine Berühmtheit.

Dieses kleine und arme Ithaca war also das Vaterland, welches jener zwanzigjährige Irrfahrer mit einer Sehnsucht, Wärme und Treue liebte, die zum Sprichwort und Muster geworden, und die sich nicht treffender erklären läßt, als mit Ciceros wenigen Worten: „non quia larga, sed quia sua erat," — nicht weil es groß, sondern weil es das seinige war. Und was kann wirklich unsre Aufmerksamkeit auf dieses kleine Eiland mehr noch fesseln, als daß es des göttergleichen Helden Wiege und Thron gewesen? daß es der Schauplatz so rührender Tugend und Treue einer Penelope? daß es der Boden ist, um welchen wir von Jugend auf den heiligen Schimmer der Dichtung gesehen?

Der brittische Reisende Dodwell will die Stelle, wo der Pallast der alten Herrscher gestanden, gefunden haben; man zeigt wirklich einige Ruinen auf dem kleinen, in das Meer hineinragenden Felsen Aloco, von den Ein-





wohnern „Schloß der heiligen Penelope" genannt, am äußersten Ende der Bay von Aitos. Auf dem Abhange des Berges gewahrt man zuerst die Ringmauern einer ehemaligen Stadt: höher hinauf aber zeigen sich die Reste einer Veste, die gerade wie die ältesten Citadellen, bei den Griechen noch jetzt Akropolis genannt, im Dreieck angelegt ist, und deren Mauern auch von jener cyclopischen Bauart sind, welche der ältesten Architectur angehört. Cicero sagt, das Schloß des Ulysses liege wie ein Vogelnest auf dem rauhesten Felsen; und auch Dodwell ist der Meinung, daß keine andere Lage in Ithaca für diese Bezeichnung so gut passe.

(Siehe oben Pag. 29.)

Die jetzige Hauptstadt der Insel heißt Vathi, von dem einzigen zugänglichen und geräumigen Hafen der Insel so genannt; es ist das griechische *Βαθυ*, das heißt tief.

Die Ruinen von Selinus.

Diese Stadt war eine Kolonie der Megarischen Dorier unter Pammilus; sie erhielt ihren Namen von dem nahegelegenen Flüßchen, dessen Ufer stark mit Eppich bewachsen waren. Sie war schon eine blühende Handelsstadt von wenigstens 30,000 Einwohnern, als sie die erste Unternehmung der Karthager auf Sicilien unterstützte; später aber hatte Selinunt im Streite mit der Stadt Egesta dieselben Karthager zu ihren Feinden, welche es mit Sturm eroberten und zweimal zerstörten. Bei der letztern Zerstörung, 249 v. Chr., wurden die Einwohner nach Lilybaeum versetzt. Seitdem erhob es sich nicht wieder aus seinen Ruinen; sie erregen die Bewunderung aller Reisenden. Es sind die Trümmer von drei Tempeln; die Säulen, welche die Einwohner „Riesensäulen" nennen, gleichen umgestürzten Thürmen, und zeugen von einem kühnen Menschengeiste, unter dessen Hand sie zu einer Kühnheit und Festigkeit gediehen, welche nur den Stürmen der Zeit und der Elemente unterlag; und wirklich scheint ihr Zusammensturz nur die Wirkung eines Erdbebens zu seyn, welches seine Wuth an diesen Spuren verewigen wollte. Säulentrümmer von 20 Fuß in die Länge, von 10 — 12 Fuß Durchmesser sind 50 — 80 Fuß weit umhergeworfen, von Eppich und wilden Feigen umrankt, und nur der Geier kreiset einsam um das große Grab alter Herrlichkeit.

Die Hauptgruppe von Trümmern ist die des Jupitertempels, er war ψευδοδιπτερος, d. h. mit acht Säulen auf den beiden Giebelseiten, und sechszehn auf der langen Seite, mit Einschluß der Eckfäule. Diese ungeheuern Steinmassen geben einen Begriff von dem hohen Grade der Mechanik der Alten; es findet sich da ein Säulenkapitäl, dessen Abacus, d. h. die obere Fläche, zwölf Quadratfuß hat, und Kapitäl, Wulst und ein Theil des Schaftes sind in einem Stück.

Der Verfasser des der Herzogin von Berry gewidmeten Prachtwerkes über Sicilien nahm diese Ruinen auch von der entgegengesetzten Seite auf; hier sieht man noch drei stehende Säulen des Pronaos. Die ursprüngliche Anlage des Tempels mag ungefähr 310 Fuß in der Länge, und 150 Fuß in der Breite haben, eine doppelte Säulenreihe umschloß die Cella, und das hervortretende Vestibulum hatte vier Säulen in die Tiefe. Die Architektur ist im dorischen, und zwar im älteren, gewaltigen Styl, was man aus der prodigiösen Ausweitung der Säulenwülste, dem Umfange der Kapitäle, dem Umfange des Abacus, und aus der Einfachheit einzelner Bruchstücke des Gesimses von mächtigen Verhältnissen ersehen kann. Eine der drei noch aufgerichteten Säulen, welche in vorliegendem Blättchen nicht sichtbar ist, ist ausgekählt, die Kählen sind so groß, daß — nach der Aussage eines Reisenden — sie den Hirten, welche ihre Heerden in die Nähe dieser Ruinen treiben, Schutz gegen den Regen gewähren. Es scheint daher, daß auch alle übrigen Säulen hätten ausgekählt werden sollen, worin ein hinreichender Grund zur Vermuthung liegt, daß dieser Bau nie vollendet war.



SELINUS

Selinunte.

Ven. Lith. n. 70.



I.

Erinnerungen in Bildern.

Die nächtlichen Wanderer.

Novelle

von

Wilhelm von Chézy.

Im zweifelhaften Licht des schmalen Neumonds stieg der Waidgesell festen Fußes durch die enge waldbewachsene Felsenschlucht aufwärts, den Windungen des ausgetrockneten Flußbettes folgend, dessen blankgewaschene Kiesel ihm den sichersten Weg bezeichneten, auf dem er, — ungeirrt von den seltsamen Formen des zerrissenen Gesteins, von den alten Bäumen, die gespenstige Krallen von sich streckten, von dem Rauschen des Nachtwinds in den Wipfeln des Fichtenwaldes, — fürbas schritt, wie einer, der seiner Richtung vollkommen Meister ist. Mit einemmal jedoch stand er lauschend still; an sein geübtes Ohr schlugen, kaum vernehmbar, fremdartige Töne. Er nahm die Kugelbüchse von der Achsel, und zog das Rad des Schlosses auf, doch ohne noch den Stein aufzusetzen. „Das ist nicht der Wind, der die Aeste schüttelt oder die alten Stämme packt, daß sie ächzend und knarrend sich biegen," sagte er für sich: „Auch ist es nicht das Käuzlein, das

dem Mond sein Minnelied vorsingt, — nicht der Hirsch, der rehrend die Hinde ruft, — denn ich höre zu gleicher Zeit alle diese. Vielleicht jammert irgend ein irrer Geist nach Gnade und Erlösung. Sei es, mir mag er nichts anhaben, denn ich trage einen geweihten Rosenkranz im Gürtel." — Mit einem Griff überzeugte er sich, daß er das schützende Amulet nicht verloren, und setzte seinen Weg vorsichtig fort. Die Töne wurden immer deutlicher, und als er, auf der Höhe angelangt, den gebahnten Pfad erreichte, der sich über das Joch des Berges hinzog, unterschied er ein Ave Maria, das mit bebenden Lippen von einer Männerstimme gesprochen ward; und mitten im Wege kniecte, die gefalteten Hände hoch erhoben, eine Gestalt. Der Jäger kreuzte sich, und rief ein beherztes „Wer da?" indem er, anschlagend, das Gewehr mit drohendem Rasseln in die vorgestreckte Linke fallen ließ. Da rollte die Gestalt des nächtlichen Beters zusammengekauert auf den Boden hin, und jammerte: „Bist Du ein Mensch von Fleisch und Blut?" — „Was sonst, du winselndes Wesen?" hieß die rauhe Antwort. — „O, so sei mir willkommen," fuhr der Andre fort, „ich grüße Dich als Freund und als Retter. Thu die dräuende Waffe weg, Du hast von mir nichts zu befahren." — „Es kommt mir schier selber so vor," rief lachend der Jäger: „und wenn Du auch einer von den Räubern bist, die hier Weg und Steg unsicher machen, so mußt Du wissen, daß bei mir nichts zu holen." — „Ich ein Räuber? Ach Gott, ich bin ein armer Lanzknecht, ein guter Kerl aus Bergamo, und wäre mein Lebtag' nicht in das verdammte Gebirg bei Nacht und Nebel gerathen, wenn nicht mein gnädiger Herr mich fortgesprengt hätte." — „Wer ist Dein Herr?" — „Der Herzog." — „Unser Herzog?" — „Ja, der von Ferrara." — „Und wo sollst Du für ihn hingehen?" — „Zu seinem neuen Statthalter, dem Messer Lodovico. Ich soll ihm einen Auftrag bringen." — „So? Und statt dessen liegst Du hier auf dem Weg, und plärrst wie ein Starmatz....." — „Ach Gott, ach Gott! Siehst Du denn nicht dort am Felsen das Gespenst, wie es uns winkt und zunickt? Ich wollte fliehen; doch die Füße versagten mir den Dienst, meine Kniee sanken, und so lag ich betend seit zwei Stunden hier; aber der Kobold wankt und weicht nicht." Der Jäger blickte scharf nach der angegebenen Richtung hin, trat auf den schwankenden Schatten zu, und brummte: „Dummer Schnack, da haben sie einen guten Gesellen aufgehängt,

als wär' er ein Handtuch. Der thut uns nichts mehr, und ich wollte, wir wären immerdar eben so sicher vor denen, die ihn da aufgehoben haben. Komm, Bergamese, ich will Dich zu einer warmen Herberge führen, wo Du bis zum hellen Morgen Dich aufs Ohr legen magst. Die Nacht ist niemanden hold, als ihren trauten Buhlen, Strauchdieben, Wildschützen, und wer sonst noch von der Eule die gelben Augen lieh. Komm." Zähneklappernd erhob sich der Lanzknecht, und folgte dem neuen Führer, der alsbald den betretenen Pfad verließ, und so rüstig durch den dunkeln Forst die steile Halde hinabstieg, daß der Andre, stolpernd und keuchend, kaum im Stande war, gleichen Schritt zu halten. Tief unten in der Schlucht hielt der Waidmann plötzlich still, und pfiff gellend dreimal hinter einander. Bald antworteten ähnliche Töne, — ein mächtiger Fanghund sprang, Laut gebend, hervor, und schmiegte sich, von dem Jäger mit dem Namen Pagano angerufen, schmeichelnd an seine Kniee, doch nicht ohne den Fremdling seitwärts anzuknurren. Von oben herab klang ein heiseres „Wer da?" von einer rauhen Stimme in gedämpftem Ton gesprochen. „Gut Freund," entgegnete der Ankömmling. „Das merk' ich," sagte der oben: „sonst hätte Euch der Pagan schon beim Kragen. Aber wer sonst noch, als gut Freund?" — „Blitz! kennst Du meine Stimme nicht mehr, oder hat sich der brausende Nachtwind in Deine alten Ohren verfangen, Lenardo?" — „Ah, Ihr seid es, Signor Ricciardetto? Nur Geduld, ich will Euch gleich leuchten." — In wenigen Augenblicken qualmte, von einer halbnackten, abenteuerlichen Gestalt gehalten, eine Kienfackel zwischen den Stämmen, die beiden Wanderer stiegen bei dem matten Licht die rohen, in den Felsen gehauenen Stufen empor, und gelangten in eine Hütte, in deren Mitte auf dem niedern Heerd die Flamme lustig loderte, und mit grellem Schein ein halbes Duzend wilder Gesichter beleuchtete, die alle mit freundlichem Grinsen dem Mann im Jägerkleid einen halb vertraulichen, halb ehrerbietigen Gruß zunickten, während sie mit mißtrauischen Blicken seitwärts seinen Begleiter musterten. Ricciardetto hing seine Waffen an einen Pfeiler, wo noch mehrere Mordgewehre hingen und lehnten, denen anzusehen war, daß sie weder zum Putz dienten, noch dem Verrosten überlassen blieben; dann durchspähte er mit Falkenaugen die Versammlung, und fragte: „Wo ist Bajardo?" — „Herr, wir wissen es nicht," antwortete der Alte, der ihm

vorhin geleuchtet hatte. „Nun, so will ich es Euch sagen; er schaukelt sich oben am Heerweg, und bläckt die Zähne." — Ein Schrei unwilliger Ueberraschung entfuhr der Versammlung; nur Lenardo lachte, und rief: „Der Tölpel! Ich hab' ihn oft gewarnt, und ihm prophezeiht, daß es ihm so gehen würde, wenn er nicht aufhörte, mit Wehr und Waffen seinen Liebesabenteuern nachzugehen. Jetzt sieht er's. Des Statthalters Leute haben noch keinem etwas angehabt, der am Wanderstabe friedlich seine Straße zog." — „Schade um ihn," sagte der Jäger: „er war ein rüstiger unerschrockener Bursche, der Liebling aller Dirnen im ganzen Gebirg. Es ist ihm eben ergangen, wie dem falzenden Auerhahn. Ein paar von Euch mögen hingehen, um ihn ehrlich zu begraben. Ihr findet ihn oben, unfern der Bildsäule des heiligen Pilgers Fridolin, zu dessen Füßen er sanft schlafen kann." Alsbald erhoben sich zwei junge Männer, nahmen Hacken und Schaufeln, und gingen, während der Sprecher fortfuhr: „Und was kauert denn Weißes dort in der Ecke?" Da zupfte ihn Lenardo am Kleid, und flüsterte: „Eine schöne Dame. Unsere Leute nahmen sie heut Mittag als Geisel, und entließen die Begleiter, um das Lösegeld zusammenzubringen. Sie scheint reich und vornehm zu sein, und wir haben vielen Schmuck nebst einer guten Anzahl glänzender Zechinen bei ihr gefunden. So viel wir vernahmen, war sie auf dem Weg zur Hochzeit." — „Ich will mit ihr reden," sagte Ricciardetto eben so leise: „suche Du indeß von meinem Begleiter da in Güte herauszulocken, was er vom Herzog an den Statthalter bestellen soll?" — Lenardo nickte mit zuversichtigem Lächeln, und während er sich an den erstaunten, von sichtbarer Angst geschüttelten Vergamesen mit tröstenden Worten wandte, trat der Räuberhauptmann auf die Dame zu, die bei seiner Annäherung ihren Schleier noch dichter über das Antlitz zog, und ihn von sich winkte. Da sagte er mit einer galanten Verbeugung: „Meine Schöne, ich würde zwar sehr erfreut sein, Euer holdseliges Antlitz zu schauen, und von Euren Rosenlippen Euren, sicherlich sehr edlen Namen zu erfahren; da ich Euch aber entschlossen sehe, mir, so sehr als irgend möglich, die Früchte Eurer Gegenwart zu entziehen, so will ich meine Neugierde im Zaum halten, und mich vor der Hand damit begnügen, Euch meiner Ergebenheit zu versichern. Kann ich Euch vielleicht jetzt in etwas dienen?" Die Verschleierte nickte, und machte mit der Hand

ein Zeichen, daß sie fort wolle. „Das kann nicht sein," lächelte Ricciardetto: „denn es ist draußen dunkel und kalt, und Ihr müßt schon noch ein Weilchen in diesem, Eurer so unwürdigen Aufenthalt verziehen. Leider kann ich Euch auch kein abgesondertes Gemach anweisen, weil die Hütte keinen andern Raum mehr bietet, aber Ihr werdet bald ungestört sein, denn um Mitternacht verlasse ich mit meinen Gefährten diese Stelle, und Ihr bleibt allein mit einem Wächter und dem Gefangnen dort. Gehabt Euch wohl, und so Ihr etwas begehrt, braucht Ihr nur zu befehlen." Mit diesen Worten wandte er sich von ihr, und bemerkte noch, wie sie — ihr Gesicht in den Händen bergend — zu weinen begann; doch ohne sich weiter um sie zu bekümmern, setzte er sich an den Heerd, um mit den Seinen die Nachtkost zu theilen. Nach einer Weile rückte Lenardo zu ihm, und sagte: „Der Bursch ist ein gewiegtes Muttersöhnchen, oder der verstockteste Dummkopf, der mir noch vorgekommen. Er will aus purer Angst sein Gewerbe an den Statthalter vergessen haben." — „Er ist eben nicht der Beherzteste," meinte Ricciardetto: „das hab' ich selbst gar deutlich gesehen. Wir behalten ihn ein paar Tage hier, und führen ihn dann mit verbundenen Augen in den Wald, wo er selbst zusehen mag, wie er sich heraushilft. — Kommen denn die Bauern mit den Saumrossen?" — „Ei, freilich, Hauptmann. Die meisten sind schon da, und wir könnten bald anfangen, die Waaren aufzuladen. Diesmal wird unser Handelsfreund selbst den Transport übernehmen." — „Gut, mein Alter; da lern' ich ihn doch endlich von Angesicht zu Angesicht kennen. Sieh Du indessen beim Aufpacken selbst zu, und ermahne die Bauern, uns treu zu bleiben, denn wie ich höre, weiß der neue Statthalter durch Freundlichkeit und leutseliges Verfahren sie für den Herzog einzunehmen, mehr als durch die Strenge, die er zuweilen übt, um diejenigen zu erschrecken, welche er verstockte Rebellen nennt." — „Wie heißt denn der Hexenmeister?" — „Was weiß ich? Ich hörte ihn immer nur Lodovico nennen. Ich denke aber nächstens seinen Namen von ihm selbst zu erfahren, denn ich hege nicht übel Lust, ihn auf seinem Felsenneſt mit einem Besuch zu überraschen. Doch davon ein andermal. Geh jetzt, und thue, wie ich Dir geheißen; ich will indessen ein Stündchen schlummern." Ricciardetto streckte sich auf das Strohlager nieder, und der Andre ging, von einigen Gefährten begleitet. — Als Lenardo

zurückkam, war es still in der Hütte; am Heerde, auf dem das Feuer nur noch matt brannte, band einer der Räuber aus langen Spähnen Fackeln zusammen, in der Ecke schlummerte der Hauptmann, die Dame saß noch in unveränderter Stellung auf ihrem alten Platz, und zu ihren Füßen kauerte der Bergamese, den Kopf in die Hände gestützt, mit geschlossenen Augen. „Wir haben Fackeln genug, Ganelon," sagte der Eintretende, und rief mit starker Stimme: „Erhebt Euch, Messèr, alles ist in Bereitschaft." Ricciardetto öffnete ruhig die klaren Augen. „Sind alle beisammen?" fragte er. „Alle. Bajardo ist begraben, der Zug zum Weg bereit," antwortete Lenardo, reichte ihm eine brennende Fackel, und nahm einige andere unter den Arm. Der Hauptmann langte seine Waffen vom Pfeiler, und sprach: „Gehabt Euch wohl, meine schöne Unsichtbare. Ganelon, Du bleibst als Beschützer der Dame hier, und wehe Dir, wenn Du ihr Anlaß zu Klagen gibst. Voran." — Lenardo flüsterte dem Wächter den Befehl zu, genau Acht zu geben, und nicht einzuschlafen, und in wenigen Augenblicken waren die Gefangenen mit Ganelon allein, welcher an der Thür dem Geräusch des scheidenden Zuges lauschte, dann den Riegel vorschob, und leisen Schrittes sich den beiden näherte. Nachdem er sich überzeugt, daß die Verschleierte immer noch weinte, und der Lanzknecht laut schnarchend träumte, schürte er das Feuer an, legte Holz zu, stemmte die Ellenbogen auf den Heerd, und wähnte noch mit offnen Augen in die Glut zu starren, als der Schlummer sie längst geschlossen. Der Bergamese aber hatte nicht geschlafen, sondern durch die Wimpern blinzelnd seinen Wächter genau beobachtet; als er ihn nun, von Müdigkeit bezwungen, dem Schlaf überliefert sah, hob er vorsichtig den Kopf in die Höhe, und sagte leise, ohne dabei jedoch den Räuber aus den Augen zu lassen: „Signora..." — „Was soll's?" fragte die Dame. Da legte er bedeutsam den Finger auf die Lippen, und flüsterte: „Vielleicht wacht der Spitzbube dort, wie ich vorhin. Hört mich an." Die Verschleierte neigte sich vorwärts, um seine Worte besser zu vernehmen, und er fuhr fort: „Seht, Signora', ich bin sonst ein beherzter Bursch, und weiß im Gebirg Weg und Steg, wie einer, nur fürchte ich mich vor Gespenstern und Kobolden, und durch diese Furcht bin ich in die Hände der Buschritter gefallen. Ich hatte den Auftrag, dem Statthalter eine Kunde zu bringen, von deren Wahrheit wir uns jetzt selbst überzeugt haben, näm-

lich, daß die Gesellen des heiligen Nicolao heute Nacht einen Transport eingeschmuggelter Waaren vollends in Sicherheit bringen wollen. Nun will ich zuschauen, ob ich vielleicht noch zu rechter Zeit zu Herrn Lodovico kommen kann. Habt Ihr etwas zu bestellen?" — „Du wagst viel, nimm Dich in Acht," sagte die Dame: „wenn Dein Versuch, zu entfliehen, scheitert, gilt es Deinen Kopf." — „Und wenn ich bleibe, meinen Hals, so wahr ich Anselmo heiße. Der Kerl mit den bloßen Füßen und dem Mantel von Ziegenfellen, und der alte Kahlkopf haben mich gar verdächtig angesehen, und scheinen ziemlich Lust zu haben, mich zu der Stelle zu befördern, die heute Abend ihr Spießgesell Bajardo einnahm. Ich mag das nicht abwarten." — „Wohlan, da ich Dich so entschlossen sehe, so magst Du noch Eins thun. Nimm mich mit." — „Ihr wolltet?" — „Ja, ich will. Und so Du mich geleitest und in Sicherheit bringst, wird es Dein Schade nicht sein." — „Ich bins zufrieden, Signora....." — Der Bergamese hatte etwas lauter gesprochen, als vorher, und sah nun mit Erschrecken, daß Ganelon die Augen weit aufriß; da schloß er schnell die seinen, und gab auf des Räubers Frage keine Antwort. Dieser brummte darauf ein paar unverständliche Worte, und verfiel in seinen alten Zustand. Der verschmitzte Soldat lächelte selbstzufrieden, und sagte: „Jetzt weiß ich gewiß, daß das Murmelthier schläft. Mit dem wollen wir gleich fertig sein." Worauf er einen kleinen Dolch aus dem Busen zog. „Halt," sprach die Dame: „erzürne unsere Schutzheilige nicht durch eine blutige That. Binde ihn." — „Auch gut. Wie Ihr befehlt," entgegnete er, indem er die Fürsprecherin verwundert ansah; dann ergriff er eine Schnur, die an einem Nagel hing, näherte sich vorsichtig dem Schlummernden, packte ihn mit raschem Griff bei der Kehle, und hatte ihn auf dem Boden und in seiner Gewalt, eh der Ueberraschte nur Zeit hatte, die Augen aufzuschlagen. „So Du Dich rührst oder nur einen Laut von Dir gibst, bist Du des blassen Todes," raunte ihm Anselmo zu, indem er ihm den Stahl an die Kehle setzte; dann drehte er den Ueberwältigten um, schnürte ihm, der geduldig alles geschehen ließ, die Hände auf dem Rücken zusammen, und nahm Ganelons Kugelbüchse, deren Rad er aufzog. „Oeffnet die Thüre, Signora," sagte er: „und Du, Ganelon, locke das vierfüßige Heidenvieh, dem ich Eins auf den Pelz brennen werde, wenn es nicht artig ist." — „Pagano," rief der Gebundene mit

zitternder Stimme: „komm, Pagan, leg' Dich." Der Hund sprang herein, duckte sich zu Ganelons Füßen, und Anselmo behielt ihn zielend auf dem Korn, während auf sein Geheiß die Dame eine Fackel anzündete, und zur Thüre hinausging, durch welche er ihr, rückwärtsschreitend und immer zielend, folgte; als er darauf die Hütte von Außen verschlossen, trat er mit seiner Begleiterin die nächtliche Wanderung an.

Im Morgengraun bewegte sich auf der rauhen Gebirgsstraße ein langer Zug von beladenen Maulthieren und Saumrossen; die Thiere wurden von ärmlich gekleideten Landleuten getrieben, die, barfuß und mit langen Stäben versehen, still und eilig einherschritten, und einer Schaar wilder Gesellen folgten, welche, buntscheckig bewaffnet, die Beschützer des Zuges schienen. Voran ging ein bärtiger Mann von kaum dreißig Jahren, der sich von seinen Genossen durch bessere Kleidung und eine stolze Haltung auszeichnete, in der es ihm jedoch sein Begleiter, eine halbnackte Figur im Mantel von Ziegenfell, gleichthat. „Höre, Matteo," wandte sich der erstere zu ihm, als sie an einer Stelle anhielten, wo der Weg sich vor ihnen steil bergan zog: „bleibe mir zur Seite, wenn ich hernach voran gehe; ich habe mit Dir zu reden." — „Nach Eurem Geheiß, Hauptmann," entgegnete der Angeredete, und Ricciardetto winkte den alten Lenardo zu sich. „Führe den Zug abwärts in das Gehölz," sagte er: „hernach bedarf er unser nicht mehr. Die beladenen Thiere finden von dort einen zwar versteckten, aber gangbaren Pfad in die Ebene hinab, welchen Du den Führern zeigen wirst, und ehe der Tag anbricht, können sie die breite Heerstraße erreichen, auf der sie dann gemächlich ihrem Ziele zuschreiten mögen. Wenn etwa ein Reiter des Herzogs sie anhielte, sollen sie diese Geleitsscheine vorzeigen, die ich für diesen Fall nachgemacht habe; aber ich glaube nicht, daß irgend wer sie fragt, denn niemand wähnt, daß Roß und Mann an den Zollstätten vorbei auf Schleichwegen durch das wilde Gebirg dringen könnten. Oben auf der Höhe finden wir uns wieder, denn wenn ich nicht irre, hast Du mir jenen Platz als den bezeichnet, wo ich das Geld für die glücklich überbrachten Waaren zu empfangen habe." — „So ist es," versetzte Lenardo: „und wenn Ihr dem Mann begegnet, so vergeßt nicht, daß seine Losung Doralice heißt." — „Sorge nicht, der Name ist mir unvergeßlich," sagte Ricciardetto mit

einem leisen Seufzer, und ging mit Matteo bergauf, von einigen Genossen gefolgt, indeß Lenardo mit den Andern den Zug abwärts führte. Indem sie den steilen Pfad nicht ohne Mühe erklommen, wandte der Hauptmann sich in traulichem Gespräch zu seinem Begleiter. „Du kennst meine unglückliche Liebe, guter Matteo, und ihre Geschichte?" — „Ich denke. Oder ist es etwas mehr, als daß Ihr Euch um die schöne Doralice beworben habt, und als Ihr meintet, sie sehe Euch mit günstigen Augen an, von ihrem Vater, dem reichen Merlino, mit schnöden Worten abgewiesen wurdet, weil Ihr nichts besaßt, als Euren Degen und Euren Stammbaum?" — Ich meine, das ist mehr als zuviel. Jetzt besäße ich freilich Geld und Gut genug, um der Schönen ein glänzendes Loos zu bieten, denn Du kennst die prächtigen Landgüter, die ich in der Romagna angekauft habe; aber ich bin bei Lebensstrafe aus Ferrara verbannt, weil ich den Vetter des Herzogs, für den er selbst um Doralicen geworben, im Zweikampf erstochen habe." — „Ich weiß das alles." — „Sieh, ich habe nun einen neuen Plan ausgedacht. Ich bin des wüsten Räuberlebens müde, und habe genug erworben, daß wir alle in Frieden leben mögen am eigenen Heerde; wir wollen nun durch einen kühnen Streich das Werk krönen. Du sollst in der Tracht eines vornehmen Kriegers, unter einem der edelsten Namen des glorreichen Italiens gen Ferrara mit zahlreichem Gefolge reiten, und bei dem alten Pantalon mit reichen Geschenken und schönen Worten um sein Töchterlein werben. Will er dann nicht in Gutem ..." — „Ich verstehe, Hauptmann. Ihr sollt mit dem Prinzen Cicala, oder wen ich sonst vorstelle, zufrieden sein. Ich schaffe Euch die Braut, und sollte ich des Herzogs Stadt an allen vier Ecken anzünden." — Sie hatten unter diesem Gespräch die Höhe erreicht, wo, bei einem Kreuz, der Weg sich um die Felsenecke zog. „Hier warten wir," sprach Ricciardetto: „auf dieser Stelle überblicken wir, ohne selbst von den Nahenden entdeckt zu werden, zu beiden Seiten die ganze Straße. Seht ihr dort oben das alte Felsennest?" — „Ja wohl," entgegnete Matteo: „das ist des Statthalters Wohnung." — „Dort denke ich uns noch ein Fest zu bereiten," fuhr der Hauptmann mit grimmigem Lächeln fort: „aber schaut, mich will bedünken, daß ich einen Reiter herankommen sehe." — „Die Morgensonne bescheint ihn hell genug; er hat ganz das Ansehen eines Edelmannes." — „Ich wette, es ist kein Andrer, als unser Handelsfreund, der

uns sein blankes Gold bringt. Setzt Euch, daß er uns nicht sieht." — „Pah, mir scheint, er hat uns bereits wahrgenommen, denn er hält an." — „Nicht doch, er steigt ab, und führt sein Roß am Zügel. Huh! Wie sein Mantelsack strotzt; er wird uns doch kein Silbergeld bringen?" — „Laßt's gut sein, Hauptmann; er wäre nicht der Erste, von dem wir Scudi angenommen hätten, in Gutem oder Bösem." — „Oh, jetzt zieht er gar eine Schreibtafel heraus, und kritzelt." — „Er rechnet gewiß." — „Auf jeden Fall legt er es darauf an, uns die Zeit lang zu machen." — „Soll ich ihm rufen?" — „Nicht doch, Matteo; vielleicht ist er ein Anderer, als den wir erwarten, und dann muß er uns das Frühstück bezahlen." — Der Fremde kam endlich ganz nahe; da weckte ihn lauter Anruf aus seinem tiefen Sinnen, und er blickte, die Augen von seiner Schreibtafel erhebend, in zwei zielende Feuerrohre. „Guten Morgen," sagte er kaltblütig, und ohne das mindeste Erschrecken zu zeigen: „Die Herrn sind früh bei der Hand." — „Eure Losung?" — „Für Euch hab' ich keine." — „So gebt Euch." — „Mich? Ihr meint wohl mein Gepäck. Bedient Euch nach Gefallen, nehmt, was Ihr just brauchen könnt, und laßt mir das Uebrige. Mög' Euch die Beute wohl bekommen." Mit diesen Worten reichte er dem Nächsten seinen Degen, und trat ruhig in den Kreis der Raubgesellen, deren einer sein Pferd hielt, während die andern den Mantelsack auspackten. „Sieh da," rief Matteo: „da gibts auch Verse." — „Wahrhaftig," lachte Ricciardetto: „und das Blatt sieht aus, als hätten sich zwei wüthende Stiere darauf herumgebalgt. Mag schönes Zeug sein, das mit solcher Mühe zu Versen gehämmert wird. Habt Ihr das geschrieben?" — „Ich selbst," entgegnete der Fremde: „und Ihr könnt mirs wohl zurückgeben, denn Euch nützt es nicht, während es meinen Freunden einiges Vergnügen macht." — „Wir wollen es fürs Erste doch ein wenig betrachten," sagte der Hauptmann: „denn Ihr müßt nicht glauben, daß wir nichts von der Dichtkunst verstünden. Wir wissen Lauras Schönheit mit Petrarca's Worten zu preisen, und mein Freund Matteo hat uns schon manche lange Stunde durch angenehme Improvisation verkürzt. Lies uns ein wenig vor, guter Matteo, wenn Du die Hahnenfüße da entziffern kannst." — „Wird schon gehen," meinte dieser, und las mit klarer Stimme:



Muzzi. pinx — Schuler



Ein Jüngling war Alzirdo, und ihn nannte
Der Ruhm hochherzig, tapfer und verwegen.
In scharfem Ritt er an den Gegner rannte;
Ihm war es besser, hätt' er weilen mögen,
Statt daß er vor dem Fürsten von Anglante
Zusammensank, durchbohrt von scharfem Degen.
Sein Renner, scheuend und mit leeren Bugeln,
Stiebt herrenlos davon mit schlaffen Zügeln.

„Das klingt nicht übel," sagte Ricciardetto: „lies weiter." Matteo fuhr fort, und während er las, vermehrte sich die Aufmerksamkeit der Räuber, so daß sie nach und nach sich näher drängten, ihre drohend erhobenen Waffen senkten, und ferner nicht der Geschmeide und Denkmünzen achteten, welche sie aus dem Gepäck ihres Gefangenen weggenommen, und mit gierigen Blicken gleichsam verschlungen hatten. Die Verse aber lauteten so:

Furchtbar, wildbrausend Lärm und Ruf erschallen,
Die ringsumher die Lüfte laut durchdringen,
Als ihre Augen sehn den Jungling fallen,
Und sehn den rothen Quell der Brust entspringen.
Viel Haufen sturmen schnaubend an, in allen
Händen sie dräuend Schwert und Lanze schwingen,
Indeß der Schwarm mit den beschwingten Pfeilen
Der Ritter tapfersten sucht zu ereilen.

Vom Harnisch prallen Lanzen und Geschosse, —
Lanze, Geschoß und Säbel klingt am Schild;
Von hinten, vorn, und rings bedrängt vom Trosse
Mit blanken Waffen, ungestüm und wild,
Wehrt sich der Graf von seinem hohen Rosse,
Er, dem nicht mehr der Schwarm der Heiden gilt,
Als in dem Pferch, wenn er nach Beute trachtet,
Der nächt'ge Wolf die Zahl der Lämmer achtet.

Hoch schwingt er in der Hand den blanken Degen,
Der soviel Sarazenen gab den Tod;
Und wer begehrt, er soll ihm Rechnung legen,
Dem schreibt er sie, wie keiner noch sie bot.
Die Straße faßt nicht mehr den Leichenregen,
Und schwimmt in einem Meer, von Blute roth,
Weil Huth und Tartsch', in einem Hieb gespalten,
Zu schwach sind, Durindanen aufzuhalten;

Sie kann das faltenreiche Kleid nicht halten,
Nicht weite Tücher, die das Haupt umschmiegen. —
Nicht Schrein und Klagen blos die Luft durchspalten,
Auch Köpf' und Arme sinds, die sie durchfliegen.
Das Feld durchirrt in hundert Schreckgestalten
Der grimme Tod, sieht seine Opfer liegen,
Und denkt bei sich: in Rolands Händen sausend
Gilt Durindana meiner Sensen tausend.

Die Bewunderung der theilnehmenden Zuhörer, von Stanze zu Stanze gesteigert, erreichte den höchsten Grad; der Vorleser hatte sich auf ein Knie niedergelassen; seinem Beispiel folgten die meisten, und Ricciardetto selbst hatte längst das Haupt entblöst. Aber kein Laut störte den Vortrag:

Bald löst sich auf die dichtgepreßte Menge,
Und alle fliehn davon in wilder Eile;
Als nun die ersten weichen im Gedränge,
Scheint keinem räthlich, daß er länger weile.
Da hilft kein Freund dem andern aus der Enge,
Und wähnend, daß ihn das Geschick ereile,
Läuft der, andre fliegt, vom Roß getragen,
Den besten Weg mag keiner erst erfragen.

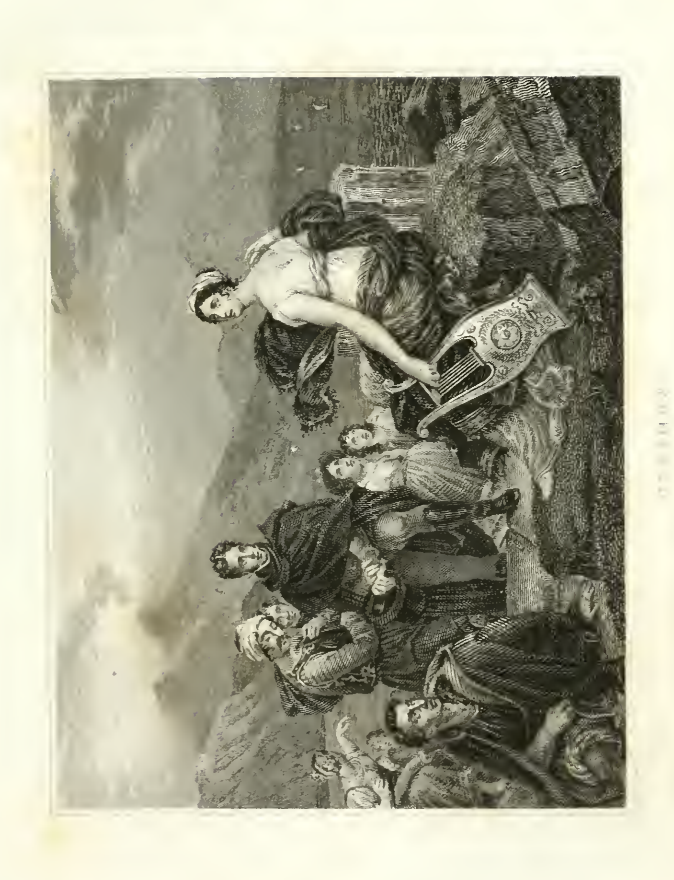
Hier schwieg Matteo, von der Begeisterung wie vernichtet, und indem das Gefühl der rohen Schaar sich in Ausrufungen Luft machte, wandte sich der Hauptmann zu dem ruhig lächelnden Dichter: „Ihr seid der Teufel oder Ariost." — „Ihr nennt mich bei Namen," sagte dieser, und hörte sich in demselben Augenblick ringsum von freudigem Jubel begrüßt. „Reicht mir die Hand, ruhmwürdiger Sänger," rief Ricciardetto: „wenn Ihr Euch nicht zu gut dünkt, einen Geächteten und Verfolgten zu berühren. Doch ich weiß, Götter und Dichter richten milder als die Menschen." Da schüttelte ihm Lodovico mit kräftigem Druck die Hand, und entgegnete: „Als ich so glücklich war, mich von den Pandecten ab, und ganz der edlen Dichtkunst zuwenden zu dürfen, that ich ein Gelübd, fortan alle Menschen als meine Brüder zu betrachten. Und diesmal ... oh, ich kann Euch betheuern, daß ich von dieser Stunde an nicht mehr den Petrarca um seine Krönung auf dem Capitol beneide, denn ich habe einen mindestens eben so schönen Kranz errungen." — Den Sprecher unterbrach ein neuer Ankömmling, der, vom Roß steigend, auf den Anruf des Wächters mit lauter Stimme „Doralice" antwortete, und darauf, in den Kreis tretend, eben so bei dem Anblick Ariost's und Ricciardetto's erschrack, als die beiden sich verwunderten. „Ihr, Messer Merlino?" fragten sie, wie aus einem Munde. Worauf er: „Ihr, Messer Lodoviko, des Herzogs Statthalter, unter den Räubern; Ihr, neben dem verbannten Ricciardetto? Weh mir, ich bin verrathen." — „Der Statthalter!" klang es verwundert von Mund zu Munde. „Nicht doch, heute nur der Dichter," sagte Ariosto: „ich bin unter guten Freunden. Und Ihr seid also derselbe Ricciardetto, von dem ich so viel zu Ferrara hörte? Ihr

seyd es, der des Herzogs Vetter erschlug?" — „Ich," versetzte Ricciardetto: „und dieser ist mein Handelsfreund, den ich früher unter andern Verhältnissen kannte, und am wenigsten hier vermuthet hätte. Doch Ihr werdet ihn so wenig als mich, verrathen, mein edler Herr, und wenn ich eine Bitte wagen darf, so macht bei ihm meinen Freiwerber um die schöne Doralice. Ich besitze Geld und Gut, das weiß der Messer am besten, denn er hat es mir erwerben helfen, freilich ohne daß wir uns beide unter der Maske kannten. Wenn ich die Geliebte erhalte, so verlasse ich mit meinen Getreuen dies Gebirg, und sobald wir fort sind, mögt Ihr Euch darauf verlassen, daß die Unruhen gestillt sind, zu deren Unterdrückung Euch der Fürst bestellte." — „Es gilt," sagte Ariost: „ich weiß meinem gnädigen Herrn nicht besser zu dienen, als daß ich ohne Blutvergießen seinen Befehlen nachkomme. Gebt ihm die Tochter, Merlino; dann soll alles vergeben und vergessen sein, und ich will mich sogar verwenden, daß der Bannspruch gegen Ricciardetto aufgehoben wird. Ihr wißt, mein Wort gilt etwas zu Ferrara." — Da antwortete der Kaufherr: „Ich glaube, dieser verwegene Räuber und Schleichhändler gedenkt unserer zu spotten, edler Herr. Oder wäre es Euch unbekannt, Ricciardetto, daß Eure Leute gestern meine Tochter auf der Reise zur Hochzeit gefangen, und ihre Begleiter zurückgeschickt haben, um das Lösegeld zu holen." — „Wie?" rief der Hauptmann: „also die Verschleierte war keine andre, als meine geliebte Doralice. Ich Thor, so nahe war ich ihr, daß ich den Hauch ihres Athems fühlen konnte, und keine ahnende Stimme meiner Seele löste mir das Räthsel ihrer holden Gegenwart. Tröstet Euch, Alter, sie ist gut aufgehoben." — „Ich bringe das Lösegeld," sprach Merlino. „Ich nehm' es nicht," entgegnete Ricciardetto: „denn ich hoffe die Beute zu behalten. Ich nehme von Euch nur den Preis der überlieferten Waaren, weil er nicht mir allein gehört. Kommt, wir wollen die Schöne holen." — In diesem Augenblick kam Lenardo mit seinen Begleitern, die einen gebundenen Mann und eine verhüllte Dame umringten, den Berg herauf. „Denkt nur, Hauptmann," rief der alte Räuber schon von weitem: „unsere Vöglein da haben sich flügge gemacht. Aber das gute Glück hat sie uns wieder in die Hände gespielt." — „Doralice, meine Doralice!" schrie Ricciardetto auf, eilte ihr entgegen, stürzte zu ihren Füßen und ergriff ihre Hand, die sie ihm hastig entzog, indem sie, den

Schleier zurückwerfend, in strengem Tone sagte: „Laß mich, Raubgesell, ich habe Dein wüstes Treiben gesehen." — „Doralice." — „Laß mich, sag' ich." — „Ich bin kein Räuber mehr, und war es nur um Deinen Besitz." — „Ein sauberer Ritterdienst." — „Dein Vater war mein Genosse." — „Desto schlimmer für ihn." — „Er hat mich eben Dir verlobt." — „Das darf er nicht, denn er hat mich schon einem Andern verheißen, und wenn Ihr ein Edelmann seid, so werdet Ihr mich sicher zu meinem Verlobten geleiten." — Da erhob sich Ricciardetto, und entgegnete mit bewegter Stimme: „Ihr sollt sehen, Signora, daß jedes Eurer Worte ein heiliges Gesetz für mich ist. Ich will Euch diesen letzten Dienst leisten, und dann in einem Kloster die Verwegenheit büßen, nach Eurem Besitz gestrebt zu haben..." Er wollte mehr sagen, aber mit unverhehlter Hingebung flog die Jungfrau in seine Arme, und flüsterte erröthend: „Ewig Dein!"

Corinna auf dem Vorgebirg Misene.

Wir können uns füglich der Mühe überheben, ein Bild zu erklären, dessen Stoff allen Gebildeten bekannt ist. Wohl ist die Zeit vorbei, in welcher die Werke der excentrischen Frau von Staël die allgemeine Theilnahme erregten, aber sie sind immer noch im Cours, wäre es auch nur als geschichtliches Zeugniß von dem Geschmack einer Epoche, die reicher an großen Thaten als an großartigen Erzeugnissen der Dichtkunst war. Noch verwegener, als eine Erklärung, wäre mithin eine novellistische Zugabe, die im besten Fall nur zu den widerstreitendsten Urtheilen Anlaß geben könnte; denn es ist immer zu viel gewagt, mit dem Längstbestehenden in die Schranken treten zu wollen, und stets Unrecht, an einer bescheidenen Ruine zu rütteln, die so harmlos an eine nur zu schnell entschwundene Zeit des Glanzes und der Größe, blos durch ihr Dasein, erinnert.





II.

Homers Odyssee
in Umrissen nach John Flaxman;
mit
Erläuterungen
von
Dr. K. L. Schmidt.

Phaemios und die Freier.

Fortsetzung.

Das Benehmen der Freier mahnt unwillkürlich an jenes, im alten deutschen Rechte übliche sogenannte Einlager, vermöge dessen der Gläubiger mit seinen Angehörigen und seinem Gesinde sich entweder bei dem Schuldner selbst, oder an einem dritten Ort so lange auf dessen Kosten beherbergen ließ, bis die fragliche Schuld gelöset war.

Hier findet zwar keine solche gesetzliche Schuld statt, aber ein auffallend ähnliches Zwangsmittel; zu diesem mochten die Freier zwei Veranlassungen gehabt haben, einmal die persönliche Zuneigung zu einer noch blühenden, liebenswürdigen Gattin, wie Penelope war, und dann der Besitz eines ansehnlichen Inselreiches, das auch noch auf dem Festlande in Epirus und Elis Besitzungen hatte. Diese Freier waren zum größten Theile Unterthanen und Vasallen der Laërtiden, und mochten während der langen Abwesenheit des Odysseus lüstern geworden sein, nach dessen erledigtem Throne; der Erbe Telemachos war beim Beginne ihrer Werbung noch unmündig, also um so mehr Hoffnung auf den Besitz des Reiches vorhanden; denn Homers Gesang beginnt ungefähr im 20. Jahre der Abwesenheit des Odysseus, 10 Jahre hatte er vor Troja zugebracht, gewiß 3 Jahre irrte er umher, 9 Jahre war er bei Kalypso, und mit seiner Befreiung von derselben beginnt das Gedicht, während die Freier schon in das vierte Jahr prassen; zugleich wird nun auch der Sohn körperlich und geistig selbstständig und mündig, denn jetzt ist er ein Jüngling von ungefähr 20 Jahren, und von Minerva zu kräftigem Widerstande gegen die Freier, und zu energischem Entschlusse, den Vater aufzusuchen, und ihm Reich und Gattin zu erhalten, ermuthigt. Mit Minerva's Hülfe und Leitung verläßt er Ithaca ohne Wissen der Mutter, und segelt nach Pylos zu Nestor, wo wir ihn später wieder antreffen werden.

> Pfaffentrug und Weiberlist
> Geht über Alles, wie ihr wißt.
> Bürger.

Penelopes Verhältniß als Mutter zu Telemach ist ziemlich untergeordnet; in einer Scene des ersten Gesanges, wo sie an der Pforte des Saales, in dem die lärmenden Freier schmausen, erscheint, weiset sie Telemach mit gebietenden, ja fast harten Worten in ihr Gemach, was indeß zu entschuldigen ist, indem der Jüngling über das Betragen der beschwerlichen Gäste ungehalten ist, und die Mutter vor der Zudringlichkeit der berauschten Zecher bewahren will; auf jeden Fall muß der Sohn die Anwesenheit der Mutter bei den verhaßten Freiern ungerne sehen. Ferner steht es in Telemachs Befugniß, die Mutter heim in ihr Vaterhaus zu senden, denn die Freier muthen ihm dieß zu als einem dazu Berechtigten; auch Telemach widerstreitet dieß Recht nicht, wenn er nicht willfahren will, indem er sagt:

„Nimmer kann ich mit Zwang aus dem Hause verstoßen, die mich gebar und erzog ꝛc.“ Er gehorchet nur dem höheren und schöneren Gefühl kindlicher Pietät. Penelope aber, den Freiern gegenüber, kann sich nur durch List helfen; um Zeit zu gewinnen, und die Bewerber von sich entfernt zu halten, gibt sie vor, nur noch ein Todtengewand für ihren Gatten zu weben, um dem Herkommen und dem äußern Anstande, der einer Wittwe obliegt, zu genügen. An diesem Gewebe hatte sie bereits fast vier Jahre gearbeitet, indem sie Nachts heimlich wieder auftrennte, was sie den Tag über gewoben hatte. Bei diesem Geschäfte wird sie von den Freiern überrascht, welche Scene Flaxman in vorliegender Composition darstellt.

Die erhabene, schöne Figur der Penelope drückt Ueberraschung und stolze Schaam aus, während die Freier, von denen der vorderste Antinoos ist, erbittert, beschämt und lüstern darein schauen. Die an den Pfosten des Webestuhles sich lehnende Dienerin steht nicht müßig da, der Künstler bezeichnete sichtbar in ihr die Verrätherin des Geheimnisses, denn vor Verlegenheit und bößem Gewissen meidet sie den Anblick der Scene, indem sie in einem Zustande von Zerstreutheit, den nicht selten Beschämung und böses Gewissen mit sich bringt, die Fäden des Gewebes aufzieht.

(Beschluß folgt.)

5

TELEMACH UND MENTOR LANDEN BEI PYLOS

ODYSSEE 3.10

TÉLÉMAQUE ET MENTOR ABORDENT À PYLOS



Telemach und Mentor in Pylos.

Wir kommen nun zu unsern zwei Reisenden zurück; nachdem Telemach in der Volksversammlung der Ithacasier als Mann aufgetreten, und ein sichtbares Zeichen von Zeus seine drohenden Worte bekräftigt hatte — nämlich zwei über der Versammlung schwebende Adler, die einander zerfleischten, und nach Ithakas Häuser und Stadt hinflogen — bestieg er mit Athene, welche die Gestalt seines Führers Mentor angenommen, das mit Vorräthen reichlich ausgerüstete Fahrzeug, um vorerst nach Pylos zu segeln. Bei günstigem Winde durchschneiden sie die salzige Fluth, und erreichen am andern Morgen die Gestade von Pylos, die Herrscherstadt des greisen Nestor. Dieses Pylos lag in einer Meeresbucht, wahrscheinlich in der von Altuavarin.

Warum sich eigentlich Athene zu ihrem Zwecke, dem Odysseus zur Heimkehr zu verhelfen, nicht des direkten Mittels, ihn selbst zu begleiten, sondern des entfernteren, dem Telemach ihn erforschen zu helfen, bediente, liegt in dem klugen epischen Plane des Homer; Odysseus muß sich selbst helfen, sein Sieg und seine Beharrlichkeit tritt um so schöner hervor, als wenn er an der Hand einer ihm unmittelbar schützenden und geleitenden Gottheit das Ziel erreichte; so wäre Athene eine plumpe Dea ex machina, und der Held verlöre am Interesse. Selbstständig mußte Odysseus leiden und kämpfen, durfte nicht einmal wissen, daß die Unsterblichen Theil nehmen an seinem Loose; unterdessen beschränkte sich Athene darauf, dem Sohne zu dem Werke kindlicher Pietät behülflich zu seyn, der Gattin Trost, Muth und Hoffnung zuzusprechen, das Werk der Rache für die Freier vorzubereiten und zu bewirken, daß seine Heimkehr eine erfreuliche sey.

III.

Landschaftliches und Archäologisches

zu Virgils Aeneide,

von

Dr. K. L. Schmidt.

Scilla.

Gegenüber von dem Vorgebirge Pelorias liegt auf steilen, in das Meer hineinragenden Felsen das Städtchen Scilla, oder Sciglio; auf dem von Homer besungenen Fels liegt das Schloß gleiches Namens, schon seit Strabos Zeit zum Schutze des Städtchens gegen die tyrrhenischen Seeräuber angelegt, und das der Leser in der Abbildung in dem mittleren Bogen der Halle des Vorgrundes erblickt.

Es ist dem kühnen, und mit den Gefahren des Meeres vertrauter gewordenen Schiffer kaum begreiflich, wie diese Passage Anlaß geben konnte zu einem so fürchterlich schönen Gemälde. Im düstern Grunde der Höhle lauerte dieses Ungethüm auf seine Beute; sein Gebelle erfüllet die Gegend mit Grausen, es hat zwölf unförmige Füße, aber sechs Hälse von ungewöhnlicher Länge, und auf diesen drohen gräßliche Häupter mit drei Reihen giftiger Zähne. So schildert Homer die Scilla; Hesiod malt sie ganz anders, und gibt ihr sogar auch einen andern Namen, Echidna, Wasserschlange; sie ist hier eine niedliche Nymphe von reizender Gestalt, aber von den Hüften abwärts ein scheußliches Ungethüm. Auch Virgil benutzte dieses Bild mehr, als das Homerische. Die Geschichtsschreiber des Alterthums wissen nichts von dieser Scilla, wohl aber von der Charybdis. Nach Berichten von Reisenden ist jedoch dieser Felsen nicht so hoch, daß er sollte in die Wolken ragen, aber seine Gestalt soll allerdings etwas Schreckhaftes und Seltsames haben, der Gipfel läuft nicht mehr spitzig zu, denn es ward später eine Citadelle darauf gebaut, aber noch jetzt soll es fast unmöglich seyn, ihn zu erklimmen. Dieser Felsen erhebt sich wie ein runder, unförmlicher und niederer Thurm; gegen das Meer hin senket er sich in Gestalt von drei scharfgezackten Klippen, welche Homer veranlaßten, seinem Ungethüme jene drei Reihen Zähne zu geben.

Das heutige Städtchen Scilla litt auch sehr empfindlich an dem Erdbeben des Jahres 1783, ja nächst Oppido am meisten. Diese Erderschütterung hatte bei beiden Städten die räthselhafte und seltsame Wirkung, daß in





Oppido alle Weiber zwei Jahre lang darauf unfruchtbar wurden, während man in Scilla die entgegengesetzte Wirkung bemerkte, daß nämlich unfruchtbare und im Alter vorgeschrittene Weiber wieder anfingen zu gebären.

Die bildende Kunst der Alten stellte diese Scilla auf verschiedene Weise dar; auf einem Marmor der Villa Madama bei Rom erscheint dieß fabelhafte Wesen in weiblicher Gestalt und in fast natürlicher Größe; eine Art von Schürze bedeckt ihre Lenden, Winkelmann erklärt sie als absichtlich gewähltes Zeichen der Schaamhaftigkeit, in dem sie in jungfräulichem Stande geblieben. Mit ihrem mächtigen Delphinen-Schweife umschlingt sie eine männliche Figur, zu beiden Seiten hat sie Hunde, von denen einer ein Kind zerfleischt. Vermuthlich ist dieß Bildwerk eine sinnbildliche Vorstellung irgend einer Seeschlacht; und wirklich findet man auf einigen Münzen des Sextus Pompejus den Seesieg des letztern über Cäsar Octavianus in der Meerenge Siciliens durch die Scilla angedeutet.

Siehe Winkelmanns Werke, 7. und 9. Band.

Charybdis.

Gleichsam das Seitenstück zur Scilla ist die Charybdis bei Homer; und auch Virgil stellt sie nach dessen Vorgange neben einander. Der Scilla gegenüber, in der Entfernung eines Pfeilschusses, steht auf glattem Felsen ein Feigenbaum,

> Unter ihm droht Charybdis, und schlürft das dunkle Gewässer.
> Dreimal strudelt sie täglich hervor und schürfet auch dreimal
> Fürchterlich ꝛc. Od. VII. v. 104.

Virgil hat obige Stelle Homers bei Beschreibung seiner Charybdis fast nur übersetzt, und fügt nur noch ein ihm eigenes, großartiges, und fast übertriebenes Bild hinzu; nämlich:

„und peitschet die Gestirne mit ihren Fluthen.“ Aen. III. 400—423.

Ueber die Lage dieser gefährlichen Passage walten Widersprüche und Zweifel ob. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Homer sie sich der Scilla gerade gegenüber, also am sicilischen Vorgebirge Pelorium, jetzt Capo di Faro, gedacht habe; hier findet sich allerdings noch ein Meerstrudel; die Strömung des Meeres kommt von Nordosten in die Meerenge, und hat seine Ebbe und Fluth von sechs Stunden; wird aber diese Ebbe und Fluth durch Südwind gestört, so enstehet ein Strudel.

Andere Gelehrte werfen Homer einen geographischen Irrthum vor, indem sie diese Charybdis in den Stretto di Messina versetzen, also mehr als einen Bogenschuß von der Scilla entfernt (ungefähr 1½ geogr. Meile südwestlich); allein da wirklich noch in obiger Nähe von Capo di Faro ein solcher Strudel vorhanden ist, so ist auch Homer von seinem Vorwurf gereinigt, (obwohl er diese Erscheinung sich des Tags dreimal und regelmäßig wiederholen läßt, was jetzt nicht mehr statt findet) und das vorliegende Bildchen ist daher die homerische Charybdis nicht; hier zeigt sich Messina in der Ferne; auch hier ist das Meer gewöhnlich in heftiger Bewegung, besonders wenn starke West- und Südwest-Winde sich mit der aus dem Ocean hereinströmenden Fluth vereinigen, und sich dem Damme, der Messinas Hafen schützt, hindrängen.

Auffallend ist es jedoch, daß sogar Schriftsteller des Alterthums, wie Thucydides und Aristoteles, die Charybdis hier bei Messina suchen und finden, und nach ihrer Beschreibung ist diese Naturerscheinung viel ungestümer und gefahrvoller, als heutigen Tages.

Aristoteles beschreibt in seinem Buche von den wundersamen Sagen diese Charybdis mit folgenden starken Zügen: „Tobend ziehen die Wogen aus dem Tyrrhenischen Meere heran, stürzen auf die sicilische und gegenüber liegende italische Landspitze, welche den Namen Rhegium promontorium hat, und werden hier aus der weiten See in einen engen Raum zusammengedrängt; dadurch wälzen sich die Wellen mit donnerndem Gebrause übereinander, bis zu einer beträchtlichen Höhe der Felsen, und erscheinen, wie die Brandung zur Zeit der hohen Fluth, schäumend und weiß. Zuweilen stürzen die Wogen von beiden Landspitzen übereinander, und verursachen dadurch ein Gedränge, das sich weder beschreiben, noch ohne Schaudern anblicken läßt; zuweilen trennen sie sich wieder, und zeigen einen schrecklichen Abgrund, daß den Zuschauer der Schwindel erfaßt."

Die Aussage des stagiritischen Philosophen scheint ziemlich übertrieben zu seyn, wenn man in Erwägung zieht, daß sich in eben dieser Meerenge die Flotten des Octavianus und des Sextus Pompeius, zusammentrafen, von denen die des letzteren den Sieg erfocht, weil sie mit der Erscheinung dieser Gegend bekannt war.

Endlich soll dieser Wirbel noch die Eigenschaft haben, daß er die Güter und Schiffe, die er bei Messina verschluckte, in weiter Entfernung, erst bei Taurominium, an der Ostküste Siciliens, wieder auswirft.

CHARYBDIS

Stretto di Messina



I.

Erinnerungen in Bildern.

Gegensätze aus dem Kinderleben;

von

Wilhelm von Chézy.

1. Heinrich der Vierte.

Der Botschafter des Königs von Spanien durchschritt mit seinem gewohnten Ernst die weiten Prunkgemächer des Louvre, nicht aufgehalten, sondern nur ehrfurchtsvoll begrüßt von den Schweizertrabanten, von den Laquayen und Pagen, von den Hofherrn und von allen, die in den verschiedenen Räumen ihr Wesen trieben, bis er in den Saal gelangte, wo er den König Heinrich zu finden gedachte, aber nicht fand. Aus dem Kabinet schaute Sully's freundliches Antlitz und erwiederte des Spaniers gravitätischen Gruß mit französischer Leichtigkeit.

„Wo ist der König?" fragte der Gesandte.

„Zu Hause," versetzte der Minister, indem er, sich zurückziehend, nach einer Thüre wies.

„Zu Hause? zu Hause?" brummte der Spanier: „ich sollte meinen, der König wäre im ganzen Pallast zu Hause, und nirgend so, als da, von wo er regiert." — Hiemit öffnete er die Thüre und fand sich in einem Vorsaal, in welchem zwei Trabanten Wache hielten; aus dem anstoßenden Gemach aber ertönte verworrner Lärm gellender Kinderstimmen, und ein Rutschen und Strampeln, als sollte das ganze Gebäude umgeworfen werden. Der Ankömmling rührte vergebens den Messingklopfer an der Pforte, — kein „Herein!" gab Antwort; so öffnete er denn ungerufen, trat ein, und prallte fast zurück vor dem sonderbaren Schauspiel, das sich seinen erstaunten Blicken darbot. Der Beherrscher Frankreichs rutschte, ein Roß vorstellend, auf allen Vieren, daß er mit dem großen Ordenskreuz an seinem Hals den Estrich fegte, und auf seinem Rücken ritten zwei Knaben, das Lilienbanner schwingend. Die Königin wollte die Kinder vom Rücken des Gemahls ziehen, aber sie klammerten sich fest, während Heinrich, zu dem Botschafter gewendet, ruhig fragte: „Seyd Ihr auch Vater?"

„Ja, Eure Majestät."

„Nun, so begreift und verzeiht Ihr wohl," fuhr der König fort: „daß ich meinen Weg vollende." Worauf er die jubelnden Kleinen rutschend bis in die entfernteste Ecke forttrug.

„Herab von eurem Bayard, ihr Heymonskinder!" rief er hier, sprang auf, hing das lange Schwert in die Koppel, warf den Mantel über die Schultern, den Hut auf die zerzausten Haare, trat vor den Spanier hin, und sagte lächelnd: „Ihr wollt zum König? Kommt mit mir, bei Sully finden wir den König."





2. Mutterliebe.

Mutterliebe ist zugleich auch Zärtlichkeit, — nicht so die Liebe des Vaters. Die ernste Muse der Geschichte hat es der Mühe werth gefunden, die oben erzählte Anecdote aus dem häuslichen Leben des großen Heinrich der Nachwelt aufzubewahren; sie wird jedoch nie als etwas Außerordentliches die kleinen Züge der Mutterliebe erzählen, welche den Frühling einer jeden Generation versüßen. Wie aber so Manches, das sich täglich ereignet und doch keine Begebenheit ist, gehören auch die stets wiederkehrenden Aeußerungen der reinsten Zärtlichkeit der bildenden Kunst, besonders der romantischen, an, welche, im Gegensatz zu der antiken Aphrodite die jungfräuliche Mutter aufstellt.

Die Zeit der eigentlichen christlichen Malerei ist aber längst versunken, und in ihren bis zu uns gekommenen Werken spricht uns selten etwas mehr an, als der unvergängliche Kunstwerth; nur in der Madonna blüht noch die rein menschliche Empfindung fort, und wenn auch unsere modernen Künstler in einem bedauernswerthen Rückschritt begriffen sind, sobald sie sich an Gegenstände wagen, welche als das, was sie seyn sollen, durchaus nicht mehr ansprechen, so müssen wir es dem Genremaler dennoch Dank wissen, daß er die nie alternde Idee in ein entsprechendes Gewand kleidet, und sie dadurch auf eine gefällige Weise dem Beschauer ins Gedächtniß zurückruft.

3. Der erste Kummer.

Bei diesem Bilde weiß ich dem Leser, wie bei dem vorigen, nichts zu erzählen, das er nicht selbst eben so gut wüßte, als ich. Mit Lächeln erinnern wir uns alle des ersten Kummers, wenn nicht etwa, gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge, unsere kindischen Thränen allzufrüh einem Ereigniß flossen, von dessen Ernst die folgenden Jahre erst nach und nach

den Schleier zogen, während, in umgekehrtem Verhältniß, der Gram, welchem wir bei dem Verlust eines Lieblingsthiers uns aus ganzer Seele hingaben, sich in freundliche Erinnerung wandelt.

Auf den drei vorliegenden Platten bildet sich ein Cyclus von Gegensätzen aus der Kindheitswelt; er umfaßt die ersten Freuden, die, unter einander ganz verschieden, wiederum sich von dem ersten Kummer scharf abscheiden, wie das der erste Blick auf die zierlichen Bildchen ganz deutlich macht. Und dieser Blick werde ihnen geschenkt, denn der Zweck dieser Blätter geht nur dahin, zu erklären, was auf den Bildern vorgestellt wird, aber nicht, wie es vorgestellt ist. Man würde sogar nicht ganz unrecht haben, wenn man hin und wieder behauptete, die Bilder dienten dazu, den Text verständlicher zu machen.

Dieser Theil der historisch-romantischen Bildergallerie, welcher vorzüglich der Unterhaltung gewidmet ist, muß sich vor allem der Abwechslung befleißigen; daher kommt es, daß bald (wie im ersten Heft) eine Aufgabe gelöst wird, die an das bekannte Gesellschaftsspiel erinnert, in welchem aus gegebenen Worten eine zusammenhängende Erzählung gebildet werden muß; — bald (wie im zweiten Heft) der Erzähler einen Zug aus dem Leben, welchen der Maler in irgend einem Moment andeutete, weiter ausführt; — bald (wie im dritten Heft) sich an eine historische Darstellung eine Novelle knüpft, das Miniaturbild eines Romans, der auf irgend ein Blatt der Weltgeschichte phantastische Streiflichter wirft. — Natürlicher Weise darf auch nicht die Art der Erklärung ausgeschlossen bleiben, welche in diesem Hefte die vorherrschende ist, weil manche Darstellungen durch jede andere nur verlieren könnten; dazu werden wohl auch in der Folge noch Bilder vorkommen, die eine, von den bereits angegebenen Arten ganz verschiedene Erläuterung erheischen. Mit einem Wort, es ist die Absicht, einen romantischen Orbis pictus zu liefern, und vielleicht wird mancher Leser geneigt seyn, zu glauben, daß ich die Lehren, welche Lichtenberg in dieser Beziehung ertheilt, nicht ganz unbeherzigt ließ.

Den Ankündigungen dieses Werkes hat irgend ein unberufener Tadler den Vorwurf gemacht, sie drückten sich unbescheiden aus, indem sie ein Nationalwerk verhießen, da doch nichts gegeben werde, als höchstens ein Bijou, der flüchtige Schmuck einer Toilette. Es mag hier nicht der un-



DER ERSTE KUMMER



rechte Ort seyn, diesem Vorwurf zu begegnen, weil ich doch einmal daran bin, die versäumte Vorrede nachzuhohlen, und ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, einen kleinen Umweg einzuschlagen.

Noch vor kurzer Zeit gehörte es fast zum Modeton, über den Verfall der deutschen Kunst zu klagen, die alten Meister sammt ihrem Jahrhundert zu preisen, und den Mangel an Mäcenaten zu bejammern. Aber die Klagenden bedachten nicht, daß jene gepriesenen Maler im Grunde keinen andern Gönner hatten, als die Richtung ihres Zeitalters, der sie sich anschlossen; daß sie Altarblätter und Votivbilder für eine gläubige Menge verfertigten, zu welcher der Kaiser so gut gehörte, als der Reichsstadtbürger, der vom Nachbar Maler sich zu den Füßen seines Schutzpatrons abbilden ließ. — Lange nachdem das Verlangen nach dieser Art von Kunstwerken aufgehört hatte, und als schon die Bilder der alten Schule nur für historische Denkmale galten, betraten die spätern Nachkommen immer noch frischweg den alten Pfad, und wunderten sich, daß sie nicht für ihre Werke diejenige Begeisterung erwecken konnten, die ihnen selbst fehlte, wenn sie auch manchmal sich einbilden mochten, von ihr beseelt zu seyn. Längst hatte die Poesie, im Verständniß der Zeit, mit größerm oder minderm Geschick und Erfolg sich bemüht, eine neue Bahn zu brechen, als immer noch die bildende Kunst, taub für die allgemeine Stimme, zaudernd und zweifelnd rückwärts blickte.

Und selbst jetzt noch herrscht unter einem großen Theil der Maler diese Stimmung. Ist es daher nicht zeitgemäß, wenn ein Unternehmen, wie dieses Werk, das, eben weil es nicht großartig, einer desto weitern Verbreitung fähig ist, sich bemüht, die Mitwelt mit der Kunst zu versöhnen? Man wende nicht ein, daß diese kleinen Blätter von keiner Bedeutung seyn könnten; nichts ist so gering im Reich der Kunst, daß nicht Ausdauer und Fleiß es zu einer gewissen Wichtigkeit erheben könnten, und nicht der Umfang bedingt die geistige Macht. Zudem führt gar oft das Kleine zum Großartigen, und der Vollendung der äußern Form liegt hier etwas mehr zum Grunde, als nur mechanische Fertigkeit.

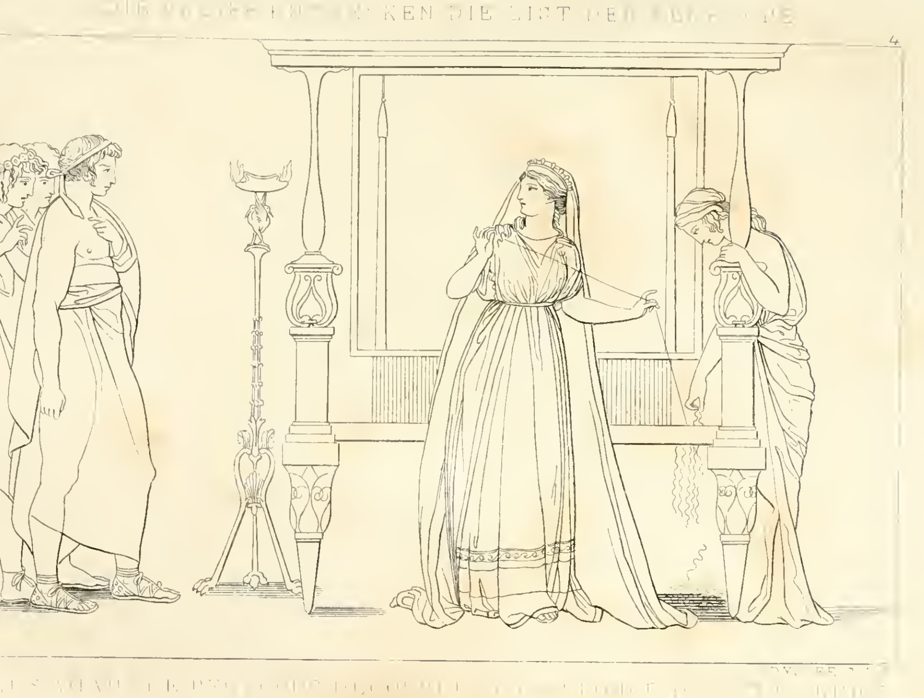
Daher kann neben den gewaltigen Werken, wie sie im Sinn der Zeit große deutsche Meister (vorzüglich in München) erschaffen, ohne im Geringsten sich mit ihnen vergleichen zu wollen, die historisch-romantische

Bildergallerie als Nationalwerk bestehen, selbst da, wo vaterländische Talente, nachbildend, mit dem gepriesenen Ausland wetteifern, und sie wird stets bemüht seyn, die einmal gebrochene Bahn mit Muth und Ausdauer zu durchlaufen.

Soviel zur Eröffnung des völligen Verständnisses mit dem Publikum, das durch freundliche Aufnahme dieses Werk bereits in den Stand setzte, seiner Zukunft mit Selbstvertrauen entgegenzuschauen.

Nachträgliche Erklärung des Verfassers der Erläuterungen zu den antiken und archiologischen Gegenständen.

Indem sich der Verfasser mit dem in einigen kritischen Blättern seinen erläuternden Beiträgen zu den Bildern aus der alten Welt ertheilten Prädikat „genügend" zwar begnügt, sieht er sich jedoch durch den hie und da hingeworfenen Vorwurf der Kürze veranlaßt, einige Worte persönlich an den geneigten Leser zu richten: sie betreffen den Plan und die Absicht seiner Beiträge. Diese wollen im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes nichts Anderes als Beiträge seyn, Beiträge zum ganzen artistischen Unternehmen, und ins besondere Beiträge zu den einzelnen Bildern; die Bilder sollen die Hauptsache seyn, und die historisch-archiologische Erklärung derselben, so weit sie einer Erklärung bedürfen, sein einziger Zweck. In diesem Sinne ist ihm die Note „genügend" ein Lob, wenn er dem Leser des größern Publikums genügt. Um aber wirklich zu genügen, glaubte er zwei Punkte vor Augen haben zu müßen; einmal die nöthigsten Winke zum allgemeinen Verständniß der Bilder und Kompositionen zu geben, dann aber auch sich nur auf das Nöthigste und allgemein Interessirende zu beschränken; daher mußten natürlich die kritischen und philologischen Forschungen ausgeschlossen bleiben und daher die Kürze, die ihm soger, außer dem Zwecke, auch der Raum gebietet. Der Verfasser verwahrt sich daher vor dem Scheine, als schriebe er für Philologen und Archäologen, indem er nur die spärlichen Brosamen von dem reichen Mahle der Gelehrten obiger Art dem größeren Publikum vorzulegen trachtet.





II.

Homers Odyssee

in Umrissen nach John Flaxman;

mit

Erläuterungen

von

Dr. K. L. Schmidt.

Phaemios und die Freier.

Schluß.

Aus der Stellung und dem politischen Verhältniß der Frauen unter einem Volke läßt sich nicht nur ihr eigener sittlicher Werth und ihre Bildungshöhe erkennen, sondern sogar nicht selten auch der Grundzug, Charakter und die Denkungsart des ganzen Volkes.

So hatte das hellenische Heroenzeitalter, von dessen Sitten uns eben Homer ein reiches und getreues Bild gibt, dem weiblichen Geschlecht eine, gegen alle Erwartung — ungünstige Stellung angewiesen; die homerischen Frauen erscheinen im Ganzen ungebildet und unterdrückt; — überhaupt darf man als sichern Maßstab annehmen, daß, in dem Grade bei einem Volke das häusliche und Familienleben auch mit seiner entnervenden Ge-

mächlichkeit, noch roh und verachtet ist, in demselben Grade es auch die Weiber dieses Volkes seyen.

Alle Freuden, alle Zerstreuungen und Feste, welche sich dem Griechen darboten, erwarteten ihn außer dem Hause, also entfernt von den Frauen, deren natürlicher Aufenthalt und Wirkungskreis eben nur das Haus ist. Wenn daher der Mann bei öffentlichen Festen, Spielen oder Gymnasien, oder auf Fehdezügen und Wallfahrten zu Orakeln seine Belehrung und Bildung holte, blieb das Weib ausgeschlossen und unbelehrt: Unterdrückung und Ausschluß von geselligen Freuden mußten das weibliche Geschlecht dahin bringen, zu entarten, und so diese Mißachtung am Ende zu verdienen.

Bei Homer werden daher die Frauen fast immer mit Mißtrauen behandelt, und seine Helden wissen von keinen andern Vorzügen des Weibes, als Jugend, körperliche Reize und Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, vornehmlich war ihr Wirken an den Webestuhl gebunden: überhaupt wird' in Homers Gedichten mehr der Freundschaft — eine Art Heldenehre — als der Liebe, gehuldigt, und im ganzen hellenischen Alterthum erscheinen die Helden fast alle paarweise; Kastor und Pollux, Odysseus und Diomedes, Achill und Patroclos, Orest und Pilodes u. dgl., während von der Liebe nur die gröbere und sinnliche Seite hervortritt.

Aber nichts desto weniger finden sich auch sehr schöne weibliche Charakterschilderungen in Homers Gesängen; seine Frauen sind zwar selten edel, aber wenn sie es sind, sind sie denn auch in hohem Grade liebenswürdig und bezaubernd. „Ihre Tugend — sagt ein geistreicher Kenner des Alterthums — ist freie Natur, ihre Einfalt ist vollkommen, und bezaubernd diese ungezwungene Anmuth der Seele. Hier ist keine durch Bildung zerstörte Weiblichkeit!"

Wir begnügen uns auf solche vom Dichter bevorzugte weibliche Charaktere, als da sind, eine Andromache, Helena, Kassandra, Nausikoa, Kalypso, u. s. w. nur hinzuweisen. Welche Verschiedenheit, welche Lieblichkeit! eine mährchenhafte Kalypso mußte so liebenswürdig, so innig, so unglücklich seyn, um gleichsam nur als Folie, nur als Schemen der weiblichen Tugenden und Reize einer Penelope zu dienen; ihre göttlichen Reize dienen nur dazu, den Werth der Penelope zu erhöhen; denn alle jene verborgenen Freuden ihrer kühlen Felsengrotte blieben dem treuen, sehn-

[illegible] OFFERT

[illegible]



suchtsvollen Gatten fremd, und am Felsengestade sitzend, blickt er mit thränenverschleiertem Auge nach der Gegend seiner Heimath, und beschränkt alle seine Wünsche auf den einzigen, heimkehrend auf dem geliebten Eiland den Rauch der friedlichen Dächer in die Luft steigen zu sehen.

Und wer ist diese Penelope, diese Perle, diese Glückliche, diese von einer Unsterblichen Beneidete? Ihr Wesen ist einfach, und also auch — wie alles Edle — mit wenig Zügen gezeichnet: beharrliche Treue, häuslicher Sinn nnd weibliche Klugheit. Das ist wahrlich ein Meister, der mit so wenig Zügen einen so bestimmten, klaren und schönen Charakter zu bezeichnen versteht! Welche Mittel setzt dagegen der moderne Dichter in Bewegung, um einen idealen und edlen weiblichen Charakter darzustellen? Alle weiblichen und sogar männlichen Tugenden, alle Reize, alle Künste und alle Gaben des Talents und der Natur werden aufgeboten, um ein solches modern-poetisches Geschöpf zu constituiren. Wie in Tasso's befreitem Jerusalem die ganze Hölle thätig ist, um ein Teufelsweib eine Armida zu schmieden, so wird jetzt der Schoos des ganzen Parnassus durchwühlt, als stöhnte er in Geburtswehen, und heraus kommt endlich — eine naseweise Maus oder Mimili, die Newtons Schriften studirt hat.

Nestors Opfer.

In Pylos angelangt, werden die Fremdlinge an Nestors Hofe, als gerade dem Neptun ein Opfer dargebracht worden war, freundlich empfangen; während des Opfermahles entdecken die Reisenden den Zweck ihres Hierseyns, und Nestor erzählt das Schicksal der vom zerstörten Troja zurückkehrenden Helden, nach dieser Erzählung, worin die Uneinigkeit der Hellenen wegen der Beute, Agamemnons unglücklicher Empfang und Tod, den Hauptinhalt ausmachen und fast den ganzen Gesang der Odyssee in Anspruch nahmen, wird das Opferfest mit Verbrennung der Zungen der geschlachteten Opferthiere beendiget, was eine oft beobachtete Gewohnheit der Griechen war; weil man besorgte, daß die Lust und der Wein des Opfermahles den

Opfernden unanständige und frevelnde Worte und Redensarten entlockt haben möge, so wollte man durch Opferung und Verbrennung der Zungen der Opferthiere den Merkur, den Schutzgott der Unterredung, wieder aussöhnen. Nach vollendetem Opfer entzieht sich Minerva, die bis jetzt in Gestalt des Mentor zugegen war der gastfreundlich angebotenen Herberge im Königspallast durch plötzliches Verschwinden, das den Anwesenden die Anwesenheit eines Gottes verräth, und den Nestor veranlaßt, der erkannten Göttin am folgenden Tage eine junge Kuh zu opfern.

In der Ausführlichkeit der Beschreibung dieses Opfers, das in beiliegendem Bilde dargestellt wird, kann man den frommen, religiösen Sinn Homers erkennen; Nestor fleht hinter dem flammenden Altar zu der jungfräulichen Göttin, das Opfer führt die junge Kuh an Kränzen herbei, und hinter ihm steht Telemach und Polykaste, Nestors jüngste Tochter, welche nach der Sage Telemachs Gemahlin wurde, neben ihm; über der Gruppe dieser drei Figuren schwebt Minerva als schützender Genius des jungen Paares; man möchte meinen, der Künstler habe jene Sage aus Hesiod benutzt, und gleichsam die Verlobung mit dem Opfer verbunden. Allerdings scheint auch Homer darauf hinzudeuten, indem er Polikasten den Telemach ins Bad begleiten und ihn bedienen läßt.

Nach diesem festlichen Empfange stellt sich Mentor wieder ein, um mit seinem jungen Gefährten auf einem mit rüstigen Rossen bespannten Wagen, dem Gastgeschenke Nestors, nach Lacedämon, zu Menelaos, zu fahren, und weitere Erkundigung nach Odysseus zu erforschen.

Wie klug und meisterhaft die Oekonomie und der Plan der Odyssee angestellt, und gleichsam der gütigen Vorsehung über das Schicksal des Helden abgelernt ist, ersehen wir auch hier; der weise, wohlwollende Greis, Nestor, gibt seinem jungen Freunde Telemach den Rath, nach Lacedämon, zu Menelaos, zu gehen, von diesem sollte er mehr von seines Vaters Schicksal und Aufenthalt erfahren: während aber Telemach an Menelaos Königshofe verweilt, ergibt sich für den Dichter Zeit und Gelegenheit ihn zu verlassen, und zu Odysseus selbst überzugehen, ihn auf seinen Irrfahrten zu begleiten, und endlich in die Heimath zu geleiten — bis im 15. Gesang mit der Heimkehr des Sohnes der im 21. Gesange abgebrochenen Faden wieder aufgenommen wird. Damit aber die Reise des Telemach nach Lace-



ODYSSEE 479



dämon nicht willkührlich scheine, sondern als Werk der über Laërtes Haus freundlich waltenden Götter, so mußte eben diese Reise und der längere Aufenthalt des Telemach bei Menelaos dazu dienen, den Mordanschlag der Freier gegen ihn zu vereiteln, denn nach seiner Abreise von Ithaca hatten sich ein Theil derselben zu Schiffe begeben, um den bald von Pylos heimkehrenden Telemach meuchlings zu überfallen und zu tödten.

Ehe wir jedoch mit Homer den Telemach in Lacedämon verlassen, kehren wir auf einen Augenblick nach Ithaca zurück.

Penelopens Traum.

Der Leser der Odyssee würde, wenn gleich über Telemachs Schicksal beruhigt, nicht sorglos und nicht ungestört den Odysseus auf seinen Irrfahrten begleiten können, wenn er nicht auch über Penelopens Zustande, die nun auch vom geliebten Sohne verlassen ist, beruhigt wäre: das wäre eine Grausamkeit des Sängers, sowohl gegen Penelopen, als auch gegen den Leser. Aber in Homer wohnt der Geist schöner Menschlichkeit, darum läßt er auch die Götter menschlich seyn, und nicht nur den Menschen Hülfe bringen, sondern auch Trost bis die Hülfe da ist.

Wenn Penelope über die schnelle, ihr räthselhafte Entfernung des Sohnes schon beunruhigt worden, so mußte sie es um so mehr werden, als sie von dem verderblichen Anschlage der Freier gegen ihren Sohn vernahm.

In dieser trostlosen Lage sendet ihr Pallas einen Traum, in der Gestalt einer Jugendgenossin

Daß sie Penelopeia, die jammernde, herzlich betrübte,
Ausruhn machte vom Weinen und endlos thränenden Jammer.
Jene schwebt in die Kammer hinein am Riemen des Schlosses;
Ihr zum Haupte nun trat sie, und sprach anredend die Worte:
Schläfst du, Penelopeia, das Herz voll großer Betrübniß?
Nein, sie wollen es nicht, die ruhig waltenden Götter,
Daß du weinest und trauerst; denn wiederkehren zur Heimath
Soll dein Sohn, nichts hat er gesündigt wider die Götter.

Od. IV. 801 — 807.

Der Künstler wählte sich in vorliegendem Bilde diesen Moment, wo die tröstende Traumgestalt über dem Lager der schlummernden Penelope schwebt und nach Oben, nach den ruhig waltenden Göttern hinweiset. Penelope wendet ihr Haupt halb wach, halb träumend nach der Erscheinung hin, welchen Zustand Homer mit den herrlichen Worten bezeichnet:

Sanft betäubt vom Schlummer, am stillen Thore der Träume;

d. h. an der Grenzscheide zwischen Wachen und Träumen.

Als die Gestalt verschwunden war, erwachte Penelope und verließ voll inniger Freude das Lager, „daß ihr ein deutender Traum in der Stunde des Melkens gesandt ward."

Also schon bei Homer finden wir den, noch bei uns üblichen Glauben, oder Aberglauben, daß die Morgenträume bedeutsamer seyen, als jene der Mitternacht. Wie sinnig, aber auch wie alt ist doch der Aberglaube!

„Die Nacht ist keines Menschen Freund", sagt ein altes Sprüchwort; um Mitternacht liegt die Seele noch von der Last des schlummernden Körpers niedergedrückt, daher man sagt, daß das bekannte Alpdrücken, wie alle bösen ängstigenden Träume, um Mitternacht kommen; gegen Tag hin befreit sich dagegen die Seele immer mehr von den Banden des Körpers, und wie es am Himmel donnert, so donnert es auch in der Seele, daher die Morgenträume immer klarere und deutlichere Bilder mit sich führen. Nicht nur das heidnische, sondern auch das heilige Alterthum schenkte den Morgenträumen, im Gegensatz gegen die Mitternachtsträume, besondern Glauben. Aus der Abbildung des Traumgottes sieht man die Vorstellung der Alten von den Träumen deutlich; er wurde in einem weißen Gewande und einem schwarzen darüber, mit einem Horne in der Hand, und in der Plastick als ein auf den Zehen gehender Knabe mit beflügeltem Haupte und in einer Hand ein Horn, in der andern einen Stengel mit drei Mohnköpfen, dargestellt. Jenes weiße, vom schwarzen bedeckte Gewand, deutet sinnig auf die von der Nacht des Schlafes umhüllte wache und thätige Seele.





III.

Landschaftliches und Archäologisches

zu Virgils Aeneide,

von

Dr. K. L. Schmidt.

Karthago und Tunis.

Wir sehen hier die Reste einer großen Vergangenheit. Das alte, durch sein Unglück nicht weniger, als durch seine Macht und seinen Reichthum berühmte Karthago, ist einer der wenigen Staaten, welcher ehrenvoll unterging, aber weder Monumente, noch Sprache, noch Literatur haben sich von ihm auf unsre Zeit vererbt. Scipio Afrikanus vernichtete ihn im eigentlichsten Sinne des Wortes. Denn jenes von Cajus Grachus, Julius Cäsar und Augustus nach und nach wieder erbaute und bevölkerte Karthago ist eine römische Municipalstadt mit römischer Zunge, römischen Sitten und römischen Gesetzen, und nicht einmal mehr an der Stelle des alten, zerstörten.

Aber nicht nur das Geschick, nicht nur Gewalt und Zeit, sondern sogar auch die Natur haben ihren Ingrimm an den Küsten des karthagischen Gebietes ausgelassen, denn die Fluthen bedeckten diese historischen Orte mit ihrem Sande, oder höhlten neue Buchten statt der versandeten aus.

Das alte Karthago lag unter 36° 40′ Breite und unter 27° 48′ Länge im innersten Winkel eines großen Meerbusens, und ist eine Pflanzstadt der phönizischen Tyrier; Dido wird als ihre Gründerin bezeichnet, jene

Dido, welche mit Aeneas ein unglückliches Liebesverhältniß hatte, wovon aber nur Virgil etwas weiß, die übrigen und zum Theil älteren Autoren des Alterthums schweigen davon; Virgil griff diese Angabe rein aus der Luft, theils um seinem angeerbten Haß gegen Karthago Nahrung zu geben, theils um dem Cäsar Augustus zu schmeicheln, da er in Aeneas den Gründer des Julischen Geschlechtes, wozu Augustus gehörte, besang, und eine Königin wie Dido, von seinem Helden verschmäht werden mußte, um auf Latiums Gefilden ein mächtigeres Reich zu gründen.

Karthago bedeutet in tyrischer Sprache Neustadt, und zwar im Gegensatz zu dem noch älteren Utica, d. h. Altstadt, ebenfalls eine phönizische Kolonie. Man setzt die Erbauung Karthago's in das J. 888 vor Chr., — also 134 Jahre vor Roms Gründung —, nach einer Blüthe von 732 Jahren, nach einem 120jährigen Kampfe mit Rom, erreichte Karthago das schrecklichste Ende, das die Geschichte kennt; mit empörender Treulosigkeit umzingelte Rom mit seinen Heeren die wehrlose, um Frieden flehende, Waffen und Ehre opfernde Stadt; plötzlich öffnete man die Augen und sah, daß der tückischen Feindin mit nichts anderem gedient wäre, als mit der gänzlichen Vertilgung Karthago's: Verzweiflung bemächtigte sich der ganzen Einwohnerschaft, das Gebälke der Wohnungen wurde zu Schiffen gezimmert, alles Metall in Waffen umgeschmiedet, Weiber gaben ihren Schmuck zu Pfeilen, ihre Haare zu Bogensonnen: drei Jahre dauerte Widerstand und Belagerung, sechs Tage und sechs Nächte der Sturm, siebenzehn Tage der Kampf in den Straßen, und im Jahre 146 vor Chr., in demselben Jahre, wo Korinth demselben Feinde durch den rohen Mummius erlag, wiederholte der edle Scipio, der jüngere, mit blutendem Herzen, die dem Untergange Trojas geltenden, homerischen Worte:

Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos Heldengeschlecht, und die lanzenkundigen Trojer.

Diese, vielleicht nur in Bezug auf Karthago's Ende gesprochenen Worte, enthielten prophetisch das im Schooße des rächenden Schicksals liegende Ende der weltbeherrschenden Roma.

Karthago's unermeßliche Schätze flossen nach Rom und rächten durch Untergrabung seiner Bürgertugend späterhin Karthago's Meuchelmord an seiner Mörderin.





Ueberdieß sollte bald ein reiches, blühendes römisches Karthago, um 428 nach Chr. eine Beute der Vandalen werden, welche von hier aus, gleichsam auf den Wink des vergeltenden Schicksals, einen Rachezug gegen Rom machten, und es plünderten. Nach dem Untergange des Vandalenreiches durch Belisar ward Karthago Provinzialstadt des oströmischen Reiches, bis es endlich im 7. Jahrhundert von dem Araber Hassan ben Momun abermals zerstört wurde; seitdem ist auch dieses, von den Römern gegründete Karthago ein Haufe von Trümmern, und auch diese im Meeressande vergraben, denn nur die Reste einer römischen Wasserleitung bezeichnen seine Stelle. Das benachbarte sarazenische Tunis, seit Jahrhunderten ein Raubnest und Sitz orientalischen Despotismus und wilder Barbarei zog die Macht und Bedeutung Neu-Karthagos an sich.

Tunis.

Nicht nur Erbin karthagischen Bodens, sondern auch des wechselvollen, ungestümen Schicksals jener alten Stadt. Schon Polybius, zwischen 204 und 123 v. Chr. lernte auf seinen Reisen an der Nordküste Afrikas dieses Tunis kennen, sein Name ist daher älter als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Nach Zerstörung Neu-Karthagos siedelten sich die Flüchtlinge mit den Zerstörern hier an; die Bewohner sind daher ein buntes Gemische von Karthagern, Römern, Vandalen, Sarakenen und Türken „mit Grausamkeit und allen Lastern, aber mit keinen Tugenden vertraut."

Die Geschichte dieses Raubstaates gehört zu den unerfreulichsten und unerqicklichsten Gebieten der Geschichtsforschung; sie ist eine wahre Schattenseite der Menschheits- und Kulturgeschichte. Ueberhaupt ist ganz Afrika in der Geschichte eine öde Wüste, und nur zwei Epochen tauchten, gleichsam als befruchtete Oasen oder Inseln, aus der Reihe mehrerer Jahrtausende hervor, das alte Aegypten und Karthago. Afrika scheint von jeher zur Heimath und zum Ziele des Abschaumes der Völker Europas und Asiens bestimmt gewesen zu seyn. Das alte Phönizien sandte seinen Ueberfluß an Bevölkerung, wohl schwerlich den bessern Theil derselben, dahin; die Vandalen, die aller wildesten und rohen Völker unter den zur Zeit der Völkerwanderung Europa durchströmenden Schwärmen, fanden nur hier eine Heimath, denn die Vorsehung, vielleicht auch der Wille der Völker, hatte ihnen

nicht gestattet, diesseits des Meeres zu bleiben, von den Arabern betraten ebenfalls die zügellosesten Horden diesen Boden, und die Osmanen verschmäheten es, da zu herrschen, indem sie die Einwohner ihrer Wildheit und Barbarei überließen, und erpreßten nur ihren Tribut. Ja selbst heut zu Tage sieht man in Afrika nur das Land, wo man den hoffnungslosen Theil der europäischen Bevölkerung, von welchen man gerne möchte los werden, deportiren könnte. Eine Bevölkerung, unter der sogar der Türke, mit wenigen Ausnahmen, zu leben verschmäht, muß tief gesunken seyn; aber unter allen diesen Barbaresken und anaochischen Staaten hat sich Tunis noch am meisten Kultur und Civilisation angeeignet. In der mittelalterlichen Geschichte hat sich dieser Staat vor allen seinen Nachbarn am meisten hervorgethan, namentlich aber in den Kämpfen gegen die Spanier unter Ferdinand dem Katholischen, Karl V. und Philipp II. als Helden dieses Kriegsschauspieles ragt ein Barbarossa, oder Chaireddin, der kühne Abentheurer und Seeräuber, ein Doria und der kaiserliche Bastard Don Juan d'Austria hervor. Eben jener Rothbart war es, dem es gelang, den Spaniern Afrika wieder zu entreißen; zwar ward Tunis von Karl V. erobert, aber vor Algiers Mauern zwangen ihn die Waffen des verwegenen Türken zur Rückkehr. Seit dem steht die Berberei, obwohl immer mehr nur dem Namen nach, unter osmanischer Hoheit.

Vorliegende Ansicht zeigt von der stürmischen See aus nicht Tunis selbst, sondern nur eine seiner nächsten Umgebungen: es ist die Stelle, auf der einst das alte Karthago gestanden. Die in das Meer hineinragende Landspitze ist das äußerste nordöstliche Vorgebirge Afrikas, und war einst befestigt. Auf dem, sich diesem anreihenden Hügel mit 3 Kuppen, war der älteste Theil der Stadt nebst der Citadelle Byrha, auf der mittleren und höchsten Spitze thronte der Tempel des Aescoulap, hinter diesem Hügel, auf der westlichen, nicht sichtbaren Seite lag der später erbaute Stadttheil Megara oder Magalia, d. h. Neustadt. In der Mitte des Bildes ist eine Landzunge mit, bis auf heutigen Tag noch sichtbaren, Befestigungswerken, Taenia genannt, hinter ihr liegt der große See, Stagnum Marinum, hinter diesem sieht man links kleine Citadellen, die zu Tunis gehören, sie heißen le Golette.

I.

Erinnerungen in Bildern.

Der kleine Auvergnate,

von

Wilhelm von Chézy.

1.

„Wie ist doch die Welt so weit," seufzte der kleine Bettelbube, indem er, auf einem Markstein sitzend, über die breite Ebene hinschaute, bis sein Auge endlich auf den fernen, bläulich herüberdämmernden Bergen der Auvergne weilte. „Wie schön ist es dort in der Heimath," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort: „dort zieht der Hirsch durch den grünen Wald, hinter ihm mit der Meute der grüne Jäger, hinter dem Jäger der Hirt mit Heerde und Hund, und jeglicher kennt den andern, bietet dem Begegnenden guten Tag, und nennt ihn bei Namen; der Pfarrer aber ist der Vater aller. Wie anders ist es in dieser endlosen Ebene? Wem ich auch begegne, er kennt mich nicht, und niemand sagt zu mir: grüß dich Gott, drolliger Fanfan..."

„Was murmelt der Kobold da?“ ertönte es plötzlich neben ihm; der Knabe sprang erschrocken auf, und sah einen bärtigen Mann in blauer Blouse vor sich stehen, der, auf sein Doppelgewehr sich stemmend, ihn mit scharfem Blick musterte, während ein getiegerter Hühnerhund, knurrend und zugleich wedelnd, jeden Augenblick bereit schien, auf ihn loszuspringen. „Was schwätzest du da in den Tag hinein von Jägern und Pfarrern?“ fragte der Mann wieder.

„Gott segne Euch, Euere blanke Flinte und Euren schönen Hund,“ versetzte der Kleine, indem er den Frager aus treuherzigen Augen, doch nicht ohne Furcht, anblickte: „Ich klagte eben dem Himmel, daß keiner von seinen Dienern in der Ebene mich kennen will, und daß die Hunde meist freundlicher mit mir verfahren, als ihre Herrn.“

„Thörichter Bube, wo willst du hin?“

„Nach der großen Stadt des Kaisers.“

„Hättest besser gethan, daheim zu bleiben bei deinen Murmelthieren und Wölfen. Was willst du in Paris? Soviel Straßen die Stadt auch hat, und so schmutzig alle sind, doch ist jede Ecke mit einem Gesellen deines Gelichters besetzt, der die Schuhbürste handhabt.“

„Laßt mich immerhin nach Paris gehen, gestrenger Herr; ich kann Rauchfänge kehren und Purzelbäume schlagen.“

„Die Schornsteine sind ohne dich versorgt, und auf Purzelbäumen wächst keine eßbare Frucht. Du wirst stehlen lernen und ein Taugenichts werden.“

Da faltete der Auvergnate die kleinen Hände, blickte zum Himmel, und sagte nach einer Weile: „Der heilige Franciscus hat nie gestohlen, und wird nicht zugeben, daß ich je seines Beispiels so vergesse.“

Der Mann lachte aus vollem Halse, und rief: „Eine schöne Logik! Geh denn sammt deinem Heiligen, aber nimm Dich in Acht, daß Dich unterwegs die Kosaken nicht fangen, an ihren langen Spießen braten, und auffressen.“ — Ein glänzendes Silberstück flog in die Mütze des verdutzten Knaben, und der Jäger ging pfeifend querfeldein seines Wegs. Nachdem Fanfan lange seine Augen an der Münze, die ihm ein unermeßlicher Schatz schien, geweidet hatte, barg er sie in die versteckteste Falte seines zerlumpten Gewandes, und tappte auf der staubigen Heerstraße fort.

2.

Der wandernde Knabe war schon viele Tage lang gegangen, und fand die Welt immer weiter, die Menschen immer fremder. Selbst der letzte Trost seiner Augen, die blauen Berge, waren hinter ihm versunken, und noch stiegen die Thürme von Paris nicht vor ihm auf; um ihn her aber offenbarten sich immer mehr die Spuren des Krieges, denn nicht lange vorher war die Schlacht von Waterloo geschlagen worden, Schaaren von Feinden drangen nach Frankreich vor, das bald seinen Helden verlieren sollte, und Hunger und Elend bezeichneten ihren Weg.

Fanfan sah zerstörte Dörfer und bleiche Menschen, sein Silberstück war längst verzehrt, und wo er um einem Bissen Brod bat, da hieß die Antwort: „Bettle bei den Kosaken, die uns alles genommen haben.“ — Hungrig und weinend ging er einstmals weiter; da sah er sich plötzlich umringt von acht oder neun wildaussehenden Reitern auf kleinen Rossen. Die gewaltigen Bärte und die langen Spieße der Kriegsleute versetzten ihn in große Furcht, er sank in die Kniee und bat mit erhobenen Händen um sein Leben. Eine starke Faust nahm ihn beim Kragen; er fühlte sich in die Höhe gehoben, und auf den Hals eines Pferdes niedergesetzt, eine rauhe Stimme sprach in unbekannten Lauten, aber die Worte waren freundlich, das bewies ihr Ton, das bestätigte die Hand, welche des Kindes erblaßte Wangen streichelte. — Das Leben kehrte in Fanfans Pulse zurück, er gewann den Muth, die Fremdlinge anzusehen, und ihnen durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß er Hunger fühle. Der Alte, vor dem er auf dem Sattelknopf saß, langte in die Tasche, reichte ihm Käse und Fleisch, und gab ihm aus einer Korbflasche ein Getränk zu kosten, wie es nie über des Knaben Lippen gekommen; das feurige Naß trieb ihm die Thränen in die Augen, worüber die Reiter lachten, und bald lachte Fanfan mit ihnen, ermuntert und gestärkt vom Geist des Branntweins.

Die Schaar zog weiter, und nahm den Knaben mit, dessen drolliges Wesen die rohen Gesellen belustigte; es fehlte ihm nicht an reichlicher Atzung, und seinen Blicken nicht an ergötzlichem Schauspiel, denn bald sah er auf der Heerstraße große Haufen von Fußvolk, Colonnen von Reitern, mühsam einherziehende Batterien und Bagagezüge, und an allen flog er

windschnell vorüber. Er sah auch die Gräuel des Kriegs, ausgeübt von seinen Führern, und ihm ward unheimlich zu Muth; doch trösteten ihn bald wieder die Liebkosungen der Reiter.

Am dritten Tag begegnete der Zug auf einsamem Waldpfad einem Wandrer, der bei dem Anblick der Soldaten zu entfliehen versuchte. „Spion, Spion!“ schrien diese, hatten den Flüchtling bald gefangen, und schlugen mit ihren ledernen, kurzen Dreschflegeln ähnlichen Peitschen unbarmherzig auf ihn los. Der Mißhandelte schrie und flehte; nur für Fanfan verständlich rief er: „O meine Herrn Kosaken, lassen Sie mich gehen, ich bin kein Spion.“ — „Ja, Spion, fort,“ hieß die Antwort, und ein Kosak führte den Geknebelten von dannen.

Fanfan wurde sehr nachdenklich; das Wort „Kosak“ war ihm centnerschwer aufs Herz gefallen. „Wehe mir,“ dachte er bei sich: „ich bin in die Hände der Kosaken gerathen, ohne sie zu kennen, und nun führen sie mich mit sich, um mich an irgend einem Festtag, oder auch sobald es ihnen an Fleisch fehlt, zu schlachten und zu braten. Dann weiß niemand, wo ich hingekommen bin; mein alter Vater, meine gute Mutter und die ganze Freundschaft werden nie mehr von mir hören, und der Herr Pfarrer wird den Kopf schütteln, und vergebens fragen, ob ich christlich begraben worden?“

Der Entschluß, so bald als möglich zu entfliehen, reifte in des erschrockenen Knaben Seele, und schon ersah er sich den nächsten Abend zur Ausführung dieses Vorsatzes, als er wahrnahm, daß ringsumher sumpfiges Bruchland, stark mit Unterholz bewachsen, sie umgab; er war gewiß, in Moor und Gebüsch sich rasch den Verfolgern zu entziehen.

Der Führer gebot den plaudernden Kosaken plötzlich zu schweigen, und zeigte nach einer Rauchsäule, die hinter grünen Gesträuchen aufwirbelte; vorsichtig senkten sie ihre Lanzen, duckten sich selbst auf den Hals ihrer Rosse vor, und die treuen Thiere sogar schienen zu merken, daß es gälte, still zu seyn, so ruhig und jedes Geräusch vermeidend schritten sie vorwärts. Bald offenbarte sich den Blicken ein Feuer, an dem französische Soldaten sorglos kochten, rauchten und schwatzten. Die Kosaken hielten an, gedeckt von dichtem Gebüsch; der Führer stieg vom Pferd, und schlich langsam vor, als suche er einen Standpunkt, von dem er die Feinde übersehen und zählen könne; der Alte aber hob Fanfan vom Sattel, setzte ihn

hinter einen Baumstamm, und bedeutete ihm durch Zeichen, sich ruhig zu verhalten. Kaum hatte der Kosak den Rücken gewendet, als der schlaue Sohn des Gebirgs mit der Behendigkeit eines Marders geräuschlos sich in das Gesträuch gleiten ließ, dort seitwärts mehrere Schritte auf allen Vieren fortkroch, dann, rasch wie ein gehetztes Reh, in strengem Lauf durchbrach, und plötzlich unter den verwunderten Franzosen stand, denen er, fast athemlos, zuschrie: „dort Kosaken."

Die Soldaten fragten nicht lange, wie oder woher? Ohne das Commando abzuwarten, sprangen sie nach ihren Gewehren; Fanfan sah einen Reisewagen stehen, in den er sich flüchtete, ohne sich um die Dame und das kleine Mädchen zu bekümmern, zu deren Füßen er sich niederkauerte, während draußen Geschrei und Schießen losging. — Bald jedoch war der Lärm vorüber; eine Stimme sprach zum Wagen hinein: „die Gefahr ist für diesmal vorbei. Das Kosakengesindel hält nie Stand, sobald es ernsthaften Widerstand findet, und es wundert sich, andere Leute in uns kennen zu lernen, als die waren, denen an der Berezina der Tod von ihren Lanzen ein willkommener Erlöser schien. Doch siehe da, hier ist ja unser Warner."

Fanfan hob die Blicke, und erkannte in dem glänzenden Offizier den Jäger, welcher ihm das Silberstück geschenkt hatte; dieser erkannte ihn gleichfalls, und fragte lachend: „Wie kommst denn du hieher? Ich meinte, du wärst längst daran, zu Paris Purzelbäume zu schlagen. Nun, auf jeden Fall bist du willkommen, denn wir verdanken dir unsere Rettung."

„O lieber Herr," versetzte der Auvergnate: „ich verdanke Euch mein armes Leben, denn ohne Eure Warnung hätte ich mich blindlings den Kosaken vertraut, die mich reichlich fütterten, um mich dann an ihren langen Spießen zu braten."

Der Offizier lachte wieder, und sagte: „die Einfalt ist auch ein Engel Gottes."

Die Dame und das Kind dankten in freundlichen Worten dem Retter, und steckten ihm Goldstücke in die Tasche. Nach einer Weile sprach der Offizier: „Jetzt geh, mein Knabe, und setze deine Wanderung nach Paris fort. Wir können nicht wohl dich bei uns behalten, so gern ich es möchte. Verliere nicht diese Karte; sie enthält meine Adresse, und ich werde noch

für dich sorgen, sobald wir uns wiedersehen. Nimm auch diesen Diamantring, und bewahr' ihn wohl. — Komm, Battiste, führe den Auvergnaten zu den andern Vorposten, daß sie ihn durchlassen, und zeig' ihm den Weg nach Paris."

Wie im Traum ging Fanfan an der Hand des Sergeanten von dannen.

3.

Der kleine Schornsteinfeger lungerte behaglich an dem Thürpfosten eines Hauses, in welchem er seine Arbeit verrichtet hatte, und verzehrte langsam ein Stück Brod, das ihm eine mitleidige Hand gereicht; und während er so kaute, sprach er zu sich selbst: „Du bist ein gewiegter Bursche Fanfan, und kannst, wenn es so fortgeht, in wenigen Jahren als ein reicher Mann heimkehren. Du hast einen schönen Schatz beisammen, drolliger Junge; die hellen Goldstücke, welche dir die Damen gegeben haben, und einen blanken Fünffrankenthaler, den du dir selbst erspartest; auch hast du einen glitzernden Ring; aber dennoch bist du ein dummer Klotz, Fanfan; denn seit vielen Wochen bemühst du dich umsonst, herauszustudieren, was die Karte eigentlich bedeutet, welche dir der Offizier gegeben, und dennoch möcht ich wetten, daß sie mehr werth ist, als alles, was du sonst hast." Dabei zog er eine Karte heraus, und starrte sie ernsthaft an.

„Niemand in der großen Stadt kann mir Kunde geben," fuhr er fort: „wo ich den Offizier finde. Aber eben fällt mir etwas ein, vielleicht ist irgend wer gescheiter als ich, und kann mir offenbaren, was das Ding da werth ist."

Erfreut über den eigenen klugen Einfall, und ungeduldig, ihn auszuführen, redete er den Ersten besten an: „Lieber Herr, was ist denn das da?" — „Eine Adresse," lautete die Antwort. — „Eine Adresse? Was bedeutet das?" — „Ei, mein Kind, der Mann, dem sie gehört, hat seinen Namen und seine Wohnung darauf geschrieben." —

Fanfan machte einen Freudensprung, und rief hastig: „Wo wohnt er denn?" — „Wenn er nicht ausgezogen ist, dort drüben in dem großen Hotel," sagte der andre, und ging achselzuckend weiter. Der Schornsteinfeger stürmte nach dem bezeichneten Pallast hin, voll Zuversicht, seinen Gönner zu finden, als er sich gerade vor der Einfahrt festgepackt fühlte, und, aufschauend, zwei wohlbekannte bärtige Gesichter erblickte.





„Spitzbube," brüllten die Kosaken: „Spion!" Dabei schwangen sie bedrohlich ihre Kantschu's über des zeterschreienden Fanfan Haupte.

Der Lärm versammelte im Augenblicke einen Kreis neugieriger Zuschauer, und lockte einen Polizeicommissär herbei, der nach der Ursache des Zusammenlaufs fragte. Die Kosaken wiederholten fort und fort ihre lakonische Anklage, und der Auvergnate schrie entgegen: „O geben Sie nicht zu, meine Herrn, daß diese Barbaren mich an ihren Spießen braten und aufessen."

Die Zuhörer lachten; der Commissär runzelte die Stirn. „Du sprichst nicht mit gebührender Ehrfurcht von unsern Befreiern," sagte er, und als die Umstehenden über diese Rede laut murrten, fuhr er fort: „Ich lade Sie ein, meine Herrn, mich nicht in meinen Amtsverrichtungen zu stören, im Namen des Königs!" Hierauf wandte er sich wieder zu Fanfan: „Ich bin überzeugt, daß diese tapfern Krieger nicht ohne Ursache dich einen Dieb und Spion nennen, elender Betteljunge."

„Ich bin kein Bettler," entgegnete der Knabe: „ich verdiene mein Brod mit saurer Arbeit, und wenn Sie mich in dies Haus führen, so werden Sie von dem Herrn, der mir diese Karte gegeben, bald erfahren, welche Bewandtniß es mit dem Zorn der Kosaken hat."

Der Commissär betrachtete aufmerksam das Blättchen, und fragte wieder: „Wer hat dir die Karte gegeben?"

„Der Herr selbst."

„Dann werden die Herrn Kosaken wohl Recht haben, und du bist ein arger Gauner. DerBesitzer dieses Hauses ist leider nicht hier, sonst würde er, als Hochverräther an König und Vaterland, schon der Gerechtigkeit anheimgefallen seyn. Du aber bist offenbar eines seiner Werkzeuge, und wirst auf der Stelle mit mir gehen. — Machen Sie gefälligst Platz, meine Herrn."

Ein Gensd'armes, der indessen dazu gekommen war, ergriff Fanfans Hand, und folgte, begleitet von den Kosaken, dem Commissär.

4.

Der arme Fanfan lag viele Tage im Gefängniß, unter Gaunern und Bettlern, wie die Polizei sie auf den Straßen und in ihren Schlupfwin-

keln aufgelesen; sein kleiner Schatz war ihm genommen worden, und diente dazu, den Verdacht zu verstärken, welcher das Zusammentreffen der Umstände ihm aufgebürdet hatte. — In den Verhören waren ihm vielerlei verfängliche Fragen vorgelegt worden, deren Sinn er nicht begriff, und endlich erschien der Tag, welcher ihn vor die Schranken des Gerichtes führte.

Er war wie geblendet, als er in den Saal trat, die ernsten Richter in ihrer Amtstracht, und alles Zugehör des ungewohnten Schauspiels erblickte. In banger Erwartung hörte er, ohne sie zu verstehen, die Verhandlungen, bis ihn selbst endlich die Reihe traf. Er beantwortete die gewöhnlichen Fragen nach Namen, Alter und Wohnort, und als er erklären sollte, wie er zu den Goldstücken und dem Ring gekommen, erzählte er den Hergang der Wahrheit getreu.

Als Zeugen erschienen die Kosaken mit einem Dolmetscher, und berichteten, was sie wußten, indem sie behaupteten, der Knabe sei ein Spion.

Der Vorsitzer faßte die Anklage und Vertheidigung zusammen, und sagte: „Aus den eigenen Erklärungen des Angeklagten und seines Anwalts geht hervor, daß Fanfan wirklich einen Ueberfall vereitelte; doch dies ist ein Umstand, der nur vor unsere Schranken gehört, insofern er dazu dient, das Folgende zu erläutern, und es ist allein die Frage, ob der Angeklagte nebst dem Geld auch den Ring als Belohnung und Geschenk erhalten. Der Punkt also, der zu beantworten, ist dieser: hat der Angeklagte den Ring mit dem Namenszug erhalten, um sich zu Paris bei den Verbündeten einer gewissen Parthei als den Boten einer einflußreichen, sich jetzt auf flüchtigem Fuß befindenden Person zu beurkunden, und ist er demnach staatsgefährdender Umtriebe schuldig?"

In diesem Augenblicke entstand ein Geräusch auf den Tribünen, und trotz der herkömmlichen Ermahnungen zur Ruhe, drängten sich zwei Männer vor, deren einer hinabrief: „Wir verlangen, als Zeugen vernommen zu werden."

Nach einigen Hin- und Herreden wurde dem Begehren der Beiden, in denen Fanfan den Sergeanten Battiste und einen Soldaten des geretteten Piquets erkannte, willfahrt, und sie erzählten, nachdem sie den nöthigen Förmlichkeiten Genuge geleistet, den Vorfall, wie sie ihn mit angesehen

hatten, indem sie hinzufügten, daß jener hohe Offizier in der That damals gar nicht daran denken konnte, einen Späher nach Paris zu schicken, weil das ganze Heer noch die stolze Hoffnung hegte, die eingedrungenen Fremdlinge wieder aus dem Land zu jagen.

Ein glücklicher Zufall fügte, daß die zwei wackern Soldaten, durch mehrere anwesende Offiziere unterstützt, beweisen konnten, daß sie wirklich diejenigen waren, für welche sie sich ausgaben, und so geschah es, daß das Gericht noch in derselben Sitzung den Auvergnaten gänzlich freisprach.

Als Fanfan, ohne zu wissen, wie ihm geschehen, wieder vor der Thüre stand, nahm ihn Battiste bei der Hand, und sagte freundlich: „Hör' mich an, mein Junge, ich will Dir einen guten Rath geben. Der Ring, den du bekommen, ist einige tausend Franks werth; verkauf' ihn, lege das Geld an, und schlage Zins zu Zins. Mit deiner übrigen Baarschaft kannst du ein Handwerk lernen, und hast dann ein schönes Kapital, um ein eigenes Geschäft anzufangen. Das ist viel besser, als wenn Du, einem Hamster gleich, Vorräthe zusammenschleppst, welche Dir der Erste Beste stehlen kann."

Der Auvergnate kraute sich bedenklich hinter den Ohren, und fragte: „Wie soll ich's anfangen?"

„Ich will dir den Weg zeigen, so treu, als ich Dir die Straße nach Paris wieß," entgegnete der Sergeant: „denn ich bin dir noch den Dank für unsere Rettung schuldig, und hoffe ihn so abzutragen. Wir wollen auch nicht vergessen, manchmal nach England an den Obristen zu schreiben; er wird sich freuen, wenn aus dir was Rechtes wird. — Nun, willst du?"

„Topp, es gilt," sagte Fanfan.

Battiste hielt Wort, und sein Rath bewährte sich als ein guter. — Als nach den glorreichen Julitagen der Verbannte heimkehrte, fand er den ehemaligen Schornsteinfeger als einen wohlhabenden Handwerksmann in einer von zahlreichen Gesellen belebten Werkstätte, und den alten Sergeanten als Buchführer in dem reichversehenen Magazin; da rief er mit seiner alten Lustigkeit: „Der Purzelbaum, den du aus dem Gebüsch zu unserm Feuer geschlagen, mein Fanfan, hat dir gute Früchte getragen."

II.

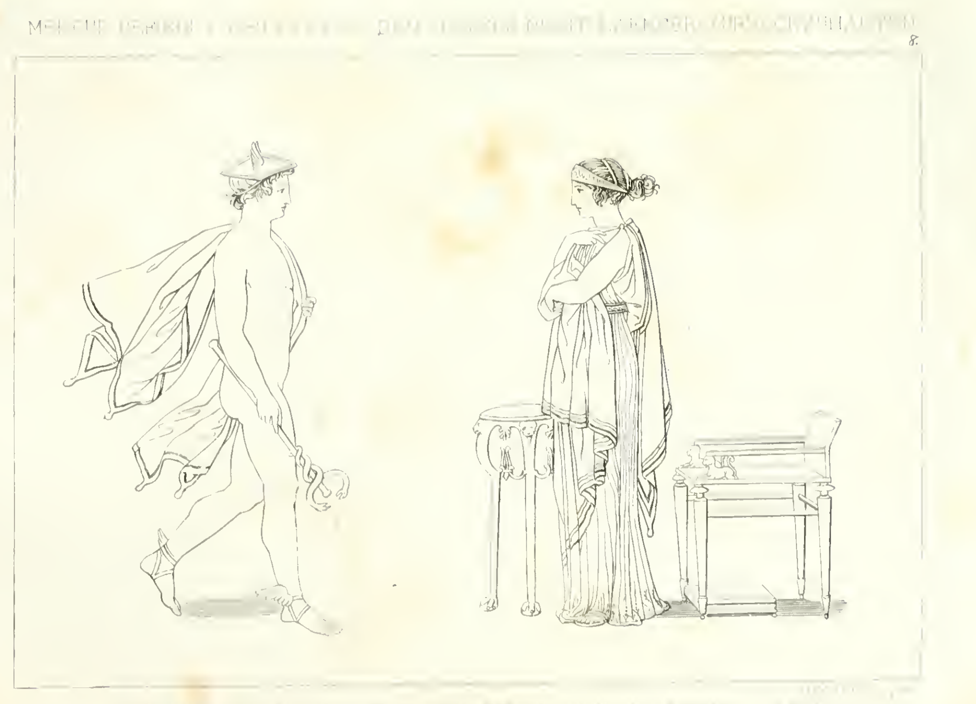
Homers Odyssee
in Umrissen nach John Flaxman;
mit
Erläuterungen
von
Dr. K. L. Schmidt.

Merkur und Kalypso.

Im ersten Gesange hatte Minerva vor dem Throne Jupiters den Rathschluß erwirkt, daß Hermes abgesendet werden sollte, der schöngelockten Nymphe Kalypso den Befehl des Götterrathes, ihren geliebten Gast, den sie schon so lange von der Heimkehr auf ihrer Insel und in ihren Armen zurückhielt, „— ihn zum Gemahle begehrend —" nicht lange mehr abhalten solle — zu hinterbringen: sie, Minerva, selbst wolle indeß nach Ithaka eilen, und den Sohn des Helden, ermannen zu männlichen Thaten, den Vater aufzusuchen, und ihn zu begleiten und zu schützen.

Nachdem wir in den 4 ersten Gesängen die Göttin ihr übernommenes Geschäft vollführen sehen, beginnt mit dem 5. Gesange gleichsam der zweite Akt der Odyssee — ebenfalls, wie der erste — auf dem Olymp, wo wir die Götter wieder versammelt sehen, und Minerva vor dem Throne des olympischen Herrschers von Neuem sich des bedrängten Dulders Odysseus annimmt, indem sie nach wiederholten Vorwürfen darauf dringt, den Götterboten Hermes — der früheren Verabredung gemäß, nach der grottenreichen Insel der Kalypso zu senden — mit dem Befehle, den Odysseus zu entlassen.

Jetzt erst führt der Sänger seinen Helden persönlich und handelnd dem Leser vor Augen — jetzt erst, im 5ten Gesange — und nicht ohne kluge Absicht: denn wäre der Held gleich Anfangs auf den Schauplatz geführt worden, so hätte sich der Leser zu ungerne von ihm getrennt, wenn



8.



ihn der Dichter wieder hinweggezogen hätte nach Ithaka, um ihm das freche Treiben der Freier, Penelopens getreues Harren, Telemachs hülflose Lage, und Minerva's schützendes Eingreifen vor Augen zu halten. So aber wissen wir die Heimath zum Empfange des Herrschers vorbereitet, und überhaupt die Faden und den Plan zum ganzen Epos angelegt, und dürfen von nun an ungestört und ununterbrochen den Helden selbst auf seiner Heimkehr begleiten.

Der Wille des Götterrathes wird nun in Vollzug gesetzt, und Merkur ohne Verzug mit seiner Botschaft entsendet.

Wir sehen hier den Sohn der Maja zum zweiten Male, hier mit dem Flügelhelm und Flügeln an den Füßen. Man darf sich jedoch nicht denken, daß er ihrer zum Fliegen bedurfte, bekanntlich dachten sich die Griechen ihre Gottheiten bei ihren Wanderungen nicht fliegend, sondern einherschreitend; und gerade ihre bildende Kunst liebte diese mächtige einherschreitende Bewegung zur Darstellung ihrer Apolle, Dianen, Merkure 2c. Das Beiwort „beflügelt" brauchte Homer allerdings oft, aber bildlich von leichter und rascher Bewegung; am liebsten fügt er es dem beredten Worte der Pallas bei, und es war daher von Seite des Künstlers ebenso überflüssig, die Füße des Götterboten mit Flügelsohlen zu beschenken, als wenn er sie der Pallas an die Füße gebunden hätte, oder gar an den Mund, als Anspielung auf die „beflügelte Rede"!

Zwar vergleicht Homer selbst die Bewegung des Hermes über das Meer hin mit einer Beute suchenden Möve, die ihre Fittige häufig in die Fluthen taucht, allein gerade hierin liegt ein Beweis, daß der Gott seinen nassen Weg nicht fliegend zurücklegte, sondern auf ambrosischen Sohlen, — wie auch Pallas, und andere Gottheiten haben; — über Gewässer und Land getragen, tritt er vom Olymp auf Pieria, dann aus der heiteren Höhe auf das Meer sich senkend, wandelt er mit leicht gehobenen Schritten über das unendliche Meer hinweg. — (Siehe Voß. Mythol. Briefe.) — Daher sagt auch der alte Kommentator Homers, Eustatius: „blos am Gange wird ein Gott erkannt, entweder weil er schnell weggeht, und mit leichten Tritten läuft; oder weil er nicht einmal Spuren in den Boden drückt; oder weil er weit schreitet, daß ein großer Abstand der Spuren ist 2c. S. zu Ill. XIII. 71. ungefähr in Schritten, wie wenn ein Träumender zugleich

läuft und fliegt, von jedem Stoße des Fußes weit über den Boden hinweg geschwungen.

Doch genug hievon! und nur noch Weniges über die Lage der Insel Ogygia, der Wohnung unserer einsamen, verliebten Nymphe. Aus dem Rathe, den Kalypso dem heimkehrenden Odysseus giebt, das Sternbild des Bären stets zur Linken zu haben, folgt, daß ihre Insel von Ithaka aus nordwestlich mußte liegen, und zwar 18 Tagreisen, selbst von Scheria, einer Insel nördlich von Ithaka, deren Einwohner schon von sich sagen, „daß sie abgelegen seien, im endlos wogenden Meere die Aeußersten, und nie mit andern Menschen Gemeinschaft hätten.“ —

Aus dem Allem ergiebt sich deutlich, daß Homer selbst nichts als den Namen und die Lage von der Insel Ogygia kannte, zu welcher der Weg selbst dem schnellfüßigen Hermes zu weit und ungastlich war, wenn er zu Kalypso sagt:

„Wer durchwanderte gern der unermeßlichen Salzfluth Wüste, so fern von Städten und Sterblichen rc.“? Daher wußte ferner Homer nichts von einem adriatischen Meerbusen, nichts von Tyrrhenien und nichts von Italien.

Von der Abgelegenheit und Verborgenheit ihres Inselreiches mag sich daher — nicht zufällig — der Name der Kalypso herschreiben. Wie es uns bedünkt, stellte der Künstler im vorliegenden Bilde den Moment dar, in dem die Göttin aus dem Munde Merkurs den Befehl, ihren geliebten Gast ohne Zögern zu entlassen, vernommen, und überrascht, gekränkt, und betrübt sich über die Härte und Ungerechtigkeit der Götter beklagt, die dem Unsterblichen es nicht gönnen, Sterbliche zu lieben, und dann endlich mit Resignation sich in den Befehl schickt mit den Worten:

Aber dieweil unmöglich des Aegiserschütterers Rathschluß
Weder durch Ausflucht meidet ein anderer Gott, noch vereitelt:
Wandr' er dahin — — — — — — — — — —
— — — — doch selbst entsend' ich ihn nimmer,
Denn mir gebrichts an Schiffen und Rudergeräth, und Genossen,
Daß sie hinweg ihn führen auf weitem Rücken des Meeres.
Aber gerne mit Rath willfahr' ich ihm, ohne Verhehlung,
Daß er ganz unverletzt sein heimisches Ufer erreiche.

Od. V. 116 — 144.

Das Verhältniß unseres Helden zu der verliebten Göttin ist zu interessant und charakteristisch, und stellt überdieß jenen von einer so schönen Seite dar, daß wir uns nicht erlauben dürfen, es mit Stillschweigen zu übergehen.

Nachdem sie den verhaßten Befehl vernommen, sucht die Zärtliche den Geliebten am Gestade des Meeres auf, wo sie ihn auf Felsen und sandigen Dünen sitzend fand, wie er mit Thränen und Seufzern auf das verödete Meer hinschaut rc.

„Jammernd um Wiederkehr; ihm gefiel nicht länger die Nymphe rc.“

Sie verkündet ihm nun, daß sie ihn zur Heimath entlassen, und mit Lebensmitteln und günstigem Fahrwinde ausrüsten wolle, wenn er sich einen Floß erbaut haben werde, aber nimmt dabei den Schein an, als geschähe dieß aus eigenem Antriebe, in dem sie schlau und stolz von dem erhaltenen Befehle keiner Silbe mehr erwähnt, als jene für Odysseus unverständlichen Worte:

Daß du ganz unverletzt dein heimisches Ufer erreichest,
Wenn es die Götter gestatten, die hoch den Himmel bewohnen,
Welche stärker denn ich an Rathschluß sind und Vollendung.

Daß übrigens die begehrliche Göttin während der 9 Jahre nicht ganz unerhört blieb, giebt Homer an zwei Stellen zu merken; aber die Wünsche der Göttin dreheten sich um den ausschließlichen, ehelichen Besitz des Helden, wenn sie zu ihm spricht:

Nicht doch darf ich vor jener (Penelope) geringeren Werths mich bedünken,
Weder an Wuchs noch Gestalt. Denn fern daß sterbliche Weiber
Je mit unsterblichen sich an Gestalt vergleichen und Bildung.

Nun kommt die rührende und schöne Erwiederung des Odysseus, eine wahre Perle des Gedichtes!

Zürne nur darum nicht, Herrscherin! selber ja weiß ich
Solches zu gut, wie dir die sinnige Penelopeia
Weicht an schöner Gestalt und erhabener Größe der Bildung.
Dennoch stets verlang' ich, und sehne mich täglich im Herzen
Wieder nach Hause zu gehen, und den Tag zu schauen der Heimkehr.
Wenn auch irgend ein Gott mich schlägt im dunkelen Meere;
Dulden will ichs! mein Herz ward längst zum Leiden gehärtet.
Denn schon hab' ich so manches durchstrebt, und so manches erduldet,
Schrecken des Meers und des Kriegs, drum laß auch dieses geschehen.

Leukothea.

Odysseus hatte auf dem selbst gezimmerten Floß nach einer ruhigen und günstigen Fahrt von 18 Tagen und Nächten bereits die Höhe von Scheria erreicht, wo ihn die schattigen Berge des Phäakenlands gastlich begrüßten: Da erblickte ihn der von Aethiopien (das sich Homer jedoch nicht im Süden Aegyptens, wie wir, sondern im Osten, nördlich von Phönizien, dachte) heimkehrende Poseidon, dessen Feindschaft sich der Held durch Blendung des Ciclopen Poliphem, seines Söhnleins, zugezogen, und sendet ihm abermals Stürme entgegen, die seinen Floß zerschmettern, ihn in den salzigen Wellen zu begraben drohen, und ihn einherschleudern, wie der Herbstwind die dürren Blätter.

Schon findet Odysseus das Loos seiner Kampfgenossen, die im Kampfe mit den Troern den rühmlichen Tod gefunden, gegen seines beneidenswerth, indem er nun unbetrauert, unbestattet und unbeehrt sein Grab in den Wellen finden soll. Doch plötzlich erhebt sich die dem Piloten befreundete Leukothea, und giebt ihm den Schleier, der seine Brust umgürtend, ihn durch die Gefahren des tobenden Elements an der Phäaken Land tragen soll.

Im gegenwärtigen Bild sehen wir den Helden zum ersten Male, wie er den Mast seines Fahrzeuges umklammert, während die rettende Göttin aus dem Abgrunde des Meeres sich erhebt. Zwar ist ihre Macht nicht hinreichend, mit einem Virgilischen „Quos ego!" d. h. „daß euch!" die entzügelten Stürme und Wogen zu bannen, wie Poseidon, der Erderschütterer; aber sie weiß, wie alle Weiber, wenigstens das Uebel zu umgehen, wenn sie es auch nicht zu heben vermag: dieß ist der magische Schleier.

Wir glauben errathen zu haben, warum der Künstler statt des Schleiers die Göttin eine Binde vom Haupte nehmen läßt, da der Schleier noch während des Losbindens vom Haupte sie zu sehr verhüllen würde, und er vielleicht diesen Moment des Losbindens im Bilde geben wollte, weil diese Bewegung ihm die günstigste Gelegenheit darzubiethen schien, eine an Venus Anadiomene mahnendes Bild einer Göttin darzustellen. Wirklich sehen wir in ihr eine höchst liebliche, zarte und anmuthvolle Gestalt, die noch durch den Kontrast mit den derb gezeichneten, und fast naiv dargestellten

[illegible] ULYSSES AUS DEM STURME



[illegible]



Windgöttern, die nach allen Seiten hin ihr Unwesen treiben, noch mehr gehoben wird, und wahrhaft als rettende Gottheit erscheint.

Diese Leukothea ist eine Nereide, und wird auch Halia genannt, ist aber wohl zu unterscheiden von einer Leukothoe, der Tochter des Königs Orchamos, die von Apollo geliebt, von ihrem eigenen Vater ermordet, und in eine Pflanze ihres Namens verwandelt wurde. Sie ist vielmehr dieselbe, deren Apollodorus I. 2. 7. und Pindar. Od. II. 51. erwähnen, und auf welche der 75. orphische Hymnus gedichtet ist. Als Sterbliche hieß sie Ino, und war als böse Stiefmutter gegen die Kinder ihres Gatten Athamas bekannt, indem sie es durch Bestechung der Orakelboten dahin brachte, daß selbe den Göttern geopfert wurden, um eine Hungersnoth abzuwenden. Aber an ihren eigenen Kindern wurde das Verbrechen gerächt, weßwegen sie sich aus Verzweiflung vom Isthmus ins Meer stürzte, wo sie unter die Meergottheiten aufgenommen, und als Retterin der bedrängten Seefahrer angebetet wurde.

III.

Landschaftliches und Archäologisches

zu Virgils Aeneide,

von

Dr. K. L. Schmidt.

Capreae. Isola di Capri.

Ein kleines Eiland an der südlichen Spitze des Golfs von Neapel, der Insel Ischia, und dem Piano di Sorrento gegenüber. Es liegt ziemlich hoch und steil über der Meeresfläche, und hat ein äußerst wildes Ansehen.

Die Insel war ein Lieblingsaufenthalt des Augustus; sein Stiefsohn und Nachfolger Tiberius aber entweihte sie zum Schlupfwinkel seiner abscheulichen Lüste. Wer Freude an der Einsamkeit hat, ist entweder ein wildes Thier, oder ein Gott, sagt der philosophische Lord Kanzler Baco von Verulam: dieß bewährte jener Kaiser hier in seinem Sitze der Wollust

und Verderbtheit; denn in dieser menschenhassenden Zurückgezogenheit ersann er schändliche Vergnügungen für sich, und grausame Martern für Andere. Auf den Anhöhen des Eilandes waren zwölf prachtvolle Landhäuser erbaut, auf dem höchsten Punkte die Villa Jovis, des Kaisers eigene Wohnung, und nur Günstlinge durften dieses schöne Eiland betreten, dessen Anhöhen eine der herrlichsten Aussichten auf das Meer, auf den Meerbusen von Neapel, auf Salerno, Sorrente und Bajae, gewähren. Die Ueberfahrt ist sehr beschwerlich, die Landung nur mit kleinen Fahrzeugen, und nur an wenigen Stellen möglich; worin der Grund des Tiberius gelegen seyn mag, um sich vor den gefürchteten Verschwörungen gegen sein wüstes, verhaßtes Leben zu verbergen. Diese Insel nährt eine Menge schmackhafter Wachteln, die sehr beliebt sind bei den Italienern, die Jagdgerechtigkeit gehört aber zu den Revenüen des dortigen Bischofs, welcher daber von den Italienern scherzhaft der Wachtelbischof genannt wird. —

Man darf diese Insel nicht verwechseln mit einer andern, desselben Namens, welche im toskanischen Gewässer in der Nähe von Corsica liegt.

Die Erklärung des Bildes „Aetna" folgt wegen Mangel an Raum im nächsten Hefte.

Durch Versehen unterblieb die Hauptkorrektur des 4ten Heftes, der geneigte Leser ist daher gebeten, folgende zum Theil sinnentstellende Druckfehler zu verbessern:

Seite 58 statt archiologisch, lies archäologisch.
— 60 lies einer Art Heldenehre.
— 61 nach Teufelsweib setze ein Komma.
— 62 l. statt 21r Gesang, 4r Ges.
— 64 in den früheren Abdrücken statt, wie es am Himmel donnert, so donnert es ꝛc., wie es am Himmel dämmert, so dämmert ꝛc.!
— 67 statt Sarakenen, l. Sarazenen.
— — statt Basen, l. Oasen!
— 68 statt von welchen, l. von welcher.
— — statt als Helden, l. als Held.



CAPREAE

Isola di Capri



I.

Erinnerungen in Bildern.

Der Jockey und sein Roſs;

von

Wilhelm von Chézy.

Der Tag des letzten Wettrennens brach an. Vom harten Lager schnellte beim ersten Morgenstrahl der rüstige Jockey, und brummte vor sich hin: „Wir bekommen einen schönen, hellen Tag, Gott Lob! Aber noch besser ists, daß ich morgen wieder in den Tag hineinschlafen darf, ohne mich um die Morgenröthe und ihre Verheißungen oder Drohungen zu kümmern. Ja, schon heut Abend wird mich, statt der harten Strohmatratze ein weiches Flaumenlager empfangen, nachdem ich ...." — Er schlug sich auf den Mund, und setzte dem Selbstgespräch Grenzen, indem er seine Kleider anlegte; dann trat er vor den Spiegel, und sagte mit selbstzufriedenem Lächeln: „Wenn jemand den Beruf ergriff, zu welchem ihn die Natur schon von Kindesbeinen an bestimmte, so ist es meines Vaters Sohn. Gab es je einen Jockey, der — klein und zierlich, stark und gewandt, dürr wie der Tod und frisch wie das Leben — so stolz in seinen Stiefeln stand, wie der gute Dick? Die großen Lümmel von White-Chapel sollten mich

so erblicken, und das Auslachen würde ihnen vergehen, besonders da, wo der kleine Spitzbube von St. Georgsfield auf flüchtigem Renner dem Ziele des Ruhms zueilt, gekannt und gelobt von ganz Westend, während sie selbst Tag für Tag ihre Mastochsen zur Schlachtbank schleppen. Doch was rede ich von White-Chapel? Soll ich Berge bleiernen Kummers auf mein Herz laden, damit mitten in der Bahn Warrior unter der Last zusammen stürze? Fort, fort, mein Junge, in den Stall!"

Mit diesen Worten eilte er davon, als wollte er seinen eigenen Gedanken entspringen, rief mit donnergleicher Stimme den Wärtern der Rosse, und trat in den geräumigen Stall. Dort stand auf reinlicher Streu, bereits wolgestriegelt und mit geschwärzten Hufen der silbergraue Vollbluthengst Warrior, und sah aus klugen Augen den Jockey an, der sich an die Krippe lehnte, den glatten Hals des edlen Thiers liebkoste, und mit Zuversicht dem Wettstreit der nächsten Stunden entgegensah; das Herz ging ihm auf, und aller Kummer war vergessen. — —

Draußen bei der Rennbahn wogte das Gedränge; die elegante Welt zu Roß und Wagen, umgeben von dem unendlichen Troß der Fußgänger. Und alle, den Reiter auf edlem Roß wie den barfüßigen Bettler, bewegte dasselbe Gefühl erwartender Ungeduld; jeder von ihnen war bereit, wenn er es nicht etwa schon gethan hatte, sein ganzes Vermögen an die Schnelligkeit irgend eines Renners zu wagen, und jede Minute gebar neue Wetten; besonders als die Rosse nach und nach herbeikamen, und, von ihren Wärtern gehalten, vor den Schranken den Boden scharrten und mit weitgeöffneten Nüstern dem Kampf entgegenwieherten.

Eine Gesellschaft von jungen Männern ritt dem Schauplatz zu, und zog aller Augen auf sich, wie sie, ungestüm gleich der Windsbraut, daher stürmte, über einen breiten Graben setzte, und in vollem Jagen einem vierspännigen Wagen zueilte, der ihr, queerüber, den Weg sperrte. Die Damen in der Chaise schrieen, weil sie meinten, die wilde Jagd wollte sie über den Haufen rennen; doch waren sie schnell getröstet, denn rechts und links schwenkten die Herren ab, die Schnelligkeit ihrer Thiere mildernd; nur einer von ihnen, ein kleiner Mann mit großem hellbraunem Bart,



III

DER PFERDEMARKT



auf einem türkischen Grauschimmel einherfliegend, schien seines zierlichen und gewandten Rosses nicht Meister zu sein, denn er änderte nicht wie die andern die Richtung, und schon fürchteten die erschreckten Zuschauerinnen, er würde an ihren Postzug anprallen, als er in mächtigem Satz zwischen den zwei Postillionen durchsauste, und schon weit davon war, ehe nur irgend wer recht wußte, wie es zugegangen. Die Postillone selbst, wie vom Donner gerührt, hatten Mühe, ihr Gespann zu beschwichtigen, und der verwegene Reiter sah ihnen lächelnd zu, indem er seine Gefährten erwartete. Diese langten an, und er rief: „Seht ihr, liebe Herrn, daß ich auf meinem kleinen Hengst schneller fortkomme, als ihr auf euren steifen stelzbeinigen Mähren."

„Oho, Sir, wir reiten keine Mähren," rief einer entgegen: „unsere englischen Jagdrosse wiegen jeden Berber auf."

„Ja, ich merk' es," sagte der erstere wieder: „ihr vermögt nicht einmal eine Wendung auszuführen, ohne die Gangart zu ändern." — Indem er so sprach, hatte er mit seinem Thiere sich mehrmals, ohne seine Stelle zu verlassen, in einem Kreis zierlich umhergedreht, und rief nun: „Macht mirs nach."

Die Herrn schüttelten lachend den Kopf, und entgegneten: „das sind brodlose Künste, lieber Graf. Wenn Ihr uns kennen lernen wollt, müßt Ihr uns sehen, wenn wir in Leicestershires durchschnittenen Gehägen in unsern rothen Röcken den rothen Fuchs hetzen."

„Eben deshalb bin ich ja nach England gekommen, Sir Edward; Ihr wißt es ja. Nach Melton-Mowbray steht längst mein Sinnen und Trachten."

„Und ich wette, Ihr werdet dort manches sehen, das Ihr daheim in Ungarn noch nicht gesehen habt."

„Mag sein, mag sein; aber soviel ist gewiß, Ihr werdet mir nichts zeigen, das ich nicht zur Stelle nachmachen könnte. Doch lassen wir das für jetzt, denn ihr könntet sonst meinen, ich wolle England herabsetzen, und dennoch kann ich Euch versichern, daß mirs nirgend noch so wohl gefallen hat."

„Altengland für immer," riefen alle, schüttelten dem Fremdling die Hände, und wandten ihre Aufmerksamkeit zu den vierbeinigen Helden des Tages an den Schranken. Den musternden Kennerblicken entging nicht

der kleinste Vorzug, nicht der kleinste Fehler, und nachdem alle ihr Urtheil reiflich erwogen, vereinigten sie sich zu dem Ausspruche, daß ohne Zweifel der silbergraue Hengst, welchen der gepriesene Jockey Dick an diesem Tage reiten sollte, den ersten Preis davontragen würde, und daß alle auf ihn halten wollten.

Wie die Reiter also mit lauter Zuversicht untereinander ihre Wahl verkündeten, ertönte neben ihnen ein tiefer Seufzer. „Was ist das?" fragte Edward.

Statt aller Antwort zeigte sein Nachbar nach einem langen blassen Mann mit rothen Haaren. „Wer ists, Capitaine?" fragte der Ungar.

„Der Besitzer jenes Rosses..."

„Dann seufzt er gewiß, daß wir so einig sind. Ich habe auch fast Lust, mein Wort zurückzunehmen, und gegen Euch zu wetten, denn es ist nichts langweiliger, als wenn die ganze Gesellschaft eines Sinnes ist. So, mein' ich, könnt ich auf jenen Fuchs halten."

Da wandte sich der Rothkopf zu dem Fremden mit leiser Rede: „Thut das, Sir, und Ihr werdet es nicht bereuen."

„Wie, Ihr sprecht gegen Euren eigenen Renner, Sir O'Fonnel?" rief der Capitaine.

Der Irländer zuckte die Achseln und seufzte wieder. — „Ich bin sehr zu bedauern!" sagte er nach einer Pause: „Denn der heutige Tag macht mich zum Bettler. Ja, lacht nur, ihr Herrn. Alles, was ich besitze, hab' ich auf Warriors Sieg gewettet, und er wird überwunden werden, sei es durch jenen stolzen Fuchs, Victor, den der glückliche Jockey James führt, oder durch den gefährlichen Ligthning, oder irgend einen andern."

„Ei," rief der Ungar: „Ich wette für Euer Pferd gegen Euch."

„Kann's nicht annehmen, bei St. Patrik, denn ich bin meines Unglücks zu gewiß. Ich habe heute Nacht von blankem gemünztem Gold geträumt; das Erste, was ich am Morgen sah, war ein altes Weib und ein umherirrendes Schwein, und — was das allerschlimmste bleibt — Warrior trat stolpernd mit dem linken Huf zuerst über die Schwelle."

Die Gesellschaft brach in lautes Lachen aus, das immer unbändiger wurde, je mehr O'Fonnel sich ereiferte. Endlich schrie der Ungar, dessen Geduld bei diesem Auftritte längst verflogen war: „Nun sagt uns end-

lich, Sir, ob Ihr mit all' Euren Jeremiaden da mich und die ehrenwerthe Gesellschaft zum Besten haben wollt, oder ob Ihr die angebotene Wette aufzunehmen gedenkt. Sagt kurz: ja oder nein?"

„Nun denn, ja," entgegnete der Rothkopf: „weil Ihr denn doch nicht Vernunft annehmen wollt, so halt' ich Euch tausend Pfund."

„Topp!"

Von der Sonderbarkeit der Wette gereizt, schloß sich die ganze Gesellschaft, zu der noch viele während der laut geführten Verhandlungen hinzugekommen waren, dem Grafen an, und hielt für Warrior gegen Warriors Herrn, bis dieser in wenigen Minuten sich für mehr als zwanzigtausend Pfund verbindlich gemacht hatte, worauf er langsam sich entfernte. Im Fortgehen murmelte er: „Dreitausend hab' ich für mein Thier gewettet; also muß es besiegt werden, wenn ich gewinnen soll. Das läßt sich ja machen. Die Narren muß man schröpfen." — So erreichte er Dick, der neben dem scharrenden Hengst ungeduldig mit der Gerte die gelben Stiefelklappen schlug, zupfte den Jockey beim Aermel, und sprach leise: „Hör' mir jetzt aufmerksam zu, antworte mir nicht laut, und versprich mir, zu erfüllen, was ich dir jetzt auftragen werde."

„Sprecht, Herr" flüsterte Dick entgegen, und sah O'Fonnel mit forschenden Blicken an.

„Sag mir, mein Junge, wofür halte ich Rennpferde?" fragte dieser.

„Ei, für die Ehre und für den Gewinn?"

„Gut. Ehre habe ich mit dem Silbergrauen da schon genug eingelegt, und habe auch bereits viel Geld mit ihm gewonnen, aber bei weitem nicht genug. Heut nun ist der Tag, an welchem ich meinen Hauptschlag zu machen denke, und du kannst mir dazu helfen."

„Deshalb bin ich hier."

„Versteh' mich recht, mein guter Junge, und sage mir aufrichtig, ob du mein Glück machen willst, oder nicht. Ich habe Weib und Kinder."

„Ihr spannt mich auf die Folter. Was soll ich thun?"

„Bequem sollst du dirs machen, und einen, oder ein paar dir vorreiten lassen."

Wenn der heilige Georg selbst in die Schranken geritten wäre, um sich mit den Jockeys zu messen, Dick hätte sich weniger verwundert, als da

er O'Connels Rede vernommen, und ihren Sinn verstanden; er war lange keines Wortes mächtig, und stammelte endlich: „die Ehre.“

Der Irländer stampfte mit dem Fuß: „Hab' ich nicht gesagt, daß Warrior sein gutes Theil Lorbern errungen hat? Jetzt brauchen wir Haber und keine Ehre.“

Der Jockey sammelte sich wieder, und sagte entgegen: „Der Hengst und ich haben auch ein Wort in der Sache zu reden, Sir. Von dem Tage an, da ich ihn in Eurem Auftrag auf der grünen Wiese unter hunderten für Euch erkohr, um ihn für die Rennbahn zu erziehen, sind unsere Herzen eins. Warrior ist in seiner Art ein Edelmann, wie Ihr selbst...“

„Unverschämter...“

„Hört mich an, Sir, oder ich verkünde mit lauter Stimme meinen Genossen, welch entehrenden Vorschlag Ihr mir gethan.“

„So fasse Dich kurz.“

„Ihr wißt, welche Beschwerden mein Stand mit sich bringt. Viele Wochen vor dem Beginn der Rennzeit muß ich mich martern, wie ein katholischer Einsiedler, um durch schlechte Kost und strenge Arbeit mich abzumagern, ohne mich doch dabei zu entkräften. Kein Bissen Fleisch ist in der ganzen Zeit über meine Lippen gekommen, kein weiches Bett hat mich aufgenommen, und ich habe dabei in diesem Sommer bei jedem Rennen den Preis davongetragen, selbst über James und seine gefürchteten Zöglinge. Aber hoch und theuer sei es geschworen, wenn ich heute den letzten Kranz freiwillig aus den Händen ließe, mir würde am Abend nicht die fette Gans schmecken, die ich mir bestellt habe, und ich würde mich schlaflos auf dem bequemen Lager wälzen, weil ich nicht wüßte, wie ich einst vor dem ewigen Richter Warriors und meine so schnöde in die Schanze geschlagene Ehre verantworten sollte.“

Der Irländer kreuzte die Arme, sah den erhitzten Sprecher fest an, und fragte kalt: „Wieviel sollst Du noch erwerben, um Mary heimführen zu dürfen, die schöne Tochter des dicken Metzgers von White-Chapel?“

„Ach Gott,“ seufzte Dick: „Da fehlt noch viel; und wenn ich bis Weihnachten nicht um dreitausend Pfund schwerer bin, so bekommt der ungeschlachte Thoms das Mädchen zur Frau.“





„Hast Du eine Aussicht, bis dahin noch soviel Geld aufzutreiben?“ Dick schüttelte den Kopf.

Da ergriff O'Fonnel seine Hand. „Guter Junge,“ sprach er: „Du sollst die dreitausend Pfund haben, wenn Du thust, was ich begehre.“

Der Jockey rieb sich die Stirne, und entgegnete endlich: „Die Liebe ist mächtiger, denn die Ehre, das weiß Warrior so gut, wie ich; auch bin ich von seinem edlen Herzen überzeugt, daß er dem Lebensglück seines Freundes und Erziehers gern einen Tag des Ruhms opfern wird. Ich schlage ein, Sir, und die Sünde komme über Euch, denn Ihr habt mich durch allzustarke Versuchung verlockt.“

„Gut, gut, lieber Dick; ich verlasse mich auf Dich, und bin sicher, heute mindestens vierzigtausend Pfund zu erobern, wenn Du bei der entscheidenden Runde deinen Nebenbuhlern im Anfang vorrennst, und dann nach und nach einhältst. Die Losung heißt: Mary.“ — Mit diesen Worten entfernte sich O'Fonnel, und überließ den Jockey seinen Gedanken, welche nicht die heitersten waren, trotz der plötzlich eröffneten Aussicht auf Verlobung und Hochzeit.

Das Wettrennen war in voller Bewegung, und zu jenem Punkt gediehen, der die strengste Aufmerksamkeit der Betheiligten, der Richter, der Wettenden und der Neugierigen in Anspruch nahm. Durch die Bahn brausten die drei Rosse, deren eines den ersten Preis davonzutragen bestimmt schien, voran Warrior, hinter ihm ein schnaubender Brauner, einen Schritt nur voraus vor Victor. Schon begann Dick seines Versprechens zu vergessen, trunken von Siegeshoffnung, und trieb immer schneller sein schnaubendes Thier, als er plötzlich unter den Zuschauerinnen Marys Antlitz erblickte; da ließ er die Gerte sinken, und zog den Zügel an, so daß der braune Ligthning in wenigen Augenblicken ihm vorkam. „Der zweite will ich sein, um meiner Liebe willen,“ murmelte der Jockey, und sprengte hinter dem Vormann her. Da geschah es mit einmal, daß Ligthning einen Fehltritt that und sich dadurch verzögerte, während der Fuchs an ihm vorbeistob. „Wehe mir,“ sprach Dick: „wehe mir, daß James der Sieger sein soll. Aber es sei, um Mary's willen.“

So dachte Dick; aber der feurige Warrior war andern Sinnes, denn kaum sah er den Fuchs vor sich, als er trotz des haltenden Zügels, alle Kräfte anstrengend, einen mächtigen Ansatz nahm, und bald neben ihm war, und allmälich ihm vorkam. Dick war in Verzweiflung, und als er sah, daß er sein Thier nicht bändigen konnte, wie er sich auch mühte, so dachte er daran, die Gerte wegzuwerfen, um den Sieg, welchen er wider Willen erringen sollte, durch diesen Verlust, nach den strengen Gesetzen der Rennbahn, nichtig zu machen. Aber die Gerte war mit dem Band im Handgelenk befestigt, und keine Möglichkeit, sich ihrer zu entledigen. Und da der Jockey nun urplötzlich das Ziel ganz nahe erblickte, erwachte in seiner Brust der alte Ehrgeiz, der langgenährte Haß gegen seinen Nebenbuhler James, und er vergaß darüber seine Liebe und sein Versprechen, trieb, wetteifernd, sein Thier an, und Warrior erreichte unter lautem Jubel der Umgebungen zwei Kopflängen vor Victor das Ziel.

„Ich bin ein verlorener Mann," sagte O'Fonnel zu Dick.

„Ich auch, Sir."

„Ich verliere fünfzigtausend Pfund."

„Und ich meine Mary."

„Hättest Du, wie Du verheißen, einen andern vorgelassen, so hätte ich Dich ausgestattet, und wir wären beide glücklich."

„In Gottes Namen, Sir. Die Ehre gilt mehr als die Liebe;" ich habe meine Pflicht erfüllt."

„Du hast es zu verantworten, daß ich jetzt gehe, um mich zu hängen."

Der Irländer schlich trübselig davon, und der Jockey blieb, in düstres Sinnen verloren, stehen. Da schlug ihn eine feste Hand auf die Schulter, und, umblickend, gewahrte er die wolgenährte Gestalt Meister John's, des Metzgers von White-Chapel.

„Ehrlich währt am längsten," sagte der gute Bürgersmann.

„Kostet aber viel," entgegnete Dick.

„Komm mit mir, Dick," sprach der Meister: „ich bin hinter die Schliche des rothen Spitzbuben gekommen, und ohne Deine Ehrlichkeit hätte ich dreitausend Pfund verloren, wie ich nun weiß. Komm mit, und Mary soll Dein sein, denn — wie gesagt — ehrlich währt am längsten."

NAUSICAA SCHLÆGT MIT IHREN GEFÆRTINNEN BALL



ODYSSEE 6.100

NAUSICAA JETTE LA BALLE



II.

Homers Odyssee

in Umrissen nach John Flaxman;

mit

Erläuterungen

von

Dr. K. L. Schmidt.

Odysseus Ankunft und Empfang im Lande der Phäaken.

Der Sänger wählte dieses entfernte Eiland Scheria zum Haupt- und Ruhepunkte der Begebenheiten seines Gedichtes, und gibt überhaupt den gemüthlichen Phäaken eine wesentliche Rolle in der Heimkehr des Helden, wie wir später sehen werden.

Dieses Eiland mußte er nach dem Rathschlusse der Götter erreichen, um in die Heimath zu kommen, hier beendet er seine Irrfahrten, seine Leiden und Widerwärtigkeiten, und nur bis hierher vermogte der Haß und die Rache des Poseidon ihn zu verfolgen; an den Gestaden dieser friedlichen Insel angelangt, nachdem er das gefahrvollste seiner Abentheuer glücklich bestanden, ist er in allen seinen Schritten und Unternehmungen glücklich und von den Göttern begünstigt. Es ist daher der Gesang vom abwesen-

den Odysseus I — IV beendigt, und es beginnt der Gesang vom Heimkehrenden. V — XIII.

Dieses Scheria lag im Sinne Homers nordwestlich von Griechenland, und wird als die äußerste und entfernteste Insel in dieser Richtung angegeben, entfernt von erfindsamen Menschen. Od. VI. 8.

— — — geliebt von den Göttern,
Wohnen sie abgelegen, des endlos wogenden Meeres
Aeußerste, haben auch nie mit anderen Menschen Gemeinschaft.
Od. VI. 279.

Sehr wahrscheinlich ist dieß Phäakenland Corcyra, später eine Kolonie der Korinther und das heutige Corfu.

Der Empfang des Helden wird von seiner schützenden Göttin im Pallaste des Königs vorbereitet; sie erscheint der Tochter des Königs Alcinoos und ermahnt diese, sich mit Anbruch des Tags mit ihren Gespielinnen an das Gestade zu begeben, um ihre Hochzeitgewänder zu waschen.

Wie naiv und liebenswürdig Homer diese Jungfrau Nausikaa darstellt, können wir ersehen aus der jungfräulichen Schamhaftigkeit, mit welcher sie ihrem Vater den wahren Zweck ihres Geschäftes verheimlicht.

Väterchen lässest du nicht ein Lastgeschirr mir bespannen,
Hochgebaut, starkrädrig, damit ich die köstliche Kleidung
Fahr' an den Strom zu waschen, die mir so schmutzig umherliegt?
Auch dir selber geziemt es, der stets mit den edelsten umgeht,
Da zu sitzen im Rathe, geschmückt mit reinen Gewanden.
Und fünf Söhne zugleich sind dir im Pallaste geboren,
Zween von ihnen vermählt und drei in der Blüthe der Jugend.
Diese wollen beständig in neugewaschener Kleidung
Gehen zum Reigentanz, und es kommt doch alles auf mich an.
Jene sprachs, zu blöde, das Wort der holden Vermählung
Ihrem Vater zu nennen ꝛc. ꝛc. Od. VI. 57 — 67. —

Während nun die Wäsche an dem sonnigen Gestade des Flusses zum Trocknen ausgebreitet liegt, sehen wir im vorliegenden Bildchen die königliche Wäscherin mit ihren Jungfrauen Ball spielen. Homer vergleicht sie mit der Artemis. Mit einer Hand ist sie im Begriffe den Spielball vor sich in die Höhe zu werfen, während zwei ihrer Gespielinnen eilig



und eifrig sich gefaßt machen, den noch nicht entsendeten Ball zu erhaschen; auf der andern Seite bemühen sich zwei andere einen schon von ihr geworfenen Ball aufzufangen:

> Als sie nunmehr der Kost sich gelabt, die Mägd und sie selber,
> Tanzeten sie mit dem Balle, nach abgelegten Schleiern.
> Aber die blühende Fürstin Nausikaa hob den Gesang an,
> So wie Artemis fröhlich einhergeht, froh des Geschosses,
> Ueber Taigetos Höh'n, und das Waldgebirg Erymanthos,
> Und sich ergetzt Waldeber und flüchtige Hirsche zu jagen rc. rc.
> Od. VI. 99 — 104.

Daß übrigens hier im Bildchen über der königlichen Wäscherin die Göttin Pallas, gleichsam als Schützerin der Jungfräulichkeit, schwebt, ist eine Willkühr des Künstlers, der überhaupt mit Andeutung von Visionen und unsichtbarem Nahen von Gottheiten etwas zu freigebig zu sein scheint; hier wenigstens macht sich die Göttin zu viel zu thun, wenn sie mit jungfräulicher Aegide das harmlose Spiel einiger Mädchen beschützen zu müssen glaubt.

Was jedoch die tanzenden Figuren betrifft, so ist es dem Künstler vollkommen gelungen, sie in den Grenzen jenes Anstandes, jener Züchtigkeit zu halten, welche wir, die Bacchantinnen ausgenommen, an vielen tanzenden weiblichen Figuren der antiken Kunst bemerken.

Das Ballspiel war auch noch in späterer Zeit bei den Griechen sehr beliebt, und wurde, wie bei Homer, immer mit Gesang und Tanz begleitet, daher Sophokles in einem seiner verloren gegangenen Schauspiele, Nausikaa, oder die Wäscherinnen benannt, dieselbe Scene auf das Theater bringt, und in eigener Person als Jungfrau mitspielend, durch seine Grazie bei dieser Leibesübung so großen Beifall erwarb.

Es ist ein sprechender Zug von der leichten Lebensweise der Griechen, von ihrem heiteren Sinn, der von keiner steifen Würde wußte, und Geschick und Anmuth auch in der unbedeutendsten Sache bewunderte, wenn ein Sophokles, der größte Tragiker seines Volkes, der verehrte Bürger Athens, der gewesene Feldherr, zu einem fröhlichen, kindischen Spiele in Frauenkleidern, auftrat.

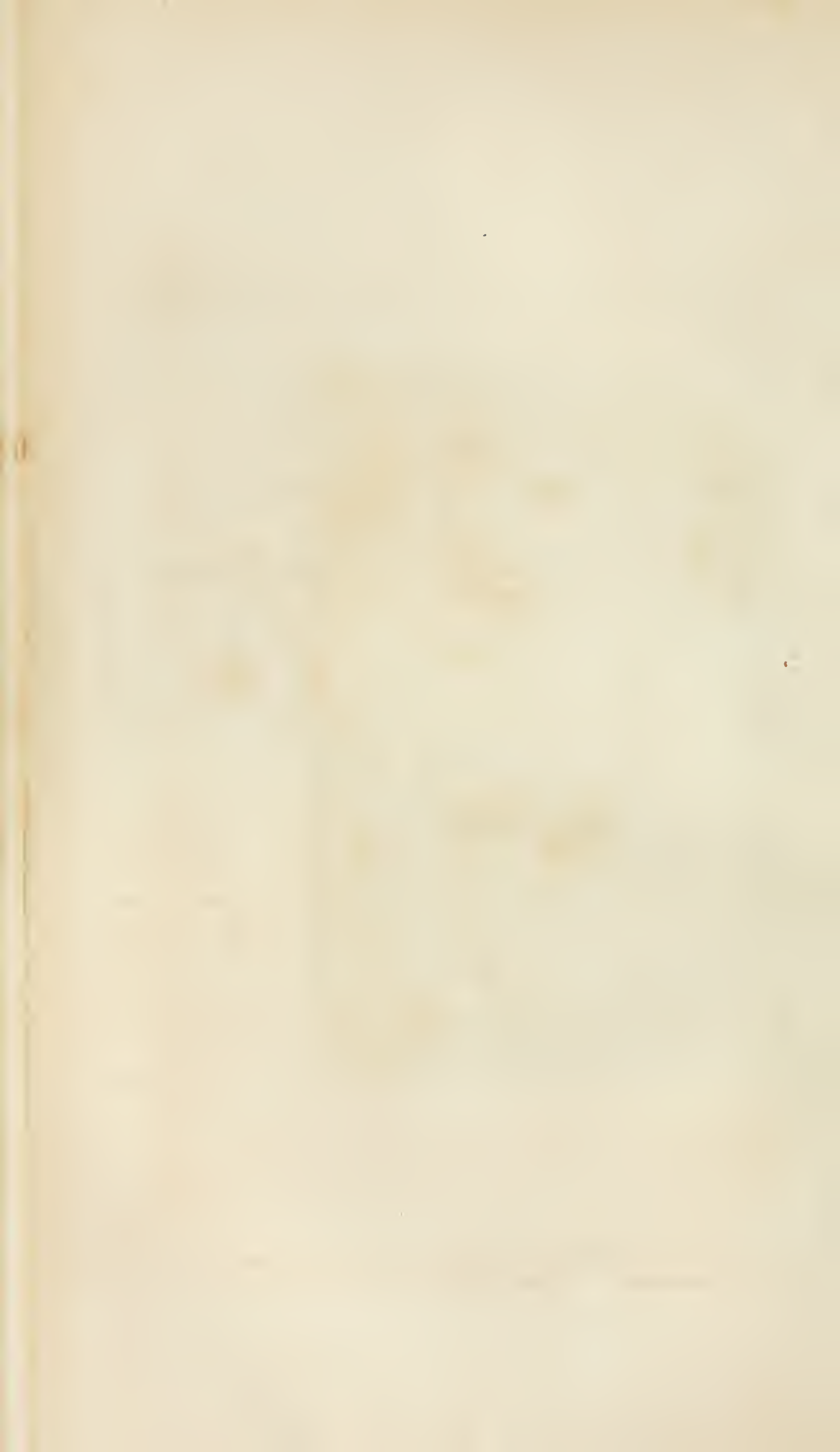
Im folgenden Bildchen sehen wir den Odysseus nachdenkend und betrübt dem Wagen der Nausikaa folgen.

Während des Spieles hatte nämlich Pallas den Helden, der im Gebüsche von dürrem Laube bedeckt, geschlafen, aufgeweckt. Die Jungfrauen flohen verschämt und erschreckt vor seinem Anblick, aber die verständige Nausikaa gab dem in ehrfurchtsvoller und verschämter Entfernung flehenden, elenden und entblößten Fremdling Gehör, und befahl ihren Mädchen ihm Kleider und duftige Salben zu überreichen. So folgt er den Jungfrauen nach der Stadt.

Ein rühmlich bekannter deutscher Künstler, Julius Schnorr, benutzte eine ähnliche, der obigen sich anschließende Scene in einer Komposition zur Ausschmückung eines Saales der Pinakothek zu München.

Vor dem Thore der Stadt angelangt, befiehlt Nausikaa dem Fremdling sie zu verlassen und in einem schattigen Hain sich zu bergen, weil sie sich vor dem Gerede der Leute scheuet, wenn sie als züchtige Jungfrau mit einem Fremdlinge heim käme. Diesen Moment stellt Schnorr dar, wie gerade Odysseus mit ausgestreckten Armen den rettenden Göttern dankend den Hain betritt und die Jungfrau mit ihren Genossinnen dem Thore zufährt.





III.

Landschaftliches und Archäologisches

zu Virgils Aeneide,

von

Dr. K. L. Schmidt.

Der Aetna.

(Nachträglich zu Nr. 5.)

Der Naturforscher C. Plinius Secundus, welcher bei einem Ausbruche des Vesuvs sein Leben verlor, giebt uns folgende Notiz von unserem Sicilischen Vulcane: „Der Berg Aetna ist merkwürdig durch seine nächtlichen Brände, sein Trichter hat einen Umfang von 20 Stadien (ungefähr eine Stunde), bis Taormini und Ketana schleudert er seine glühenden Schlacken, und sein Getöse hört man auf dem Maroneischen Gebirge.

3tes Buch der Nat.Gesch.

Und Virgil, der nicht leicht eine Gelegenheit zu einer poetischen Beschreibung unbeachtet läßt, findet natürlich an unserm Aetna einen würdigen Gegenstand, von dem er im 3ten Gesange der Aeneide von V. 571 bis 582 sagt:

„Aber es donnert zunächst mit grauser Verwüstung der Aetna.
Manchmal bricht in dem Aether er um ein schwarzes Gewölk aus,
Das pechartigen Qualm aufwirbelt und glühende Asche;
Feuerklumpen auch wirft er empor und beleckt die Gestirne.

Manchmal speit er Klippen und Eingeweide des Berges
Furchtbar gährend empor, und schleudert geschmolzene Felsen
Mit Gebrüll in die Luft, und siedet vom unterften Grund auf."
Neuffers Uebers.

Aber die Muse Theokrits weiß ihm auch eine freundlichere Seite abzuschmeicheln, wenn sie den verliebten Cyclopen sagen läßt:

Aetna meine Mutter! ich wohn' in deinen Gewölben,
Schön ist meine Behausung, und alles welches in Träumen
Uns erscheint ist mein! So Schaf' als Ziegen die Fülle!

und wenn er die spröde Nymphe Galathea auffordert, die salzige Fluth des Meeres zu verlassen, und zu den Bächen süßen Quellwassers zu kommen:

Klare Bäche rieseln dort, die zum kühlenden Trunke
Mir aus Schnee bereitet der wäldernährende Aetna.
Sage, wie kannst du wählen das Meer? —
Uebers. von Christ. Gr. v. Stollberg.

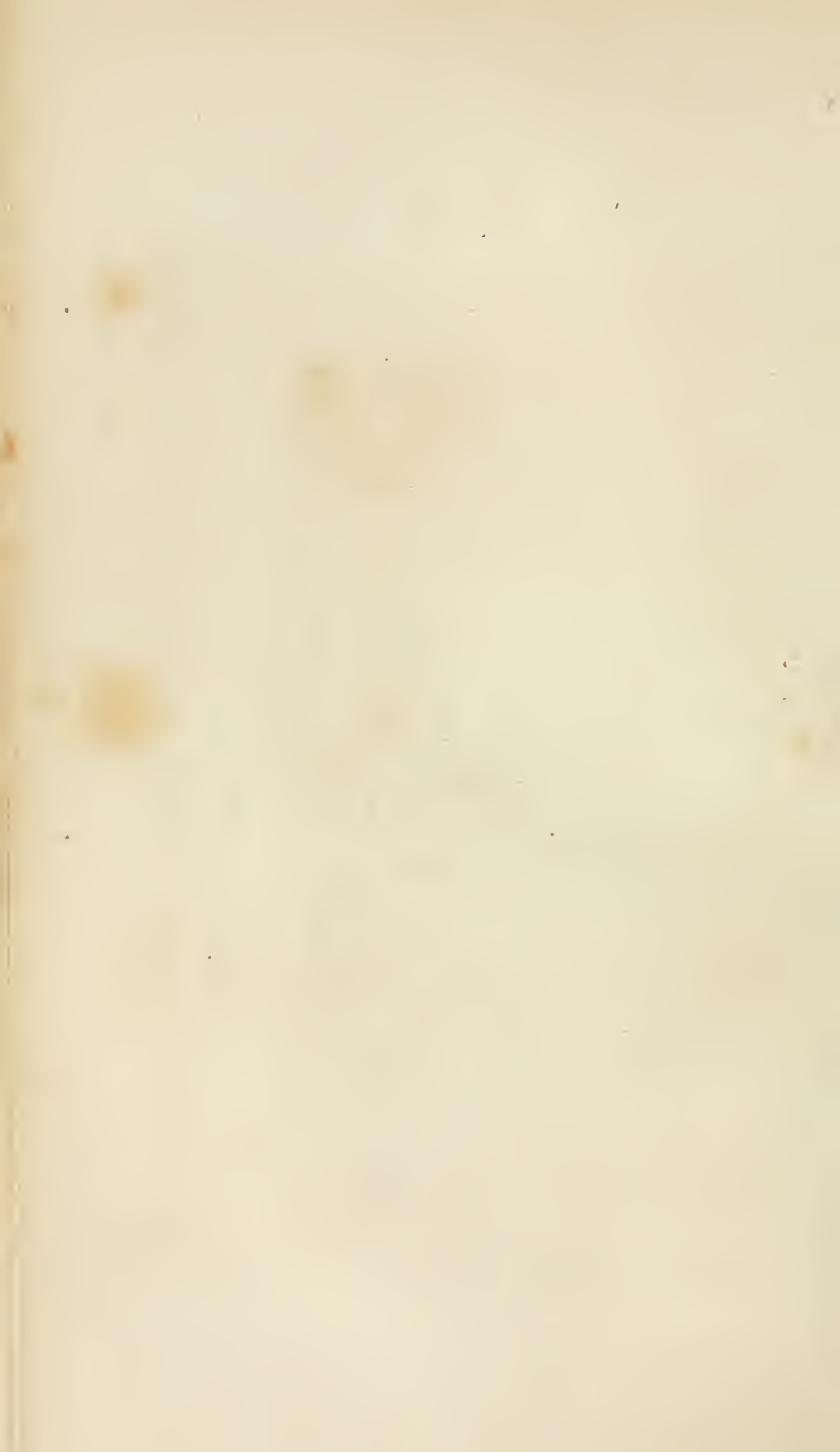
So sehen wir auch auf dem vorliegenden Bildchen den furchtbaren Aetna mehr von seiner guten und freundlichen Seite, als von seiner zerstörenden; sein Fuß ist bekränzt von jener schönen, lieblichen und üppigen Vegetation, welcher man nur in Sicilien in diesem Grade sich zu erfreuen hat. Die unmittelbare Umgebung und Abdachung des Vulkans ist unter andern äußerst reich an den schönsten Laubwaldungen, und die Reisenden wissen von einem Kastanienbaume auf dem Aetna, dem Baum der hundert Pferde (dei cento cavalli), der für sich allein einen Wald bildet, und im Umfange 162 franz. Fuß beträgt.

Die vordere Bergmasse, die wir hier sehen, bildet die sogenannten Monti Rossi, sie soll ihr Entstehen dem schrecklichen Ausbruche von J. 1669 zu verdanken haben, und schon die Schneelinie erreichen, über ihnen ragt der 6000 Fuß über die Meeresfläche erhabene Gipfel des rauchenden Aetna herein.

Das Alterthum erzählt sich eine Menge Sagen und Fabeln von ihm, man dachte sich in seinem Krater den Schlund des Tartarus, oder der Unterwelt, wo die Titanen gefesselt lägen, vergl. Virgil am oben angeführten Orte:

„Dort liegt, sagt man, Enceladus Leib, vom Blitze gesenget,
„Unter der drückenden Last, und über denselben geworfen





„Athmet der mächtige Aetna aus durchbrochenen Essen;
„Und so oft die ermattete Seit' er wechselt, beben
„Dumpf die Trinakrischen Land', und Rauch umschleiert den Himmel."

Ferner wollte man im Bauche des Aetna die Werkstatt Vulkans und seiner Cyclopen wissen, wo des Zeus Blitze und Donnerkeile geschmiedet wurden, und man glaubte, daß wenn der Berg die von den Priestern des Vulkans in seinen Schlund hinabgesenkten Opfer wieder herauswürfe, unfehlbar auf den Zorn des Gottes zu schließen.

Von dem Syrakusischen Philosophen Empedokles erzählt die Fabel, daß er sich aus Verzweiflung, den Grund des Naturphänomens bei Erforschung des Innern des Berges zu finden, in dessen Schlund hinabgestürzt, worauf der Berg seine Sandalen ausgeworfen habe; man bezeichnet auch noch eine Stelle auf dem Berge, die man den Philosophenthurm nennet, der aber bei der Gelegenheit, als Kaiser Hadrian den Berg bestiegen, um die Größe und Schönheit der Natur zu bewundern, seine Entstehung erhalten haben mag.

Ein Engländer soll es in neuerer Zeit zuerst versucht haben, in den Krater hinabzusteigen.

Berg Eryx. Monte San Giuliano.

Ein Vorgebirge an der nordwestlichen Spitze Siciliens, wird auch Monte di Trapani von der benachbarten Stadt dieses Namens, dem alten Trepanon, Sichel, (von Hamilkar, Hannibals Vater, gestiftet) genannt.

Die Stadt Trapani liegt am Fuße dieses schönen Berges, und erstreckt sich bis in die See hinein, wo das Kastello Colombara, schon von den Griechen Taubeninsel genannt, die äußerste Spitze bildet. Auf dem busenförmig sich wölbenden Berge sieht man die Ruinen eines von den Sarazenen erbauten Bergkastells, das auf den riesenhaften Substruktionen des alten berühmten Venus-Tempels ruhet. Diodorus erzählt von diesem herrlichen Tempel der Venus Erycina folgendes.

„Wenige Tempel haben sich eines solchen Ruhmes zu erfreuen, wie dieser. Er ward von Eryx (dem Sohne der Venus und des Sicilischen Königs Butas) gestiftet und von Aeneas reichlich beschenkt. Die Einwoh-

ner Siciliens hielten ihn in hohen Ehren, und selbst die Karthager; vorzüglich aber die Römer, welche ihr Geschlecht von der Göttin herleiteten, und dieser ihre Macht verdankten. Alle Konsuln, Prätoren und andere Beamten verehrten sie hier öffentlich, und legten, der Göttin wegen, ihren ernsten Glanz hier ab, sich im scherzenden Umgange mit den Priesterinnen erfreuend."

Die Göttin ward nämlich von Jungfrauen bedient, die ihren schnöden Buhlerlohn mit dem Schatze des Tempels zu theilen hatten. Der Witz des Zufalles wollte es, daß nach den Berichten vieler Reisenden, in dem kleinen Städtchen San Giuliano, auf dem alten Schauplatze jener von der Religion geheiligten Wollust, die Weiber und Mädchen sich durch die auffallendste Schüchternheit und Verschämtheit auszeichnen sollten.

Die an diesen Ort sich knüpfende Mythe sagt folgendes. Eryx, der Sohn des Königs Butas, nach Andern Neptuns — und der Venus soll zuerst in dieser Gegend gelebt und dem Heiligthum seinen Namen gegeben haben. Als Herkules auf seinem Zuge nach Hesperien in diese Gegend kam, soll er von diesem Eryx zum Zweikampfe aufgefordert worden sein, und ihn besiegt haben; Kampfpreiße waren die in Spanien geraubten Rinder des Herkules und dessen Unsterblichkeit einerseits, und das Reich des Eryx andererseits. Herkules überließ das gewonnene Land den Einwohnern so lange, bis einer seiner Nachkommen käme, um es in Besitz zu nehmen.

Wirklich machte in der 70ten Olympiade (427 v. Chr.) der Spartaner Dorieus als Heraklide Gebrauch von diesem Rechte, und nannte die von ihm eroberte Stadt Minoa nach dem Namen seines Ahnherrn Heraclea, das nachher von den Karthagern zerstört worden.

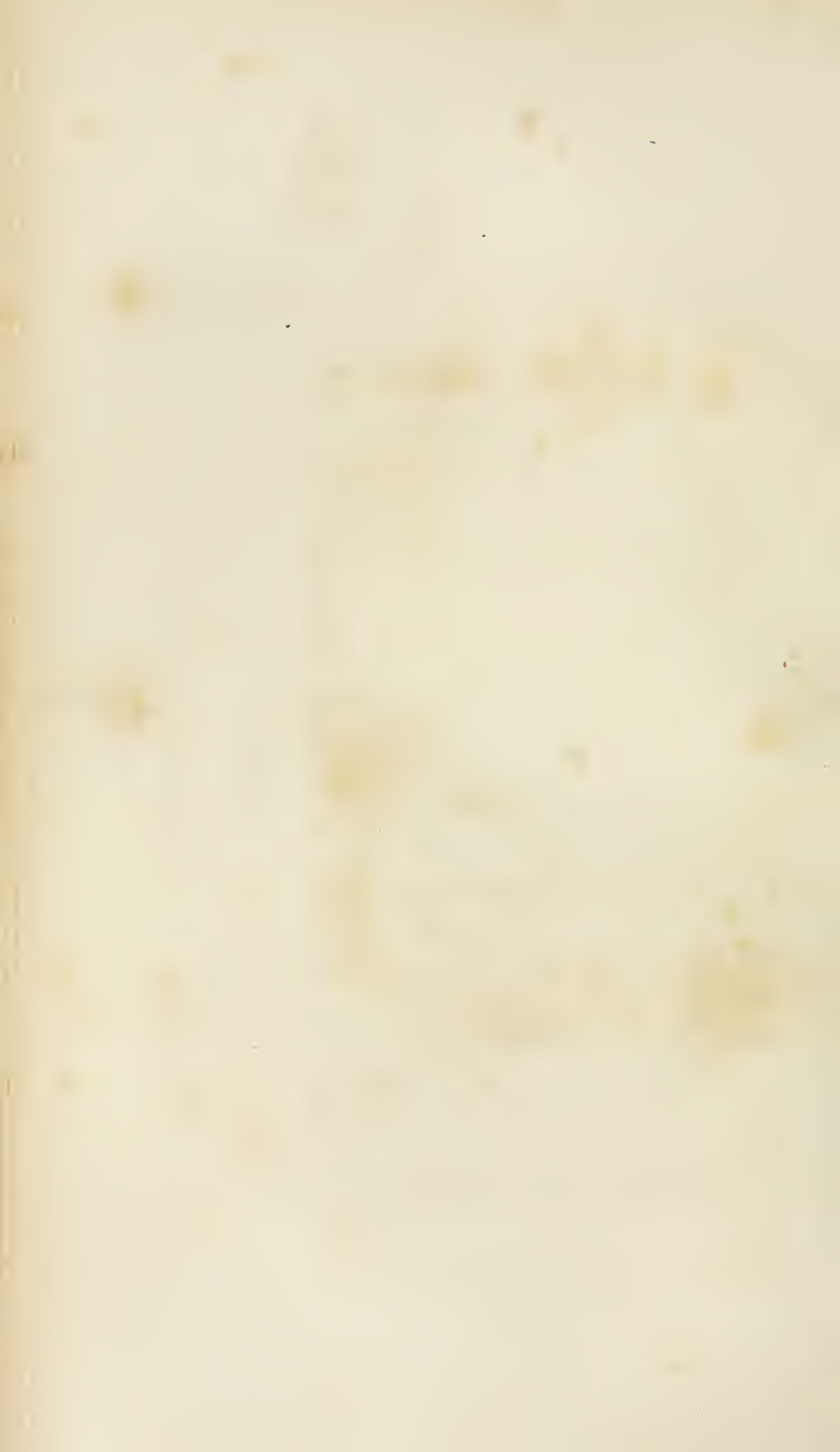
Italia.

Ansicht einer Küstengegend Italiens am Eingange aus dem Jonischen Meere in das Adriatische. Hier erblickte Achates, der Steuermann des Aeneas zuerst seine und seiner Genossen neue Heimath, es scheint das Vorgebirge Sta Maria di Leuca zu seyn.



ITALIA.

Italia.



I.

Erinnerungen in Bildern.

Die Braut von Abydos;

Skizzen aus einem ungedruckten Drama

von

Wilhelm von Chézy.

I.

(Zimmer mit einem Altan. — Nacht.)

Diodora (allein.) Schon verstummen die holden Melodien, welche von der stillen Fluth empor den Sternen zuschwebten? — Sollten sie von dem schönen Jünglinge gesandt seyn, der heute aus seinen Feueraugen beselte Blicke mit mir wechselte? — Thörichtes Mädchen! Die Gondel durchfurcht die Wellen, um nach einem andern Fenster zu eilen, und wie die Spur des raschen Kieles so plötzlich vergeht, als sie entstanden, ist die arme Sclavin auch vergessen, die in der Huldigung der Eitelkeit oder des Uebermuthes den schmerzlichsüßen Trost der Liebe sah. — Doch horch, ich vernehme neue Ruderschläge, die unter dem Altan verstummen. (Man hört außen eine Guitarre.) Die süße Laute schwirrt, ungestört von dem Rauschen lauterer Harmonien. (Sie tritt näher zum Altan.)

Lied (von außen.)

In stiller Nacht erwachen meine Lieder,
Die scheu sich vor des Tages Lärm geborgen;
So stieg Diana zu Endymion nieder,
Und brachte leuchtend ihm der Liebe Morgen
In stiller Nacht.
In stiller Nacht späh' ich nach meinem Sterne,
Der grausam sich des Tages Glanz verhüllt.
O Schönste, zeige Dich, die in der Ferne
Mit todesdroh'nder Sehnsucht mich erfüllt,
Daß ich, entzückt von Deiner holden Nähe,
Von meinem Himmel mein Geschick erspähe
In stiller Nacht.

Diodora. Diese Töne dringen durch meine Seele, und ich bin verloren, wenn sie mit der Liebesbotschaft jener dunkeln Blicke eines Ursprungs sind.

Luzio, (am Altan.) Bist Du es, mein Leben.

Diodora (für sich.) Heilige Jungfrau steh mir bei! Er ists.

Luzio. Bist Du hier, Rose meines Frühlings?

Diodora. Wahrlich, Herr, wenn ich die Rose bin, so seyd Ihr die verwegenste Nachtigall, die je die Ruhe der Nacht durch lüsternen Lockruf störte.

Luzio. Zürnst Du meinen Liedern?

Diodora. Nein, Signor; ich vernehme gern diese klagend dahinschmelzenden Töne, obschon ich am liebsten den kühnen Klang der Fanfare höre.

Luzio. Zürnst Du dem Inhalt der Lieder?

Diodora. Ich vernahm verwegene Worte....

Luzio. Aber Du bist der Kühnheit hold, sonst würdest Du nicht die drohende Fanfare dem Geflüster der Guitarre vorziehen. Lächle auch mir, mein Licht, denn Du bist nicht schöner, als ich kühn.

Diodora. Wär ich nur halb so schön, als Ihr Euch dreist erzeigt.

Luzio. Du scherzest.... (Er macht Miene, über das Geländer zu steigen.)

Diodora. Ihr auch, aber zu arg. — Zurück! — Wer gab Euch das Recht zu solchem Beginnen?

Luzio. Derselbe Mann, welcher bisher der Pfleger dieser Rose war, und von nun an mir die Obhut anvertrauen will.

Diodora. Luzio — Luzio Morosini.

Luzio. Woher kennst Du meinen Namen?

Diodora. Ich errathe ihn aus Euren Worten.

Luzio (springt über das Geländer und kniet vor Diodora nieder.) Und wie nur deut' ich jene Blicke, die heute Morgen als belebende Sonnenstrahlen meine dunkle Seele durchdrangen?

Diodora. Es ziemt Euch nicht, vor Eurer Magd zu knieen, Herr. Steht auf.

Luzio. Nur um in Deine Arme zu sinken.

Diodora. Steht auf, Luzio, und beugt nur Euer Knie, wo Ihr betet.

Luzio. Ich bete — zu Dir.

Diodora. Zu einer gefesselten Gottheit?

Luzio (aufspringend.) Die ich befreien werde.

Diodora. Freiheit! O süßes Wort, das mir zum erstenmal von den Lippen der Verheißung entgegentönt. Freiheit! Mit diesem Ruf verlockst Du mich bis in die Hölle.

Luzio. Nein, mein Stern, in den Himmel, welchen Du schmückst.

Diodora. Weißt Du auch, was Du sagst, indem Du der Sclavin die Befreiung verheißest?

Luzio. Ich verstehe Dich nicht, Mädchen. — Ich kam, Dich in Rosenbande zu flechten; und Du rufst nach Freiheit?

Diodora. Ein Gebieter war mir verheißen, und als ich voll Ergebung nur den Wechsel der Bande erwarte, da tönte von Deinem Munde ein Wort, an dessen Bedeutung Du vielleicht nicht dachtest. O Luzio, wenn Du dies Zauberwort nur unbedacht und willenlos ausgesprochen, so nimm es zurück, ehe meine Seele, von dem süßen Wahne berauscht, beim Erwachen in den Abgrund der Verzweiflung taumelt. — Rede schnell... doch nein, verstumme. Laß mir den Traum, daß ich mein Leben mit ihm in Eins verschmelze; dann wird es zugleich mit ihm entfliehen zu jenem Land, wo jeder schöne Traum als Wahrheit blüht.

Luzio. Welcher Dämon verwirrt Deine Sinne, Mädchen? Willst

Du von mir, daß ich Dich nur befreie? — Gebiete, der Weg zur Flucht steht offen, und ehe die Morgenröthe, welche dort die Sterne erbleichen macht, dem Glanz der Sonne weicht, sollst Du auf raschem Kiel die Fluth des Meeres durchfurchen. Dann will ich an der Küste stehen und sehnend Dir nachstarren, bis das Licht meiner Augen erlischt.

Diodora. Nicht doch, Luzio. Du zürnst, weil Du mich mißverstehst. Ich gehöre Dir an, fest und unwiderruflich. Ich war die Deine, eh ich wußte, daß nicht allein die Gottheit mich Dir bestimmte; doch die Menschen sagen, ich soll Deine Sklavin seyn. Wohlan, ich beuge demuthsvoll meine Kniee und nenne Dich Gebieter. (Sie sinkt mit gekreuzten Armen in die Knie.)

Luzio (sie emporhebend.) Frei sollst Du seyn, wie ich selbst, das betheure ich Dir bei meiner Ehre.

Diodora. O schöner Schwur! — Und frei will ich die Deine seyn, enger und inniger Dir verknüpft, als durch die starren Bande des Gehorsams. — Komm, laß uns eilen.

Luzio. Wohin?

Diodora. Dorthin, woher Du kamst; die schwanke Leiter zur Gondel hinab, — hin nach dem Golf, der uns hinüberschaukeln soll zum sonnigen Corfu.

Luzio. Träumst Du, Kind? Weshalb die Leiter hinab? Auf meinen Ruf öffnen sich mir die Flügelhüren des Palastes Faledro, und ich führe bei Drommetenschall und Glockenklang Dich hin zum Dom, und von da in das prangende Haus der Morosini. Gute Nacht. Schließe für jetzt diese leuchtenden Augen, damit am Freudentag ihr Glanz, die Sonne beschämend, in aller seiner Pracht entzücke und belebe. Auf Wiedersehen, mein Stern. (Er drückt ihr einen Kuß auf die Stirn und enteilt.)

Diodora. O weile noch, — höre mich... Vergebens... Schon rauschen die Ruder, und meine Stimme erreicht den geliebten Flüchtling nicht mehr. Grausamer, so schnell enteilst Du mir? So läßt Du mich allein mit den dunkeln ungelösten Räthseln meines Glücks... die Taumelnde am Rande der schwindelerregenden Tiefe? Bezähme dich, ungeduldiges Herz, und eile nicht der Zeit voraus, denn so glühend prangt das Morgenroth des neuen Tages, als verheiße es Sturm und Ungewitter. Weilet noch, holde Erwartung, schöne Hoffnung, und bewacht die bedrohten Blüthen meiner Liebe.





II.

(Offene Vorhalle in Faledros Palast mit der Aussicht auf den Canal.)
Eine Gondel legt an, Luzio und Gianuzzo steigen heraus.

Luzio. Mein Vater und mein Oheim sind noch nicht hier?

Gianuzzo. Ich sehe sie so wenig, wie Ihr. Meiner Treu, mehr weiß ich nicht von dieser Sache zu sagen.

Luzio. Nun denn, so suche bei Deiner Treu irgend einen von den Dienern dieses Hauses, und laß dem Herrn sagen, daß ich ihn hier erwarte.

(Gianuzzo ab.)

Beppo fährt in einer Gondel an.

Beppo. Euer Gnaden . . .

Luzio. Wer ruft mich?

Beppo. Ich, mit Eurer Gnaden Erlaubniß.

Luzio. Komm herein, mein Freund.

Beppo. Gleich, ich will nur mein Schiffchen festbinden.

Luzzio (für sich.) Bei Gott, ich hatte des zudringlichen Gesellen ganz vergessen, und jetzt will ich eilen, seiner los zu werden.

Beppo. Hier bin ich, Euer Gnaden. Eure Diener ließen mich heut nicht vor Euch, wie ich vorhergesehen hatte.

Luzzio. Wahrscheinlich schlief ich, als Du kamst.

Beppo. So sagten sie; und als ich wiederkehrte, wart Ihr bereits fort. Da fuhr ich Euch denn nach bis hierher zum Palaste Faledro.

Luzio. Und hast mich gefunden. Was bringst Du mir?

Beppo. Die verlangten Urkunden.

Luzio. Ich bedarf Ihrer nicht. Deine Sache ist bereits geschlichtet.

Beppo. Wie so?

Luzio. Laß Dir von einem Schreiber eine Quittung über die strittige Summe ausfertigen, und übergib morgen das Blatt meinem Haushofmeister; er wird Dir das Gold geben. Der Signor Balbo sagte mir, die ganze Sache beruhe auf einem Mißverständnisse, die Weigerung rühre von dem übertriebenen Diensteifer seines Verwalters her, und er sey bereit, die Kleinigkeit zu bezahlen.

Beppo. O Herr, ich bin kein Bettler.

Luzio. Wer ist's, der Dich so nennt?

Beppo. Eure Großmuth, Signor Luzio, vor der mein Vertrauen erröthet. Ich suchte Euch zu bewegen, mir zu meinem Recht zu helfen; Ihr verspracht es, und bemüht Euch nun, mir das gegebene Wort abzukaufen. Wenn Ihr mir Euren Beistand versagt, Euer Gold verschmäh' ich.

Luzio. Sey klug Beppo. Mein Oheim will Dir die Summe ohne große Umstände blank und baar auszahlen, — was begehrst Du noch?

Beppo. Mein Recht, Herr, und meine Genugthuung, denn ich habe einen guten Namen zu bewahren, so gut als Ihr die Ehre und den Glanz Eurer Vorfahren. Aber der Senator hat mich vor seinem bunten Troß einen Betrüger gescholten, — versteht Ihr mich: einen Betrüger! — So lange er dies Wort nicht vor denselben Zeugen zurücknimmt, begehr' ich sein gelbes Metall nicht eher, als bis es der Ausspruch des Gerichtes mir öffentlich zuerkennt; dann mag der Herr mit der güldenen Kette mich getrost einen Dieb nennen, er schilt dadurch die Richter meine Helfer und Helfershelfer.

Luzio. Du bist ein Trotzkopf.

Beppo. Ich bin ein Mann, Herr, und ein Venetianer, wenn auch nicht just einer aus dem goldenen Buch. Für was ich Euch halten soll, steht bei Euch.

Luzio. Schurke...

Beppo. Oho, nur heraus mit dem blanken Stahl; hier ist meine Brust. Ihr könnt durch einen Stoß Euren Verwandten von einem zudringlichen und lästigen Kunden befreien, und den Sold eines Bravo verdienen. Ihr zaudert?.... O, Ihr seyd noch kein rechter Junker, denn ein solcher läßt nie ab, gegen diejenigen zu wüthen, denen er nicht Wort halten will, sey es Mann oder Weib.

Luzio (abgewendet, mit schwacher Stimme.) Geh, und komme mir nimmermehr vor Augen.

Beppo. Das will ich, Signore. Und durch Euren Wortbruch lern' ich glauben, was ich noch vor einer Minute als unsinniges Mährchen verlachte.

Luzio. Was glaubst Du?

Beppo. Guten Morgen, Signor Morosini...

Luzio. Halt, sag ich. Du darfst nicht von der Stelle, bevor Du den Sinn Deiner zweideutigen Worte erklärt hast. Rede.

Beppo. Nicht wahr', damit Ihr mich auch auf die Folterbank liefern könnt? Ich kenne die Gefahr, Euch zum Vertrauten zu machen, und hüte mich.

Luzio. Jetzt höre meinen Schwur: ich betheuere bei der Seele meiner Mutter und meiner Verwandten, die im Fegfeuer der Erlösung harren, Du sollst frei ausgehen, so Du frei redest, wenn Du aber in Deinem verstockten Schweigen noch länger beharrst, so färb' ich die Marmorplatten dieser gastlichen Hallen mit Deinem plebejischen Blute.

Beppo. Und bei was habt Ihr geschworen, den edlen Luigi Contareno nicht zu verrathen, der jetzt die Moderluft der Pozzi athmet?

Luzio (schreit auf, und steht, die Hand vor den Augen, wie vernichtet da; unterdessen geht Beppo.) Luigi verrathen? Der arme Contareno im Kerker? Sprich... Er ist verschwunden, — es war nur ein Spuk, der diese unheilvolle Botschaft mir in die Ohren donnerte. Doch nein! — nein! — Grausamer Oheim, so ließest Du den Freund meiner Jugend ungewarnt dem Verderben zueilen? Unseliger Luigi, wie auf dem Titanen der Aetna, lastet jetzt auf deiner kühnen Brust der gewaltige Dogenpalast; in diesem Augenblicke vielleicht verrenkt die Folterschnur Deine jugendlichen Glieder, und in der Nacht meiner Hochzeit wird der geliebteste Gast, den ich vermisse, mit zugeschnürtem Hals hinausgerudert werden, um in der Fluth, die er einst ehrenvoll zu beherrschen hoffte, ein schmähliches Grab zu finden. — Und ich Dein Verräther? Nein, armer Freund, das glaubst Du nicht. Eher glaubst Du wohl, daß Dein eigener Schutzheiliger das verrätherische Blatt in den Löwenrachen versenkte, als daß Du den Gespielen Deiner Rosenzeit solch höllischen Thuns beschuldigtest. Und dennoch, Luigi, war ichs, der Dich verrieth. — War ich nicht gewarnt, und eilte, statt zu dem bedrohten Freund, leichtsinnig zu eitlem Liebesgetändel? Welch ein unheimlicher Zauber liegt doch in dem Gefühl der Liebe, daß es mannhafte Seelen entkräftet, Freunde zu Fremden macht, und mich fast glauben läßt, daß ich die holde Stunde dieser Nacht nicht zu theuer erkaufte. Pfui über diese unwürdigen Fesseln, unter deren Last mein besseres Selbst erliegt. — O Stella, Stella, die Morgengabe, welche Du mir bringst, heißt bittre Reue.

Pietro Morosini und Balbo da Ponte kommen.

Luzio. Warum habt Ihr ihn nicht gewarnt, Oheim? Mich hieltet Ihr ab, die gefährliche Gesellschaft zu besuchen; warum nicht auch ihn?

Balbo. War Ordelaso Dein Freund? Das hätt' ich freilich wissen sollen.

Luzio. Ordelaso?

Balbo. In dessen Hause Du Pharao spielen solltest. Ich warnte Dich, weil ich wußte, daß die saubere Gesellschaft verrathen war...

Marcantonio kommt.

Marcantonio. Willkommen, edle Herrn. Vergebt, wenn ich Euch warten ließ; aber Ihr seid so rüstig; daß Ihr mich alten Langschläfer beschämt und überrascht.

Pietro. Wenn wir Eure Morgenruhe störten, so meßt die Schuld dem verliebten Ungestüm dieses Jünglings bei.

Marcantonio. Wenn dieser Ungestüm ein Fehler ist, so möchte ich ihn nicht an Luzio vermissen. Die echte Liebe ist wachsam, wie die Nachtigall, und früh wie die Lerche. — Doch warum weilt Ihr in dieser Halle, statt durch Eure Gegenwart den Schmuck meiner Prunkgemächer zu vollenden?

Balbo. Vergönnt, daß wir hier bleiben, wo die Luft vom Canal her uns Kühlung zufächelt.

Pietro. Und wenn Eure holde Tochter sich den Armen des Schlummers entrissen, so laßt sie ersuchen, hierherzukommen. Ich möchte sie fragen, ob sie, zum Ersatz für die so früh verlorene Mutter, noch einen zweiten Vater annehmen will.

Marcantonio. Sie folgt mir auf dem Fuße, und wenn sie noch zaudert, so geschieht dies aus Scheu, einem so großen unerwarteten Glück in das glänzende Auge zu schauen. — Doch seht, hier ist sie bereits.

Stella kommt verschleiert.

Luzio. Eine neidische Wolke verhüllt meinen Stern.

Marcantonio. Die Sonne der Liebe wird alle Nebel zertheilen. — Tritt näher, meine Tochter, hier steht der edle Mann, welchen Dir der gütige Himmel im Ueberschwang seiner Gnade zum Beschützer auf dem Pfade des Lebens bestimmte.

Pietro. Hierher, mein Sohn. Reiche Deine Hand der edlen und schönen Tochter Venedigs, welche nicht Dein Verdienst Dir erwarb, sondern, nächst Gottes Gnade und dem Namen Deiner Vorfahren, die Hoffnung, daß Du Dich einst eines so großen Glückes werth erzeigen wirst.

Luzio. Reicht mir Eure schöne Hand, Signora, daß ich sie mit dieser güldnen Fessel belaste, und so mich eines Gutes versichere, dessen Besitz mir mein ganzes Leben hindurch ein freundliches Mährchen dünken wird.

Marcantonio. Gib dem Ungläubigen diesen Ring, meine Stella. Und nun, geliebte Kinder, segne Euren Bund die Gottheit unmittelbar, wie sie ihn bald durch die Geheimnisse der Religion heiligen wird. Liebt Euch, und zeigt Euch Eures Glückes werth.

Pietro und Balbo. Amen.

Luzio. Mir will das übervolle Herz vor Entzücken springen, und ich weiß meiner Freude keine Worte zu leihen. — Und dennoch.... habt Ihr nie gehört von Pflanzen, die in dunkeln Räumen aufwuchsen? Sie entfalten Blätter, Knospen und Blumen, und nichts fehlt ihnen, als was der Kuß des Lichtes allein verleiht: die Farbenpracht. So ist auch mein Glück nur eine blasse Rosse, weil die Sonne sich noch stets verhüllt.

Stella. O Luzio, ich selbst bin blaß noch, wie der Schleier, der mich Euren Blicken entzieht, — und so zaudre ich, ihn zu heben...

Luzio (für sich.) Wehe mir, welche Stimme.

Pietro. Verzögert nicht länger den Augenblick des schönsten Erröthens, Stella. Ein Vater ist es, der Euch bittet.

Luzio (heftig.) Zaudre nicht, Mädchen. Enthülle das Geheimniß jener Wolke, daß sie ihre Blitze entlade und mich zerschmettert zu deinen Füßen niederstürze.

Marcantonio. Welche Sprache? — Gehorche Deinem Verlobten, mein Kind; Dein Zaudern scheint ihn zu erzürnen.

Stella schlägt den Schleier auf; Luzio läßt sie los, tritt einen Schritt zurück, und hält in stummer Verzweiflung die Hand vor die Augen.

Balbo. Das Entzücken verwirrt seine Sinne.

Pietro. O wundervolle Schönheit. — Ihr nanntet sie einen Stern, Faledro, deren Pathe die Sonne hätte seyn sollen?

Marcantonio. Die Sonne ist auch ein Gestirn, nur daß wir sie näher sehen als die andern.

Balbo. Besinne Dich, Luzio. Sonst ist es ja nur der Sirius, der das Hirn der Sterblichen versengt, doch nicht der Luzifer.

Luzio. Ja, Lucifer, rosiger Verkünder des Morgens, der schönste aller Engel. — Das Eure Tochter, Marcantonio?

Marcantonio. Wollt Ihr meine Gattin im Grabe schmähen?

Luzio. Eure einzige Tochter?

Marcantonio. Ja doch, bei allen Heiligen. Was wollt Ihr damit sagen?

Luzio (sich sammelnd.) O Signore, an so viel Schönheit wär' es genug gewesen, um ein halbes Dutzend von Töchtern überreich damit auszustatten. Ich fürchte das Loos des Polykrates, weil ich zu glücklich bin.

Marcantonio. Ich will Eure Furcht theilen, sobald Ihr im Bauch eines Fisches Euren Witz wiederfindet.

Balbo. O, gebt ihm keine bösen Worte, theurer Freund. Er wird bald von selbst zur Besinnung kommen.

Pietro. Luzio, mein Knabe, ich verstehe Dich nicht. Du sprichst und handelst wie ein Nachtwandler.

Luzio. Ich bin ein Mondsüchtiger, der vom Dache taumelte, weil ein plötzlicher Ruf ihn erweckte... Stella, holdes Licht an Venedigs reichem Himmel, Du verdienst ein besseres Geschick, als einen Träumer, wie ich einer bin, anzuhören. Senke nicht Deine süßen Augen zu Boden; laß ihre Strahlen auf mir ruhen, daß sie jenes gespenstige Traumgebild verscheuchen, welches sich zwischen unsere Seelen drängen will.

Marcantonio. Welches Traumbild?....

Balbo (leise.) Laßt ihn, er rast im schönsten Wahnsinn, aber schon beginnt der Sturm sich zu legen. Stört ihn nicht.

Luzio. Reines Bild der Unschuld, in Deine Arme will ich vor mir selbst entfliehen, um einer Welt von Lockungen Trotz zu bieten. Fort von mir, ihr Trugbilder des Taumels, von jetzt an gehör' ich der seligen Wirklichkeit.... Stella, ich bin Dein.

Stella. Ihr erschreckt mich, Morosini.

Luzio. Fürchte Dich nicht, Kind. Ich bin, wie der Fürst der Wildniß, nur furchtbar, wenn ich der Gefahr in das dräuende Antlitz blicke, doch hier bin ich schmiegsam, wie der Löwe zu den Füßen unseres gemeinsamen Schutzheiligen. Blicke mich an, und verscheuche den letzten Dämon.

Stella. Mein Luzio...

Balbo. Hab' ichs nicht gesagt, daß er bald zu sich kommen wird.

Pietro. Selbst diese Ruhe hat noch etwas Furchtbares.

Balbo. Das ist nur in Euch das Nachbeben der so plötzlich erregten Gefühle. — Wann soll die Hochzeit seyn, Signor?

Marcantonio. So folgt mir, daß wir die Verträge unterzeichnen. Der Notar harrt unser. — Zieh Dich in Deine Gemächer zurück, Stella.

Stella. Lebe wohl, mein Luzio.

Luzio. Du willst mich schon verlassen?

Stella. Auf baldiges Wiedersehen. (Schnell ab.)

Luzio. Wiedersehen? Wer bürgt mir denn dafür, daß nicht die nächste Begegnung mir ein neues Blendwerk vorspiegelt, indem sie eine alte Täuschung zu enthüllen vorgibt?

Marcantonio. Kommt, kommt, Signor Pietro. Während dieser ungebehrdige Liebhaber alle Segel seiner Laune beisetzt, wollen wir unsern väterlichen Pflichten erfüllen, und die bereits besprochenen Verträge fest machen durch Brief und Siegel. (Marcantonio und Pietro ab.)

Balbo. Willst Du eine Lehre von Deinem Oheim annehmen?

Luzio. Gewiß, Signor Balbo.

Balbo. So rathe ich Dir, Deine Leidenschaften nicht so zur Schau zu tragen, wie Du eben gethan hast. Wozu haben wir denn einen solchen Reichthum von Worten und eine gelenkige Zunge, welcher sie allesammt zu Gebote stehen, wenn wir sie zu nichts anderm brauchen wollen, als zur Unzeit unsere Gedanken zu verrathen?

Luzio. Sieh da, welch neues Licht Ihr mir aufsteckt.

Balbo. Unterbrich mich nicht, denn ich werde dort drinnen erwartet, und nur meine Liebe zu Dir stiehlt diese Augenblicke dem Geschäft. — Also: mißbrauche nicht Deine Zunge, verrathe Dich nicht durch Blicke und Zeichen. Du darfst ja Dein Herz einer andern zuwenden, als jener, die

Du vor dem Altar mit Deinem Namen belehnst, — aber wehe Dir, wenn Du schon am Tage der Verlobung Verdacht erregst. Du darfst, ich geb es zu, und mit mir die ganze Welt, Deiner erkornen Schönen Serenaden bringen, besonders wenn sichs so gut fügt, daß es scheint, die Musik gälte der Braut. Es ist Dir sogar vergönnt, unter den Fittichen der Nacht den schwanken Pfad der Strickleiter zu betreten, aber Du bist ein Thor, wenn Du Dich versucht fühlst, diese Abenteuer Deiner künftigen Gattin zu erzählen, oder gar, was noch schlimmer ist, dem alten Fuchs Faledro. — Beherzige dies mein Knabe, und der Himmel schenke Dir viel Vergnügen auf Deine Irrfahrten.

Die eiserne Maske.

Unter vielen ungelösten Räthseln der Geschichte ist die Kunde von der eisernen Maske eines der anziehendsten, und zugleich, eben so wie die Sage von König Sebastians Rückkehr, eine harte Nuß, an der sich mancher poetische Nußknacker die Zähne stumpf gebissen. — Das vorliegende Blatt stellt den geheimnißvollen Gefangenen in der Burg an der Küste in dem Augenblick dar, da er die Erzählung seines Geschickes auf einen Silberteller schreibt. Diesen Teller fand später am Meeresstrand ein armer Fischer und brachte ihn aufs Schloß, von dannen er schwerlich seinen Kopf zurückgebracht, wenn er gewußt hätte, welch wichtiges Geheimniß er getragen. — Dem Zeichner ist — nebst der meisterhaften Ausführung — auch die Wahl des Momentes sehr wohl gelungen, so daß das Bild gleich beim ersten Anblick sich dem Verständniß eröffnet, und uns einen klaren Blick in alle Verhältnisse und Gefühle des Gefangenen thun zu lassen scheint.



DEN MASKEN



II.

Homers Odyssee

in Umrissen nach John Flaxman;

mit

Erläuterungen

von

Dr. K. L. Schmidt.

Das ganze Heldengedicht zerfällt eigentlich in 4 große Abtheilungen, gleichsam in vier Bilder in besonderen Rahmen:

1. Der Gesang vom abwesenden Odysseus; I — IV.
2. Der Gesang vom heimkehrenden Odysseus V — XII.
3. Der Gesang vom rachesinnenden Odysseus XIII — XX.
4. Der Gesang von der Rache selbst XXI — XXIV.

Hauchtsächlich jedoch bildet der 5te bis 12te Gesang ein abgerundetes und für sich bestehendes Ganzes, ohne jedoch die Harmonie und den Zusammenhang mit dem Vorangehenden und folgenden zu stören. Diese Abtheilung zerfällt wieder in zwei Theile, im ersten (V — VIII.) sehen wir den Helden von Ogygia aus den Rest seiner Leiden durchkämpfen, und selbst handelnd von der Ankunft in Scheria bis zur Aufnahme im Pallaste des Alkinoos; den zweiten Theil des zweiten jener angedeuteten Gesangscyclen nimmt der letzte Abend seines Aufenthalts und die Erzählung der

Irrfahrt und Leiden von der Zerstörung Trojas an bis zu seiner Abreise von Ogygia.

Der Künstler lieferte uns von dem Aufenthalte des Helden bei dem Könige der Phäaken zwei Momente, aus der Erzählung der Irrfahrten eine Reihe von acht Bildern; jene zwei ersteren liegen uns gegenwärtig vor.

1. Odysseus erzählt dem Alkinoos die Begebenheiten seiner letzten Irrfahrt von Ogygia nach Scheria.

Der Held war mit Minervas Hülfe ungesehen durch die Stadt in den Königspallast gekommen; hier treffen wir auf zwei Widersprüche, die wir nicht übergehen dürfen.

Der erste liegt in dem Beweggrunde der Göttin, ihren Schützling den Blicken der Phäaken verborgen zu halten: Od. VII. V. 16. u. 17.

Daß nicht einer begegnend der hochgesinnten Phäaken
Ihn mit Schmähungen kränkt', und wer er sey, ihn befragte.

Dieser Zug stimmt nicht mit dem Bilde, das wir uns von der Sanftheit und Gastfreiheit dieses Volkes zu machen pflegen, zusammen. Wir werden hier mitten im Homer an Wanderbüchlein, Bettelvögte und Paßbureaux erinnert, und das Land, welches Schiller in seinen Epigrammen auf die Flüsse meint, möchte vielleicht noch aus einem weitern Grunde mit unserem Phäakenlande zu vergleichen seyn.

Der zweite Anstoß, den man finden könnte, besteht einerseits in der äußerst einfachen und frugalen Lebensart und den niedrigen Lebensverrichtungen, die man am Hofe eines Königs antrifft; wo die Prinzessin die Wäsche besorgt und die Prinzen der heimkehrenden königlichen Schwester die Maulthiere ausspannen und in den Stall führen; wo man andererseits aber einen solchen Reichthum, eine solche Pracht des Pallastes sieht, wie sie nur einem Asiatischen Herrscher zukömmt. S. d. VII. V. 81 — 132.

Der Dichter sammelt die Blüthen aller Fluren und aller Zeiten und vereint sie zu einem duftenden Strauße; die Sitteneinfalt, Einfachheit und Beschränktheit des altpelasgischen Patriarchen und die Pracht, den Reichthum und Geschmack eines Korinthischen Dynasten.

Wenn wir nun zur bildlichen Darstellung selbst übergehen, so finden wir auch hier eine kleine Inconvenienz

ULYSSES ERZÄHLT DEM ALCINOÜS SEINE ABENTEUER



ULYSSE FAIT À ALCINOÜS LE RÉCIT DE SES AVENTURES



Nachdem unser Held unsichtbar die Herrlichkeit des Pallastes betrachtet, gelangt er in das Gemach, wo das Königspaar, von den Großen des Reiches umgeben, sich aufhält; nachdem er sich der Herrscherin Arete zu Füßen geworfen, um gastfreien Schutz und Heimkehr flehend, wird er wieder sichtbar:

— Dann setzt er am Heerd in die Asche sich nieder,
Neben der Gluth ɾc. ɾc. VII. V. 153.

Wenn wir uns nicht täuschen, so wollte der Künstler den Odysseus gerade in dieser demüthigen Stellung darstellen, was ihm auch vollkommen und höchst lobenswerth gelungen ist; aber die Ueberschrift, die dem Bilde gegeben ist, wiederspricht diesem Momente gänzlich, und ist ein offenbarer Irrthum. Denn nachdem sich Odysseus in jene demüthige Stellung begeben, wird er auf Veranlassung des greisen Helden Echeneos, von der Hand des Königs vom Heerde emporgehoben und zum schimmernden Sessel, den der Lieblingssohn des Herrschers ihm räumen mußte, geführt. In dieser Stellung läßt Homer seinen Helden erzählen, nicht in der vorigen, demüthigen.

Mit einem Worte — wir tadeln am vorliegenden Bildchen nichts als die Unterschrift; denn es stellt unverkennbar den der Erhöhung und Erzählung vorangegangenen Moment dar, nämlich den oben angeführten Vers und die Worte — „und alle verstummten umher und schwiegen."

---

2. Der blinde Sänger.

Herzlich liebt ihn die Muse und gab ihm Gutes und Böses,
Denn sie nahm ihm die Augen und gab ihm süße Gesänge. VIII. 63.

Unwillkührlich wird man geneigt, jene alte Sage von der Blindheit Homers aus obiger Stelle zu erklären. und wer gerne glaubt, was der Phantasie gefällt, der könnte allen Kritikern und Gelehrten, die nicht nur die Blindheit Homers leugnen, sondern sogar in Zweifel ziehen, ob je ein Homer gelebt habe, zum Trotze, unter diesem Demodokus den Homer selbst vermuthen. Wir gönnen ihm dies Vergnügen! Daß übrigens Homer seinen Sänger Demodokus blind seyn läßt, ist keine müßige und willkührliche Erdichtung. Diese Blindheit individualisirt und mahlt aus, wir erhalten ein viel lebhafteres Bild von dem Sänger, wenn wir sehen, wie

er vom Herolde herbeigeführt wird und, wie man ihm die Hand führt, die an der Säule hangende Harfe zu finden.

Ueberdieß hat die Blindheit des Sängers auch noch etwas Rührendes und Bedeutungsvolles, und die vorangeschickte Stelle ist eine wahre Perle im Homer! Die Muse meinte es gut mit ihm, — sie gab ihm Gutes und Böses; sie versagte ihm die Wohlthat des Gesichtes, gab ihm aber die Kunst des Gesanges; wunderthätige Muse, die mit ihrem Geschenke den Verlust einer der wohlthätigsten und schönsten Gaben der Natur zu ersetzen weiß! Nicht selten sieht das innere Auge klarer, wenn das äußere verschlossen ist; daher die Vorliebe mehrerer Dichter für Blinde — wie liebt Jean Paul seinen blinden Julius im Hesperus, seine blinde Liane im Titan, wie rührend ist Göthes blinder Greis in seinem Wilhelm Meister!

Unser blinder Sänger ruft dem Helden die Thaten und Ereignisse längst verflossener Zeiten zurück, ohne zu ahnen, ohne daß geahnet wurde, daß der Fremdling, den sie in ihrer gastlichen Mitte haben, es selbst sey, dessen Ruhm und Heldenthaten bis in das entlegenste Eiland der Welt gedrungen.

Keiner ahnte, daß die Hand, die eben schutzflehend den Saum des Gewandes ergriffen hatte, dieselbe ist, welche Ilions Bewohner, dessen Fall sie voll Theilnahme vernehmen, grausam dahingewürgt hat.

— — Aber Odysseus
Schmolz in Gram; und die Wange benetzte die Thrän' aus den Wimpern ꝛc.
Doch den andern allen verbarg er die rinnende Thräne.

VIII. 522. und 532.

(Wegen Mangel an Raum wird die Erklärung zu den landschaftlichen Gegenständen: „Agrigent und Elba“ im nächsten Hefte folgen.)

ULYSSE S'ATTENDRIT AU [illegible] DE TROIE



I.

Erinnerungen in Bildern.

Die wälschen Pfeifer

von

Wilhelm von Chézy

„Wie schön ist es doch, Länder und Völker zu sehen, und vor allen dies wundersame Italien, der Künste klassischen Boden,“ sagte der Deutsche, ließ sich gähnend auf die Marmorbank nieder, und winkte seinem Begleiter, desgleichen zu thun. Dieser lehnte sich nachlässig an einen vorspringenden Pfeiler, und indem seine düstern blassen Züge ein spöttisches Lächeln verzerrte, entgegnete er: „Mich will bedünken, mein gelehrter Vetter, daß Sie sich etwas zu spät daran gemacht haben, das Vergnügen des Reisens zu genießen.“ — „Wie so, lieber Graf?“ — „Ich meine, Sie hätten es vor etwa zehn oder zwölf Jahren unternehmen sollen, da Sie noch um vieles jünger waren. Jetzt entsprechen Ihre Kräfte nicht mehr Ihren Wünschen, und doch sind diese Wünsche sehr bescheiden; Sie verlangen nicht nach den Genüssen der stürmischen Jugend; Sie verschmähen Wein und Liebe...“ — „Ich bin Familienvater, mein Guter.“ — „Ihnen ist die Gegenwart eine Leiche, Sie jagen auf der oft kaum mehr sichtbaren Fährte einer vergessenen Zeit, und

dennoch sind Sie halb todt vor Ermattung, nachdem wir noch keine Stunde dem traurigen Anblick verfallener Größe weihten.“ — „Sie haben Recht, ich werde alt. Dreißig Jahre sind es her, da gab mir mein Vater ein rundes Sümmchen Geld, um eine Reise nach Italien zu machen. Ich bat ihn um Erlaubniß, das Geld aufzuheben, bis ich durch ernste Studien mich fähig gemacht hätte, die Fahrt mit Nutzen zu unternehmen. Er bewilligte dies, und ich legte die ganze Summe nutzbar an. Nach ein paar Jahren starb er, hinterließ meinem Bruder das Majorat und mir eine kleine Rente, auf der, als Unglück, mein vornehmer Name lastet. Sie haben in dem Stück mit mir fast das gleiche Schicksal, und wissen eine solche Lage zu beurtheilen. Doch wie ich oft bedrängt war, nie fiel mir es ein, das Reisegeld als Nothpfennig zu betrachten und zu benützen, und wie ich nun endlich nach langem Zaudern das dreifach vermehrte Capital dem Willen meines Vaters gemäß anwende, siehe da, nun fehlt mir fast die Kraft, meine Zwecke zu verfolgen.“ —

Graf Helmold schüttelte den Kopf, als er seinen Vetter so reden hörte, und rief endlich aus: „Die Moral von dem Allen, lieber Otto, ist, daß man genießen soll, so lange man jung und rüstig ist; das haben große und kleine Dichter in guten und schlechten Versen und in allen möglichen Sprachen uns vorgesungen, und wir wollen's befolgen.“ — „Wir?“ lächelte bitter der Andere; „doch lassen wir das, und gehen wir nach dem berühmten überhängenden Thurm, der Zierde Pisa's.“ — „Wohlan, eilen wir, eh' die Sonne sinkt.“

Sie waren noch nicht weit gegangen, als eine angenehme, wenn auch etwas schnarrende Musik ihre Aufmerksamkeit anzog; den Tönen nachgehend, wandten sie sich durch den hohen Thorweg eines großen Gebäudes, dessen Inneres unbewohnt schien, und gelangten in einen Corridor, wo sie vor dem Madonnenbild in einer Nische drei Musikanten fanden, deren einer auf einem Dudelsack die Schalmeien seiner Gefährten begleitete.

„Ein Ständchen,“ sagte Helmold. — „Lassen Sie uns ein wenig zuhören,“ der Andere. — Die Pfeifer vollendeten ihr musikalisches Gebet, und blieben dann in stiller Andacht mit gefalteten Händen stehen.

„Es liegt doch ein eigenthümlicher Reiz in der Andacht dieses südlichen Volkes,“ sprach Otto leise; „sehen Sie, was diese Leute nur vermögen, was ihr Leben erheitert und schmückt, davon bringen sie Opfer wie hier der

Himmelskönigin die Lampe, die Blumen und die Musik.“ — Ich hoffe, sie werden wieder ihr Stücklein von vorn anfangen. — Sie blasen recht wacker, und man sieht auf ihren Gesichtern, daß sie ehrliche, wackere Leute sind, sonst würde sich nicht der innere Frieden so wiederspiegeln in dem ruhigen Blick. — Sie haben alle drei eine gewisse Familienähnlichkeit, als stammten sie insgesammt von einem Widder ab. — Den Einfältigen ist das Himmelreich! Wollte Gott, alle Italiener glichen diesen, dann gäb' es keine Räuber, keine Banditen und keine Ciarlatani. —

Das Gespräch wurde unterbrochen, indem eine kreischende Stimme in italienischer Sprache sich vernehmen ließ: „Sie hier, mein Prinz? Eccellenza zu Pisa, und ich weiß kein Wort davon? Tausendmal willkommen, lieber Elmold.“ Mit diesen Worten flog ein kleiner, runder Mann in des Grafen Arme.

„Wie geht's, Signor Montucci?“ fragte Helmold, nachdem er sich von der stürmischen Umarmung des Kleinen endlich befreit hatte.

„Gut, gut, mein Prinz. Aber ich bin erstaunt, Sie hier zu finden.“

„Morgen mit dem Frühsten reis' ich. Aber mir ist es lieb, daß ich Sie treffe, denn da Sie hier sind, so muß nothwendig der Reitende, den ich Ihnen gestern sandte, Sie verfehlt haben.“

„Ich habe keine Botschaft erhalten, mein Prinz.“

„Nun, so kommen Sie mit mir; ich habe wichtige Dinge mit Ihnen zu verhandeln, und dann wollen wir einen lustigen Abend in meinem Gasthofe, im englischen Hof, zubringen.“

„Das trifft sich gut,“ sagte Montucci; „ich bin in demselben Hause abgestiegen.“

Die Herren gingen und die Pfeifer sahen sich mit Blicken des Einverständnisses an. „Hast Du gehört, Nanni?“ fragte der Aeltere. „Ob?“ entgegnete der Andere; „beim Himmel, ich habe kein Wörtlein verloren, Giacomo und die heilige Jungfrau sei gepriesen, denn ohne ihre Hülfe hätten wir unsern Mann verfehlt.“

„Morgen reist er, der Fürst Elmold?“

„So hat er selbst gesagt. Und im englischen Hofe wohnt er. Daraus geht hervor, daß der alte Montucci uns falsche Weisungen gegeben hatte,

denn seinen Nachrichten zu Folge sollte der Fürst erst morgen eintreffen und in einem andern Hause wohnen.«

Giacomo blinzelte mit den Augen: »Der alte Spitzbube hat uns wohl gesehen, obwohl er nicht dergleichen that, und hat mit Fleiß so laut gesprochen. Jetzt wollen wir aber zum Abendessen gehen, dann den kleinen Giuseppe auf Kundschaft senden, und im Uebrigen segne die gebenedeite Jungfrau unser Werk.«

Sie grüßten ehrerbietig das Madonnabild und entfernten sich. — —

»Wie, Sie hätten wirklich für Ernst genommen, was ich in trunkenem Muthe sprach?« sagte Helmold zu Mentucci.

»Ganz sicher, Eccellenza. Sie schienen in vollem Ernste zu reden. Sie sprachen von der schlechten Zeit, von Ihres Onkels, des Fürsten, überlangem, zähem Leben, verhießen dem, welcher Ihnen schnell zu des Hagestolzen Erbtheil helfen wolle, hundert Ducaten, die Sie gleich darauf aus einer Börse auf die Tafel schütteten . . . .«

»Genug, — zuviel! Gottes Fluch komme über den Wein, der den Bösen zum Meister unserer Sinne und unserer Zunge macht. Der Himmel verstoße mich auf ewig, wenn ich meinen Oheim nicht zärtlich liebe, wie ein Sohn den Vater; wenn sein graues Haupt mir nicht heiliger ist, denn alles andere auf Erden. Und dennoch, dennoch . . . Ich bin der Verworfenste aller Verworfenen!«

»Aber beruhigen Sie sich doch, mein Prinz.«

»Was, Prinz? Bleiben Sie mir weg mit dem Titel, der mich an meine Schuld erinnert.«

»Also, lieber Graf, beruhigen Sie sich, der Herr Onkel bringt sein graues Haupt erst morgen gen Pisa; bis dahin seh' ich noch meine Leute, und geb' ihnen Befehl, die bestellte Arbeit nicht zu machen. Aber das Geld werd' ich wohl nicht ganz mehr herausbringen, denn es sind einige Kosten aufgelaufen.«

»Ich will nichts mehr davon; die Leute sollen's behalten.«

»Das wäre gegen die Ehre der Zunft.«

»Nun denn, so sollen sie davon Messen für die Seelen ihrer Ermordeten lesen lassen.«

»Sie versäumen nie, einen Theil ihres Lohnes diesem Zwecke zu weihen.

Kurz und gut, Eccellenza müssen entweder Ihr Gold wiedernehmen, oder den Leuten eine Arbeit geben.“

„Ich soll doch nicht etwa meinen langweiligen gelehrten Vetter an ihr Messer liefern?“

„Gleichviel, wen.“

„Gut, so behalte ich einen Dolchstoß zu gut, und will seiner Zeit darüber verfügen. Aber sorgen Sie nur, daß meinem guten Oheim kein Leid geschieht, denn sonst erdrossle ich Sie mit meinen eigenen Fäusten und jage mir eine Kugel durch das Hirn.“

„Seien Sie unbesorgt, Eccellenza; ich bürge für seine Sicherheit.“

„Gut, ich verlasse mich auf Sie. Und nun kein Wort mehr davon . . . Folgen Sie mir in mein Zimmer, wo mein Vetter Otto bereits unser harrt. Wir wollen fröhlich seyn, nach deutscher Weise zechen und singen, Wahnsinn reden und — vergessen Sie das ja nicht — hernach nicht mehr der Worte des Wahnsinns gedenken.“ — —

Bald darauf saß das Kleeblatt an dem runden Marmortisch in Helmold's Schlafgemach, durch dessen geöffnete Fenster die balsamischen Düfte des Gartens herein wehten. Die zwei Deutschen sprachen dem Becher wacker zu, und der kleine Italiener, so sehr er auch, gleich allen seinen Landsleuten, die Trunkenheit verabscheute, konnte nicht umhin, dem Gönner, welchen er nicht erzürnen wollte, häufig Bescheid zu thun. So geschah es denn gar bald, daß er, zu großer Ergötzlichkeit der andern, mit reißender Schnelligkeit beim ersten Stadium des Rausches anlangte, dann von der auf's höchste gesteigerten Lustigkeit in tiefe Melancholie verfiel, worauf sich endlich gefühlloser Stumpfsinn seiner bemeisterte, und zuletzt ein bleierner Schlummer.

„Das kommt auch gar zu bald,“ sagte Helmold ärgerlich; „ich bin noch ganz nüchtern.“

„Da liegt der Klotz,“ fiel Otto ein, „und unser Spaß ist zu Ende.“

Ein eintretender Diener überreichte dem Grafen eine Karte. „Ha“, rief dieser, „der Fürst ist angekommen, hat erfahren, daß seine Verwandten noch hier sind, und verlangt nach uns.“

„So wollen wir seinem Wunsch genügen,“ sagte Otto; „wir sind immer

noch, Gott Lob, in einem Zustand, in welchem wir uns vor dem ersten Mann der Familie mit Ehren zeigen dürfen."

"Was fangen wir aber mit dem da an?"

"Den legen wir auf's Bett. Der Fürst läßt uns nicht sobald von dannen, denn er liebt den Becher und nächtliche Gelage, und bis dahin kann das Alräunchen seinen Rausch ausschlafen, ohne daß die Leute im Haus seinen Zustand wahrnehmen."

Die Herren legten den trunkenen Wälschen fein säuberlich auf's Bett, verschlossen das Zimmer und gingen, der erhaltenen Einladung zu folgen.

Der Morgen dämmerte bereits herauf, als sie mit weinschweren Köpfen heimkehrten. Vergebens mühte sich Helmold's zitternde Hand, das Schlafzimmer aufzuschließen, und eben so vergeblich blieben des Dieners Bestrebungen, der endlich achselzuckend sagte: "Der Nachtriegel muß vorgeschoben seyn."

"Was sind das für alberne Späße," schrie der Graf, gegen die Thüre donnernd, "mach auf, alter Simpel."

Der Schläfer blieb taub, und Helmold, nicht in der Laune, nachzulassen, vollführte einen Lärm, welcher das ganze Haus erweckte und den Wirth mit seinen Leuten herbeigelockt hatte, als endlich die Thüre den Fußtritten des Grafen wich, krachend einstürzte und den Paß frei ließ; in demselben Augenblicke aber, statt fluchend hineinzustürmen, prallte der Graf zurück, und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

Die ersten Strahlen der Morgensonne beleuchteten einen gräßlichen Anblick. Auf dem Bette lag Montucci, breite Wunden in der Brust, von geronnenem Blute überdeckt. — —

Noch an demselben Tage reiste Fürst Helmold mit seinem Neffen und seinem Vetter nach Deutschland zurück, und keiner von ihnen hegte je wieder Lust, das sonnige Italien zu sehen.

Graf Helmold bewahrte streng in verschwiegener Brust das Geheimniß seiner Verbindung mit dem Ermordeten, und hoffte nicht, je das dunkle Räthsel zu lösen, dessen Zusammenhang er nur dunkel zu ahnen vermochte. Da geschah es nach zwei Jahren, daß er, um seines verstorbenen Oheims Erbschaft anzutreten, nach Wien kam, und dort, mit anderen Neugierigen,





einen Mörder, der des andern Tags gehängt werden sollte, im Gefängniß besuchte.

„Hilf mir, heiligste Jungfrau!“ schrie der Gefangene in italienischer Sprache; „sendet die Hölle die Geister meiner Erschlagenen, mich jetzt schon zu peinigen? Lass' ab von mir, unseliger Elmold. Ich habe nicht versäumt, Messen lesen zu lassen für deine Ruhe.“

„Ist der Mann rasend?“

„Wollte mein Schutzengel, daß ich rase! Du bist jener deutsche Fürst, den ich vor zwei Jahren für fünfzig Ducaten zu Pisa in seinem Bette erstach. Mein Sohn, der kleine Giuseppe, der jetzt auf der Galeere rudert, hielt die Leiter, und mein Vater selig, der alte Pfeifer, stand Wache. Ich weiß es nur zu gut.“

„Ich erinnere mich jetzt auch,“ sagte Helmold, und wandte sich zum Gehen, innere Bewegung verbergend. Wie durch plötzlichen Blitz beleuchtet, stand vor seinem Gedächtniß das Madonnenbild mit der brennenden Lampe und dem Blumenstrauß, und davor die drei Musikanten mit ihren andächtigen, zufriedenen Gesichtern.

„Wie sagte doch Otto?“ brummte er, bitter lächelnd, vor sich hin: „Den Einfältigen ist das Himmelreich; wollte Gott, alle Italiener glichen diesen, dann gäb' es keine Räuber und keine Banditen!“

Der Abschied.

Aus dem heimischen Dorf scheidet der junge Rekrut mit schwerem Herzen; von Vater und Mutter, von der heimischen Hütte und Allem, was darinnen lebt, hat er bereits Abschied genommen, und Niemand gibt ihm mehr das Geleit, als der treue Hofwächter, — da steht am Kreuzweg ihm noch ein Abschied bevor, wie ihn das Bildchen darstellt. — Vielleicht wiederholen wenig Begegnisse des menschlichen Lebens sich so oft, als das bittere Scheiden zwei junger Herzen; dafür finden sie sich aber desto seltener wieder, oder im Grunde n i e, denn wenn auch ihr Weg sie wieder zusammenführt, die Jahre sind unterdessen rauh über sie hingefahren, und haben den Schmelz abgestreift. Darum rührt den Beschauer das Weh der zwei Liebenden, auf deren Antlitz sich noch in den Zähren des Schmerzes die Hoffnung spiegelt, und er

würde ihnen nicht gern die bittere Wahrheit zurufen, daß es für sie kein Wiedersehen gibt.

Wie die alten Balladen mit einer Anrufung, so fängt die Geschichte von der Laufbahn des Soldaten mit dem Abschied an, und hört (wenn nicht mit dem Tod) mit dem Abschied auf; von dem, was dazwischen liegt, haben wir vielleicht später einmal zu erzählen Gelegenheit.

II.

Homers Odyssee

in Umrissen nach John Flaxman;

mit

Erläuterungen

von

Dr. K. L. Schmidt.

Polyphem der Cyclope.

Zur Erzählung seiner Schicksale und Fahrten aufgefordert, beginnt der Fremdling mit Nennung seines Namens, des weitberühmten; doch müssen wir dem geneigten Leser ein Bild von der Lage und Beschaffenheit der auf den odysseischen Irrfahrten berührten Länder und Inseln geben, da die geographischen Kenntnisse und Begriffe Homers sehr von den unsrigen abweichen.

Troja und sein Gebiet ist der bekannte Punkt, dessen Lage, auch nach Homers Angaben, nicht von der, welche wir heut zu Tage kennen, abweicht; nach der Zerstörung Troja's zog sich Odysseus mit seinen Gefährten in nordwestlicher Richtung nach den Gestaden des spätern Macedoniens, dem damaligen Lande der Kikonen; von da trieb ihn ein günstiger Nord-Ostwind durch den griechischen Archipelagus an die äußerste Südspitze Morea's, an das Vorgebirge Maleia, jetzt noch Cap Malio oder Capio St. Angelo genannt; an





diesem für die Schifffahrt sehr gefährlichen Vorgebirge ward er vom Sturme um Cythera, der jetzigen Insel Cerigo, herum, in das mittelländische Meer verschlagen, und an die Küsten Afrika's zu den Lothophagen, d. h. Lotus-Esser, getrieben. Dieses Land mag ungefähr an der kleinen Syrte oder dem Golf von Cabes gelegen seyn, wo auch neuere Reisende die Frucht des Lotus-Baumes als gewöhnliches Nahrungsmittel der Einwohner finden. Von da fliehend, trieb ihn bei vollen Segeln ein Südwind nach Sicilien an die Pforten des großen westlichen Schreckens-Meeres; denn Sicilien, bei den Spätern Trinakria, wegen seiner drei Vorgebirge, bildete, nach Homers geographischen Begriffen, zwei verschiedene Straßen nach dem fabelhaften westlichen Meere, das die elyseischen Gestade und den Hades bespült; Homer scheint sich die Lage Siciliens ganz anders gedacht zu haben, als wir, denn das lilybäische Vorgebirge Siciliens ist hier mit seiner Spitze so weit an Afrika herabgesenkt, daß es mit dem jetzigen Cap Bono eine der drei nach dem Westmeere führenden Straßen bildet, da nach der Erzählung Homers der Held in nicht mehr als einer kleinen Tagreise sie zurücklegte. Die andere Straße in das westliche Weltmeer führt zwischen Scylla und Charybdis, d. h. zwischen Italien und Sicilien dahin. Das fabelhafte Alterthum und Homer kannte noch einen dritten Weg, der nördlich von Italien hinüberführte, — Italien dachte man sich als eine Insel — den die Argonauten auf ihrer Fahrt gemacht, und den auch Odysseus in entgegengesetzter Richtung, vom westlichen Weltmeere über Ogygia zurückkehrend, durchsegelte. Demnach finden wir, daß sich Homer unter Sicilien eine Insel vorstellte, die in ganz gerader Richtung von Norden nach Süden herabreiche, ein längliches Dreieck, dessen längster Schenkel vom Westmeere bespült und von den Cyclopen, Giganten und Lästrigonen, dessen kürzere, nach Osten gerichtete Seite aber von den Sikulern, Sikanern und Phäaken* bewohnt werde.

Gerade der Küste des Cyclopenlandes gegenüber lag die Ziegeninsel,

---

* Nämlich die frühere Heimath der Phäaken, ehe sie nach Scheria gewandert; sie waren in der Nachbarschaft der gewaltthätigen Cyclopen und wanderten wegen eben dieser gefährlichen Nachbarschaft nach Scheria aus.
S. Hom. Od. VI. 4—8.

die uns Homer so reizend beschreibt. Od. IX. 116 ꝛc. In südlicher Richtung unter der Ziegeninsel, westlich von der äußersten Spitze Siciliens liegt Aeolia, die Wohnung des Windkönigs Aeolus. Wie Aeolia südlich, so liegt Trinakria, wo die Heerden des Sonnengottes weideten, nördlich von Sicilien; denn man muß, — unbeachtet des Alterthums, das Sicilien selbst den Namen Trinakria gab, wegen seiner drei Vorgebirge — dieses Eiland als für sich bestehend und mit Sicilien nicht zusammenhängend betrachten. Dadurch, daß noch eine Insel gerade zwischen Sicilien und Italien liegt, ergeben sich zwei Wasserstraßen, die vom Ostmeer in das Westmeer führen, eine unterhalb Trinakria durch die Irrfelsen, durch welche die von der Unterwelt zurückkehrenden Argonauten fuhren, und eine andere oberhalb Trinakria, die Straße der Scylla und Charybdis, welche Odysseus zweimal passirte.

So viel schien uns nöthig zu seyn, von der homerischen Geographie vorausschicken zu müssen, um der Erzählung des Odysseus folgen zu können. Wir verließen ihn auf seiner Fahrt vom Lande der Lotus-Esser in nördlicher Richtung nach dem Lande der Cyclopen; vorerst landete er mit seinen zwölf Schiffen auf der lieblichen Ziegeninsel, von wo er nach reichlichem Mahle und erquicklicher Nachtruhe mit einigen seiner Gefährten nach dem gegenüber liegenden Gestade, dessen wallenden Rauch man sah und das Blöken der Heerden vernahm, zu erforschen auszog. Er fand das Land der Cyclopen und bestand daselbst die Abenteuer, die im neunten Gesang enthalten sind, der daher den Namen des Cyclopengesanges, Kyclopeia, erhielt.

Das Volk der Cyclopen wird als ein den Göttern trotzendes, wildes Volk von außerordentlicher Körpergröße und Kraft geschildert, das ein ungeselliges Hirtenleben führt; wie schon der Name andeutet, hat jeder nur ein einziges rundes Auge.

Odysseus war mit seinen Gefährten in die Höhle eines dieser Ungeheuer, Namens Polyphem, dem Sohne Poseidons, gedrungen, um dort seine Heimkehr von der Weide zu erwarten und seine persönliche Bekanntschaft zu machen; aber diese Neugierde mußte sein Gefolge, und fast auch er, mit dem Leben büßen, denn kaum war das Ungethüm mit seinen Schafen und Widdern in der Höhle, als es mit einem Felsblock, den 20 Lastwagen nicht

hätten von der Stelle bringen können, den Ausgang der Höhle verrammte und nun beim angefachten Feuer die Gäste erkannte. Kein Flehen half; zwei wurden gleich ergriffen, auf den Boden geschmettert, und schneller als ein Usbandi mit seiner Taube fertig wird, zum Abendbrod hinabgeschlungen. Morgens darauf ward dieselbe Dosis als Frühstück wiederholt, auf die Weide hinausgetrieben, die Höhle wieder versperrt und den Gefangenen Zeit gelassen, den Tag über auf Rettung zu denken, wenn sie nicht wollten gespeiset werden. Es ward der Stamm eines Oelbaumes, den der Cyclope sich zur Keule bestimmt hatte, und der so ziemlich die Höhe und den Umfang eines Mastbaumes hatte, zugespitzt und verborgen unter dem Laube; als der ungastliche Wirth heimkam, bewirthete ihn Odysseus mit einer Schale alten, köstlichen Weins, den er mitgenommen hatte; das mundete dem Ungethüm, und nachdem es in der Dummheit und viehischen Gier den ganzen Vorrath des starken, betäubenden Weines gesoffen, war es so gut bei Laune, daß es dem Odysseus, der sich ihm aber Udeis, d. h. Niemand, genannt hatte, für seine Labung die Vergünstigung gab, zuletzt gespeiset zu werden. Unter diesen gnädigen Gesinnungen ward es vom Rausche und Schlafe überwältigt, und die Gelegenheit zur Rettung kam; der gespitzte Oelbaum ward hervorgeholt und von fünf Männern in die Höhlung des Cyclopenauges gebohrt. Vergebens tobte der Erwachte, Geblendete; vergebens tappte und tastete er in der Höhle umher, um die Fremdlinge zu zerschmettern; vergebens rief er mit schrecklichem Gebrülle seine entfernt wohnenden Genossen, die zwar herbeikamen und fragten, was ihm zugestoßen sei, wer ihm was gethan habe; aber auf die Antwort: „Niemand tödtet mich, Freunde, durch Arglist rc.“ lachend weiter gingen und ihn an seinen Vater Poseidon verwiesen. Aber noch nicht war alle Gefahr bestanden, denn als die Stunde des Melkens anbrach, schob das Ungethüm den Felsen von dem Eingange weg und setzte sich davor um die Fremdlinge gleich ergreifen zu können, wenn sie entfliehen wollten. Odysseus List wußte auch diese Gefahr zu überwinden, er band je drei tüchtige Hammel zusammen, unter den mittlern hängte sich immer einer seiner Gefährten; er selbst wählte sich den größten und stärksten Hammel und klammerte sich unter dessen Bauch in der dichten Wolle fest und so entrann er und der Rest seiner Freunde, hinausgetragen von den auf die Heerde ziehenden Widdern. Eine gewisse scherzhafte Laune ist bei dieser

anmuthigen Erzählung Homers nicht zu verkennen, sie liegt in der Uebertreibung, in der Brutalität und Dummheit des Ungethüms und in der List des Odysseus, und warum sollte Homer nicht auch hie und da sein Späßchen machen dürfen, da er ja auch hie und da ein Schläfchen machen darf? Uebrigens wurden die Cyclopen auch von andern Dichtern des Alterthums zu komischem Zwecke dargestellt, und schon Theokrit schildert seinen Polyphem als verliebten Einfaltspinsel.

Homer scheint in Betreff der Cyclopen mit andern Sagen und Dichtungen des Alterthums in naturhistorischem Widerspruch zu seyn; jener macht sie zu Neptunisten, dieser zu Vulkanisten, d. h. Homer läßt seinen Cyclopen vom Meeresgott entsprungen seyn und versetzt ihn an das Vorgebirge Lilybäum, und das spätere Alterthum weiset seinen Cyclopen die Schluchten und den Krater des Aetna am entgegengesetzten Ende Siciliens an und macht sie zu Schmiedegehülfen des Feuergottes. Doch alle Begriffe von Cyclopen kommen darin zusammen, daß sie, gleich den Giganten und Titanen, ein den Göttern und Menschen feindliches Geschlecht sind.

Vorliegende Composition, die durch einen Irrthum auf Od. II. 109 verwiesen ist, statt auf Od. IX. V. 361, oder auf 369 und 370, stellt den Moment dar, wie das Ungethüm sich betrinkt, oder vielleicht den Moment, wo er dem um Schonung flehenden Mundschenk antwortet:

> Niemand den verzehr' ich zuletzt nach seinen Genossen;
> Alle die andern zuvor, das soll dein gastlich Geschenk seyn.

Die Lästrigonen.

Zwischen die Begebenheiten des Odysseus mit dem Cyclopen und seinem Aufenthalt im Lande der Lästrigonen drängt sich noch ein wichtiger und nicht zu übergehender Moment.

Nach kurzer Fahrt war er auf der Insel Aeolia, dem Sitze des Aeolus, Königs der Winde, angelangt und von demselben gastfreundlich empfangen und bewirthet worden. Zum Gastgeschenke erhielt er günstigen Fahrwind, der ihn gen Ithaka geleiten sollte, und den conträren Wind in einen Schlauch





gebannt mit auf die Heimkehr; aber im Angesichte der Heimath will das Verhängniß, daß die Thorheit und Habsucht seiner Gefährten, daß sie heimlich den Schlauch, der den Ostwind fesselte, öffneten, wähnend, es wären Schätze: so wurden sie denselben Weg, den sie bei günstigem Westwind gemacht, vom Ostwind wieder zurückgeworfen vor die Oeffnung des westlichen Schreckensmeeres, das sie nun ohne Erbarmen beschiffen mußten, denn Aeolus hatte den Flehenden die Wiederholung seiner Wohlthat verweigert. Sie schifften an der fabelhaften westlichen Küste Siciliens in nördlicher Richtung hinauf und kamen in das Land der Lästrigonen, die ebenfalls Sicilien bewohnten. Auch diese sind Menschenfresser und von ungeheuerer Größe; Odysseus entkam dieser Gefahr kaum und mit Verlust einiger seiner Gefährten.

Von diesen Lästrigonen erzählt Homer als Merkwürdigkeit:

— — — — — — — — dort, wo dem Hirten
Ruft eintreibend der Hirt, und der austreibend ihn höret,
Und wo ein Mann schlaflos zwiefältigen Lohn sich erwürbe,
Diesen als Rinderhirt, und jenen als Hüter der Schafe;
Denn nicht weit sind die Triften der Nacht und des Tages entfernet.
Od. X. 82.

Die Stadt der Lästrigonen, Telepylus, liegt nämlich dem Eingang in den Hades gerade gegenüber, wo die Sonne niedergeht, ist sehr hoch gelegen und steht also dicht vor dem Lichtglanze des untertauchenden Helios. Nun aber verschwindet auf hohen Bergen des Nachts die Sonne nur auf kurze Zeit aus dem Gesichtskreise, und kaum ist im Westen die Abendröthe verschwunden, zeigt sich im Osten Eos schon wieder. So nahe sind also hier die Wege der Nacht und des Tages, daß ein schlafloser Hirte sich doppelten Lohn verdienen könnte.

III.

Landschaftliches und Archäologisches

zu Virgils Aeneide,

von

Dr. K. L. Schmidt.

Agrigentum. Girgenti.

(Nachtrag zum 7. Heft.)

Diese alte, berühmte Stadt, von den Griechen Akragas genannt, ist eine Kolonie von der alten dorischen Stadt Gela, und reicht bis in das Jahr 578 v. Chr. zurück. Bald aber verdrängte der römische Name Agrigentum den griechischen, und mit der Ueberhandnahme der Macht, des Reichthums, des Luxus verschwanden auch immer mehr dorisch-griechische Sitten und Sprache. Wohlstand jedoch führt Uebermuth und Ueppigkeit, diese aber nicht selten Knechtschaft mit sich. Wer kennt z. B. nicht den grausamen Tyrannen Phalaris mit seinem großen ehernen Stier, in dessen glühendem Bauche die unglücklichen Opfer seiner Wuth unter entsetzlichen Qualen ihr Leben lassen mußten, während der Wüthrich sich an dem Geschrei der Sterbenden ergötzte, wenn es aus dem hohlen Leibe tönend dem Brüllen eines Stieres ähnlich war.

Agrigent hatte zur Zeit seiner höchsten Blüthe 20,000 Bürger, 200,000 freie Einwohner, und die Zahl der Sklaven erhob die gesammte Einwohnerzahl auf 800,000. Das Wohlleben und der Reichthum seiner Bürger wurde vom Alterthum bestaunt, und Empedocles sagt von seinen Mitbürgern: „Die Agrigentiner thun sich gütlich, als ob sie morgen sterben wollten, und bauen Paläste und Tempel, als ob sie ewig leben sollten."

Aber im Jahre 403 sollte Agrigent dasselbe Schicksal, wie drei Jahre früher die benachbarten Städte Selinunt und Himera, erdulden. Die Karthager nährten stolze Hoffnung von der Eroberung Siciliens, und sandten





ein zahlreiches Heer unter dem greisen Feldherrn Hannibal (natürlich einem früheren als jener große Hannibal) und dem jüngeren Hamilcon, welche die auf ihre eigene Macht und auf die Zahl ihrer Bundesgenossen trotzende Stadt von der Landseite einschlossen und belagerten. Allein die schon an sich volkreiche und noch durch viele Hülfstruppen angefüllte Stadt war bald von Lebensmitteln entblößet, und die ganze Einwohnerschaft verließ in einer Nacht klagend ihre stolze und herrliche Stadt; der Feind zerstörte sie. Die flüchtigen Agrigentiner erreichten sicher Gela, und bezogen später von da aus die von den Syrakusanern ihnen eingeräumte Stadt Leontium.

Als Timoleon, der Korinthier, Sicilien von seinen Tyrannen und den Karthagern gesäubert hatte, siedelte sich eine neue Einwohnerschaft hier an, erreichte aber nicht mehr die Bedeutsamkeit der älteren Stadt, erhielt sich jedoch in den Stürmen der punischen Kriege, ward 825 nach Christus von den Sarazenen und 1086 vom Grafen Roger dem Normannen erobert.

Keine Stelle der alten Welt ist so reich von Resten altgriechischer Größe besäet, wie der Boden Agrigents; namentlich findet man, außer in Selinunt und Pästum, nur hier noch Spuren altdorischer Bauart.

Gegenwärtiges Bildchen stellt die Ruinen des Tempels der Juno dar; er hatte 34 Säulen, von denen auf jeder Façade 6, auf beiden Seiten, die Eckfäulen mitgerechnet, 13 waren. Die Schäfte entbehren des Fußes, sind kanelirt, Kapitäle und Architrav sind von der größten Einfachheit. Wie die Trümmer von Selinunt und Pästum, zeichnen sich diese Bauten durch ihre ungemein großartigen und massigten Verhältnisse, dem Merkmale des dorischen Styles, aus; wie jene, scheinen sie mehr durch die Gewalt der Natur, durch Erdbeben, als durch Menschenhand oder die Dauer der Zeit zerstört worden zu seyn. Im Jahre 1788 ließ der König von Neapel einen Theil dieser majestätischen Tempelbauten restauriren.

„Siegend lächelt sie jetzt,“ sagt ein Reisender in jenen Gegenden, „diese immer junge Natur unter den Trümmern der stolzen, gegen sie ohnmächtigen Kunst. Mitten unter dem Steinhaufen entgrünet dem Boden ein Hain von Feigen- und Mandelbäumen &c.“

Das Forum Romanum und das Campo Vaccino, oder das römische Forum wie es war und jetzt ist.

Nicht selten liegt im Laufe der Welt und der Dinge eine gewisse Ironie, die man mit vollem Rechte „Witz des Zufalls" nennen kann.

Das römische Forum, wo sonst das Schicksal der Welt berathen und entschieden worden, ist jetzt eine Viehweide; von wo aus die Völker dreier Welttheile geleitet worden, da treibt der zerlumpte Hirt seine magern Kühe.

Und was Virgil von Roms Vorzeit sang, das wurden prophetische Worte für Roms Zukunft:

— — — — rings weidende, brüllende Heerden
Wo das romanische Forum nun ist und die stolzen Karinen.
Aen. VIII. 360.

Rom lebt nur in der Vergangenheit, die Gegenwart hat dieser Stadt nichts zu bieten als Ruinen; denn eine Hälfte der Einwohner lebt nur von den Trümmern* der Vergangenheit, während die andere Hälfte — seltsam genug! — einen ausschließenden Handel mit dem zukünftigen Leben treibt.

Da also das Interesse, das sich an diesen klassischen Boden knüpft, mehr der Vergangenheit als der Gegenwart zukommt, so möchte es manchem der geneigten Leser nicht unerwünscht seyn, vorher einen kurzen, gedrängten und allgemeinen Ueberblick der Geschichte dieser merkwürdigen Stadt zu vernehmen, ehe eine Beschreibung der einzelnen Theile und Ruinen vorgenommen würde.

Rom war zweimal der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten; Rom war zweimal die Herrscherin der Welt, im heidnischen Alterthum und im christlichen Mittelalter, dort gebot Rom über die materiellen Güter der Menschheit, hier über die geistigen. Aber noch in anderer Beziehung ist die Geschichte Roms einzig und eigenthümlich; denn sie ist dreifach: Geschichte

* Die Schiffe, welche Lebensmittel und Luxusartikel nach Rom bringen, haben auf ihrem Rückwege keine andere Ladung als Lumpen und Pozzolanerde, d. h. vulkanischen Boden.





der Entstehung, Geschichte der Zerstörung und Geschichte der Restauration gehen neben einander.

1. Das älteste Rom, d. h. zur Zeit der Könige, daher das königliche Rom genannt, war auf der Höhe des Palatinus; die Thäler zwischen diesem Hügel und dem benachbarten Aventinus waren von kleinen Teichen und Seen angefüllt; später bekamen sie durch Kloaken ihren Abfluß in die Tiber. Zwischen dem Aventin und dem Cälius war eine kleinere Vertiefung und eine lange Zunge zog sich zwischen beiden herab, die Straße Velia.

Die erste Erweiterung der alten palatinischen Stadt besteht in dem Pomörium des Romulus, ein Bezirk außerhalb der alten Ringmauern, wodurch die Stadt so erweitert wurde, daß der ganze Fuß des Berges Palatin und außerdem noch die Straße Velia und das Thal des Colosseums eingeschlossen war.

Bis jetzt waren zwei getrennte und von verschiedenen Völkern bewohnte Städte auf diesem Boden: eine latinische oder römische und eine sabinische; jene bekanntlich auf dem Palatin, diese auf dem Aventin.

Als Ueberreste aus den Zeiten der Könige Roms sind bemerkenswerth: Die Aufmauerung des Tiberufers, und besonders die Cloaca maxima, von Torquinius Priskus vor 578 vor Chr. gebaut. Dieses Riesenwerk, welches auch die Prachtwerke der stolzen Cäsarenzeit an Großartigkeit übertrifft, und welchem, auch nachdem die republikanische Zeit viele andere Abzug-Kanäle ähnlicher Art beigefügt, immer noch mit Recht der Beiname des „größten“ blieb! Der Zweck dieses Riesenwerkes war, die unterirdischen Quellen in den Vertiefungen zwischen den Hügeln aufzufassen und die stehenden Wasser und Moräste abzuleiten. Sachkundige nehmen an, daß die Substruktionen dieses Werkes 40 Fuß tief unter dem Pflaster des alten Roms liegen müssen, um während dem Laufe zweier Jahrtausende so ungeheuere Lasten tragen zu können. Dieses Werk ist überdies noch das älteste Denkmal des Bogenschnittes, also ungefähr 250 Jahre vor Alexanders des Großen Zeiten, als in Griechenland zuerst auf Bogen gebaut wurde.

2. Das republikanische Rom. Bei der Zerstörung Roms durch die Gallier 389 vor Chr. blieb nur das Kapitol und einige Häuser auf dem Palatin verschont; es beginnt also für die Stadt-Geschichte Roms hier eine neue Epoche. In dem schnellen Wiederaufbau der Stadt zeigt sich eine

bewundernswürdige Kraft der Römer, die durch das Unglück nicht gebeugt und gebrochen werden konnte — Rom sollte nicht in Trümmer versinken, bevor es die Welt unterworfen. Großartige öffentliche und bürgerliche Gebäude wurden aufgeführt, aber Straßen und Häuser wurden ohne Regel und ohne bestimmte, vorgeschriebene Bauflucht angelegt, und so blieb Rom bis auf Nero's Zeit eine willkürlich,- bald gedrängt, bald weit unter einander geworfene Häusermasse. Bald war Rom wieder erstarkt und die Triumphe über die benachbarten Völker riefen eine Menge herrliche öffentliche Gebäude hervor, besonders die große Wasserleitung und eine Heerstraße. Rom beherrschte damals noch eine Strecke Landes, und doch unternahm es Werke, deren Großartigkeit und Anlage für das Bedürfniß einer ewigen Stadt, einer Weltbeherrscherin, berechnet zu seyn schien. Berge wurden geebnet oder durchbohrt, Brücken und Straßen sprangen von einem Bergesgipfel über Schluchten und Thäler auf den andern hinüber, und kolossale Bögen trugen die Quellen über Höhen und Thäler. Nach Karthago's, Griechenlands und Asiens Besiegung werden die Tempel herrlicher, das Holz muß dem Marmor und dem Erze weichen; Basiliken, d. h. Gerichtshallen von griechischer Herrlichkeit erstehen neben den altrömischen, niedern und plumpen Janustempeln; aber auch Bürger Roms führten Gebäude auf, die Könige beschämten; einer überbot den andern an Pracht und Aufwand; Pompejus und Cäsar wetteiferten nicht nur mit Triumphen, sondern auch mit prachtvollen Palästen, weitläufigen kostbaren Anlagen und Theatern zur Belustigung des Volkes. Für den eiligen Genuß der Gegenwart führt Scaurus ein Theater auf, dessen Pracht, Größe und Kostbarkeit für Jahrhunderte bestimmt zu seyn schien; es faßte achtzigtausend Zuschauer; Marmor, Kristall und Gold wetteiferten; 360 steinerne und 3000 eherne Bildsäulen schmückten das Gebäude, welches doch nach der Feier eines e i n z i g e n Festes wieder abgebrochen wurde. Der Aufwand an Gemälden, Teppichen und Gewändern allein überstieg die Summe von drei Millionen Thalern; was mag erst das Theater selbst gekostet haben!

(Die Fortsetzung der Stadtgeschichte Roms folgt im nächsten Hefte.)



FORUM ROMANUM

([illegible])

Aen. Lib. VIII. 361



Das erste der vorliegenden Bildchen, gewiß eines der gelungensten und schönsten, stellt das römische Forum dar, wie es war, nach der Projektion und Hypothese des englischen Architekten Cockerell.

Die Ansicht des Forums ist hier von Osten nach Westen, und wir erblicken hier den nach Osten sehenden Theil des kapitolinischen Hügels.

Vom Vorgrunde rechts zieht sich der heilige Weg, Via sacra, wo Romulus mit dem Sabinerkönig Tatius soll Frieden geschlossen haben, von einem Triumphbogen zum andern; der im Vordergrunde ist der, den Titus bei seinem Triumphe über Judäa und nach der Zerstörung Jerusalems, 70 Jahre nach Chr. errichtete; der andere, als westliche Begränzung der Via sacra, ist der Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus. Im Hintergrunde ragen die Höhen des kapitolinischen Berges selbst hervor; rechts das Kapitol mit dem Tempel des Jupiter Tonans, links der tarpeische Fels oder die Arx mit mehren Tempeln, worunter jener der Juno Moneta, wo die römischen Münzen geprägt wurden. In der Mitte beider Höhen liegt das Intermontium, d. h. das Thal, wo das Asyl war; hier sieht man auch den Tempel der Concordia, den Camillus, als das Volk sich nach heftigem Zwiste mit den Patriziern wieder ausgesehnt hatte, erbauen ließ. In diesen Tempel hatte auch Cicero den Senat berufen, um das Urtheil über Katilina's Mitverschworene zu fällen. Hier sieht man ferner auch die Tempel der Sonne und des Mondes, des Friedens, dann den Tempel, wo ehemals die geraubten Sabinerinnen, die nun ihre Männer lieb gewonnen hatten, sich friedestiftend zwischen die kämpfenden Römer und Sabiner geworfen hatten: der Tempel heißt daher Templum Jovis statoris, Tempel des hemmenden Jupiters; den Tempel Kaisers Marcus Antonius und seiner lasterhaften Gattin Faustina, der am meisten bekannt ist unter dem Namen Faustinentempel, den der knechtische Senat nach ihrem Tode erbaute und derselben göttliche Ehren und die Attribute der Juno, Venus und Ceres gab. Gegen den Vordergrund hin ist auch das Gebäude der Comitien zu suchen.

Es ist jedoch schwer oder unmöglich, auf dieser hypothesischen Zeichnung alle jene Tempel und niederen Gebäude zu erkennen, deren Trümmer jetzt nur noch einzeln aus dem Schutte hervorragen, und von denen sich nicht einmal getreue und deutliche Bilder und Vorstellungen auf uns vererben

ließen. Man muß sich daher mit dem Total-Anblick, den diese mehr geschmackvolle als zuverläßige und wahre Komposition darbietet, begnügen. Leider geben uns die Ruinen der alten Herrlichkeit Roms mehr Stoff zu Betrachtungen, und so wollen wir denn das heutige Forum Romanum, das Kuhfeld, besuchen. Wie die Ansicht Cockerells vom restaurirten Forum von Osten nach Westen aufgenommen ist, so sehen wir dasselbe hier von Westen nach Osten, d. h. vom kapitolinischen Berge herab.

Auch hier geben uns die beiden Triumphbogen von Septimius Severus und Titus einen Anhaltspunkt, um uns zu orientiren; denn wir wissen, daß beide die heilige Straße begränzen, welche ihrerseits den nördlichen Theil des Forums begränzt. Im Vordergrunde links sehen wir nämlich den erstern; hinter der den Mittelgrund zierenden Säule des Kaisers Phocas ist der andere, der des Titus, sichtbar. Auf dem letztern ist noch jetzt der Jordanfluß, der Leuchter aus dem Tempel zu Jerusalem und die Schaubrode, im Triumph getragen, vorgestellt zu sehen. Im Hintergrunde rechts vom Titusbogen war der Cäsarenpalast, links sieht man das Colosseum oder das Amphitheater des Vespasianus, eine der größten Ruinen der Welt, wahrhaft ewige Trümmer, die so lange dauern zu wollen scheinen, als der Name Rom's, oder dereinst die Stelle, wo Rom gestanden, als letzter Rest zu bezeichnen bestimmt zu seyn scheint.

Weiter links nach dem Vorgrunde hin ist das Gemäuer des goldenen Palastes, von Nero gebaut, aber schon seit Vespasians Zeit eine Ruine; dieses Riesengebäude nahm mehrere Stadtregionen ein, und nöthigte die Bürger Roms in den Vorstädten ihre Wohnung zu suchen. Daher sagt ein Schriftsteller jener Zeit, Nero habe Rom zu einem Hause gemacht. Da, wo jetzt die herrlichen Ruinen des Colosseums stehen, war der Fischteich des goldenen Kaiserpalastes. Rechts von der schönen Säule des Kaisers Phocas nach dem Hintergrunde hin sieht man eine Gruppe von drei Säulen, die noch vom Tempel des Jupiter Stator übrig sind; ganz im Vorgrund rechts — als schon zum kapitolinischen Vorgrund gehörend — sind die Trümmer und korinthischen Säulenknäufe und Schäfte des kapitolinischen Jupitertempels; hinter denselben die Reste des Fortunentempels.

I.

Erinnerungen in Bildern.

Schloß Penicière.

von

Wilhelm von Chézy.

In der alterthümlichen Halle des Schlosses lärmte das ländliche Fest; bei dem schrillenden, klingenden Klang einfacher Melodien drehten sich die jungen Paare im Wirbeltanz, während die bejahrten Männer fleißig dem Becher zusprachen. Chalopin, der reiche Pächter, hatte seine Wiesen gemäht, und bewirthete nun seine Nachbarn, die — nach der Vendeer altem Herkommen — ihm hülfreiche Hand geleistet; den heißen Tag der Arbeit lohnte das erquickende Gelag, und die Ermattung floh vor dem Rauschen der Musik, vor dem Klang der oft zusammengestoßenen Gläser. Doch wie auch die Gäste sprangen und jubelten, zechten und jauchzten, viele Brauen waren dennoch ernst niedergezogen, und über Aller Freude schwebte ein Duft trüber Ahnung, wie oft den heitern Himmel eines Sommertags ein nahendes Gewitter umschleiert; und selbst der Wirth versank oft, von seiner krampfhaften Lustigkeit verlassen, in tiefes Sinnen, aus dem ihn dann immer erst irgend ein Zuruf,

ein neckendes Wort, ein bedeutsamer Wink gewaltsam wecken mußten. „Was sinnt Ihr, Vater Chalopin?“ fragte in einem solchen Augenblick die sanfte Stimme eines freundlichen, runden Weibes; der Pächter ergriff die Hand der Fragerin, deutete gegen die tanzende Jugend hin, und entgegnete: „Seht, liebe Base Louison, wie munter und unbesorgt meine Nicaise sich mit Eurer schönen Margot im Reigen dreht . . .“ „Und das betrübt Euch“, unterbrach ihn Louison; „ich wähnte, der Anblick sollte Euer altes Herz erfrischen. Oder reut es Euch, daß Ihr dem Pärchen Euren Segen gegeben? Seid Ihr andern Sinnes, als damals, da Ihr sagtet, Euer Haus entbehre der Mutter, solle aber nicht lange mehr der Tochter ermangeln?“ — Der Greis schüttelte das Haupt: „Ihr versteht mich wohl“, sagte er, „Ihr wißt recht gut, daß Euren künftigen Eidam das Loos unter die Blauen ruft.“ — „Muß er denn folgen?“ rief heftig die Frau; „bei allen Heiligen! es gibt heut zu Tage doch Mittel und Wege genug, durch welche ein braver Bursch solcher Schmach entrinnen mag.“ — „Still, still“, flüsterte Chalopin; „ich habe vergeblich dem bösen Buben gesagt: nimm die Flinte, welche dein Großvater einst vor dem Bilde der Mutter Gottes im Stift der heiligen Jungfrauen dem Kampfe für Altar und Thron weihte, und suche eine Zuflucht bei den Chouans! Er gehorcht nicht, und ich muß fürchten, daß er, obschon als ein Christ erzogen, im Herzen ein Pataud ist.“ — „Schlimm genug“, versetzte achselzuckend Louison; „aber er mag sich vorsehen, denn wenn er ein Ketzer wird, so ist es aus zwischen Muhme und Vetter, das mögt Ihr sicherlich glauben.“ — In diesem Augenblick unterbrach der Eintritt unerwarteter Gäste Gespräch und Tanz. Unter der Pforte erschien eine Schaar Bewaffneter, deren Führer, ein wildblickender Waidmann von kräftiger Gestalt, mit gerunzelter Stirn das Fest betrachtete, des Hausherrn Gruß nur lässig erwiederte, und in barschem Tone ausrief: „Beim heiligen Ludwig! Jetzt ist es Zeit zu solchen Thorheiten.“ — „Wir feiern eine Géronée nach altem Brauch“, sprach Chalopin darauf, „und Ihr, Herr Diot, sammt den Euren, seyd willkommene Gäste.“ — „Ich will's hoffen“, brummte der Jäger, indem er mit seinen Begleitern die Waffen ablegte, sich auf eine Bank niederließ und, ringsumherblickend, fortfuhr: „Ich kenne diesen Saal aus der Zeit, da Penicière noch der Sitz eines Edelmanns war. Wo jetzt feige Bauern beim Klange des Dudelsacks ihr Gewissen betäuben, da sah ich, ein Knabe noch, wackere Männer sich die

Hände zum Bund auf Leben und Tod reichen. . .“ Die Gäste sahen den Sprecher halb verwundert, halb mißtrauisch an; er aber fuhr mit der breiten Hand über die Stirn, und sagte, wie für sich: „Pah, es gibt noch wackere Herzen in der Vendee, wenn sie auch meist unter Lumpen schlagen“; dann rief er laut: „Wein her! Wer thut mir Bescheid? Heinrich der Fünfte!“ — Alle Gläser hoben sich zum Gruß, Vater Chalopin leerte auf einen Zug einen vollen Humpen, so daß ihm plötzlich das Blut zu Gesicht schoß, und zufrieden setzte auch der Jäger das Glas an, als er in der fernsten Ecke Nicaise's wahrnahm, der antheillos mit gekreuzten Armen dem Auftritt zusah; da stampfte er den Becher auf die Tafel, und rief laut: „Bei Gottes Blut, was soll mir das? Bin ich unter Verräthern? Heda, Bursch, tritt näher. Hast du nicht gehört, daß auf deines Königs und Herrn Wohl getrunken wird? Willst du nicht Bescheid thun?“ — „Warum nicht?“ versetzte Nicaise mit ruhigem Lächeln, nahm ein Glas und leerte es mit einem „Es lebe der König!“ — Der Jäger schüttelte den Kopf, und murrte eine wilde Drohung. Da klopfte es draußen am Thor, laut und stürmisch. „Oho“, sagte Nicaise, „haben wir uns mit unserer Fröhlichkeit eingesperrt?“ — „Ich hab' es so befohlen“, versetzte Diot. — „So, so, Ihr, Herr Stofflet?“ sprach wieder der junge Mensch, worauf ihn sein Vater, warnend und verweisend zugleich, in die Seite stieß; der Waidmann aber lächelte zuversichtlich, und sagte: „Der Spott dieses Milchbartes tönt mir wie eine Weissagung. Stofflet war Wildhüter des Herrn von Colbert-Maleuvrier, nicht mehr, nicht minder, so gut wie ich; ich kann auch noch General werden, und will es, nicht mehr, nicht minder, so gut wie er.“ — „Gott gebe Euch seinen Segen dazu“, rief der Pächter, „und viele wackere Streiter, wie da etliche zu uns kommen.“ — Diot betrachtete stumm und achselzuckend die neuen Gäste, die mit barschem Gruß eintraten. Chalopin selbst sah mit schlecht verhehltem Mißtrauen der Ankömmlinge bleiche, verwilderte Gesichter, zerlumpte Kleidung und räuberartige Bewaffnung. Dem Führer der Bande blieben seines Wirthes Gedanken nicht verborgen; er stapfte klirrend seine Muskete auf den Boden, und rief: „Nicht wahr, jetzt kannst du mir Wein und Kuchen vorsetzen, alter Heuchler. Sonst warfst du dem armen Jaquet mit verächtlicher Miene ein Stück trockenen Brodes zu, wenn er vor deiner Thüre das Cargnion bettelte.“ — „Noch kein Bittender ging unbegabt von

meiner Schwelle", unterbrach ihn der Pächter; "weder du, noch ein anderer." — "Gut, gut, alter Ketzer, ich kenne deine Schliche. Thu' mir Bescheid: Heinrich der Fünfte!" — Chalopin leerte wieder einen Humpen, und der Andere fuhr fort: "Ich traue dir nicht über den Weg. Du würdest dich allenfalls nicht entblöden, den ehrwürdigen Pfarrer von Saint-Georges den Blauen zu überantworten, wie Judas den Herrn." — "Warum nicht?" lallte der Alte in trunkenem Muthe, "für dreißig Silberlinge geb' ich seinen Kopf." — "Dummes Geschwätz", fuhr Diot dazwischen; "laßt die müssigen Reden unterwegs." Chalopin aber wandte sich zu der zornrothen Base, und flüsterte: "Ich habe ihn im Holzschnitt", worauf er, die Ellenbogen auf die Tafel gestemmt, das weinschwere Haupt neigte und entschlummerte. Den Schläfer betrachtete der Chouan mit Blicken des Hasses und mit Gedanken der Raubgier; — Jaquet war ein Weber von Chollet, einer jener Elenden, welche den Bettelstab für die Waffe des Chouans weggeworfen. Er haßte, wie alle seines Gleichen, den betriebsamen Bürger und den vorsichtigen Landbebauer, und vor allen den wackern Chalopin, der, auf höherer Stufe der Einsicht stehend, als viele seiner Standesgenossen, wegen seiner Ruhe für den Feind einer Sache galt, die ihn nicht mit Begeisterung erfüllte, wenn er sie auch für gut hielt. — "Er hat sich in meine Hand gegeben", sagte Jaquet vor sich hin, "und ich will des Henkers seyn, so ich ihn entrinnen lasse." Darauf rückte er zu den Seinen und wechselte mit ihnen unter dem Lärm des neuerwachenden Festes leis unheimliche Reden.

Und wieder nahten Gäste, vor denen das Thor sich weit öffnete. In den Hof sprengte eine verschleierte Dame, von mehreren Reitern gefolgt, und kaum hatte Diot durch das Fenster sie erblickt, als er aufsprang und mit starker Stimme rief: "Diesem Hause widerfährt Heil. Auf, meine Freunde, eilt mit mir, die Regentin zu begrüßen." Wie von einem elektrischen Schlag getroffen, schnellten die Zecher von ihren Sitzen, verließen die Tänzer den Reigen, und alle strömten hinaus, die Amazone zu sehen.

Die aufgehende Sonne röthete die alterthümlichen Giebel Pencières und in ihrem Strahl blitzten zugleich die Bayonnette der das Schloß umrin-



DER VENDEER



genden Linientruppen und Nationalgarden. „Keine Maus kann entrinnen,“ sagte der Adjutant zu dem commandirenden Major. „Wohl“, entgegnete dieser, „und was antworten die Rebellen auf unsere Aufforderung?“ — „Wir möchten kommen, sagen sie, und uns die Nasen blutig stoßen.“ — — „Potz tausend“, sagte ein Metzger mit Hauptmanns-Epauletten, „ich hoffe nächstens die verdammte Hexe, welche Alles hier in Unordnung bringt, mit einem Stein am Hals in's Wasser werfen zu lassen.“ Der Major zuckte die Achseln: „Gebe Gott“, sprach er, „daß die gute Dame ohne unser Zuthun den Hals breche; denn nichts wäre unangenehmer, als wenn wir sie lebendig fingen.“ Darauf gab er Befehl, daß fünfzig Mann vorrücken und das Thor sprengen sollten. Beim Schall der Trommeln gingen diese Braven unerschrocken auf ihr Ziel los, und waren keine fünfzig Schritte mehr davon entfernt, als aus Schießscharten und Fenstern ein so wohlgeordnetes Feuer sie begrüßte, daß die meisten getödtet oder verwundet wurden, und die übrigen zurückwichen. Die nachrückenden Soldaten stutzten, die Nationalgarden zogen sich außer Schußweite, und die Offiziere hielten Rath, aber nicht lange, denn nachdem der erste Schreck vorüber, verlangten die Krieger mit Ungestüm, ihre gefallenen Kameraden zu rächen, und stürmten auf das Commando in blinder Raserei vorwärts, über die Fallenden hinweg. „Was wären wir für Hasen, wenn wir vor den Jagdflinten dieser Chouans davon liefen?“ so riefen sie ermunternd einander zu, und ein starker Haufe erreichte die Mauer, wo er alsbald eine Bresche zu schlagen sich bemühte, während die Andern die Vertheidiger des Schlosses in Schach hielten.

„Sag' an, mein Knabe, wie viel Vendeer sind in dem Nest?“ wandte sich der Major zu dem jungen Nicaise, der in der Rekrutenmütze neben ihm stand. „Nicht über fünfzig“, entgegnete dieser. — „So sagtest du auch heute Nacht, da du zu uns kamst. Aber nach der hartnäckigen Gegenwehr zu schließen, müssen ihrer mehrere seyn.“ — „So geht hinein und zählt sie selbst, wenn Ihr mir nicht glaubt. Ich aber weiß recht gut, wer und wie viel die waren, welche meinen Vater und Bruder erschlugen, und denen ich mit Mühe nur entrann.“ — „Armer Knabe!“ — „Ja wohl arm, besonders wenn Ihr mir nicht vergönnt, am Kampfe Theil zu nehmen. Was mir an Uebung abgeht, ersetzen Muth und Rachedurst.“

Ein lauter Jubelschrei unterbrach das Gespräch; die Sappeurs hatten ein Loch in die Mauer gestoßen, durch welches ihrer etliche in's Erdgeschoß gedrungen waren, woselbst sie Feuer angelegt. Und eben wirbelte die Flamme lustig empor.

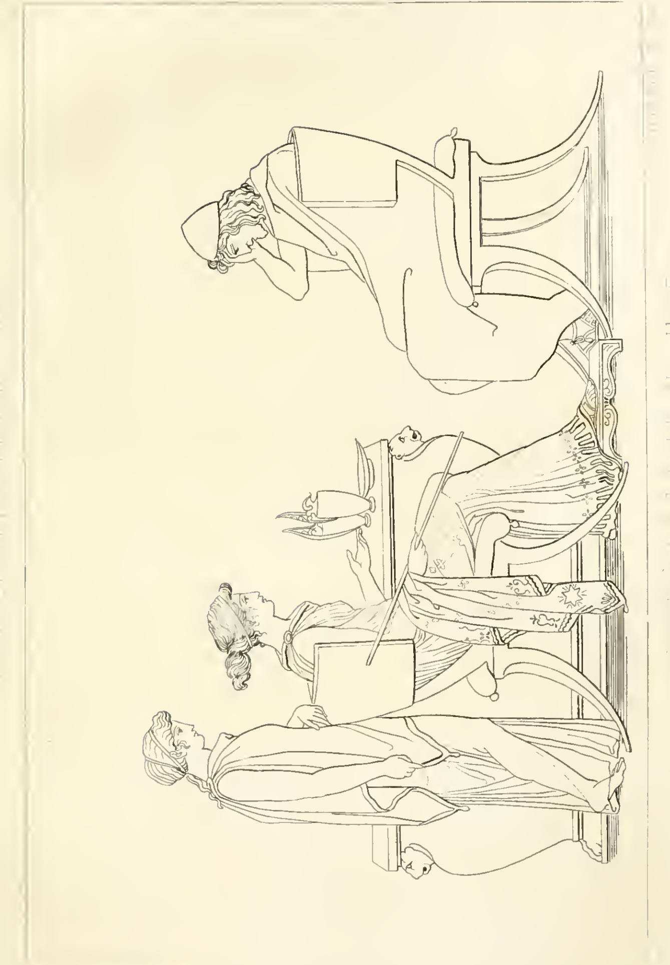
Die Vertheidiger wichen scheu, aber langsam, und machten den eindringenden Soldaten den Raum Schritt vor Schritt streitig. Langsam und vorsichtig kam auch die Nationalgarde näher. „Die Kerls haben Tollkraut im Leib", sagte der Hauptmann; „hört nur, was sie drin für Lärm machen." — „Sie sind verhext", versetzte der Lieutenant, ein Krämer; „nicht wahr, Adlerwirth!" — „Der Teufel ist hier Adlerwirth!" rief der Fähnrich ärgerlich, und die bürgerlichen Krieger lachten, als ob ein Witzwort gefallen wäre.

Unterdessen waren die Vertheidiger in einen Seitenflügel des Gebäudes gedrängt worden, wo sie sich hinter Barricaden wehrten. Diot selbst behauptete, von den Seinen abgeschnitten, eine kleine enge Treppe, von der aus er bereits vier Sappeurs niedergeschossen, worauf er, da er keine Zeit zum Laden mehr hatte, seine Doppelflinte über den Rücken hing, und mit einem alten zweihändigen Schwert, mit dem er sich in der Eile bewaffnet, den Streich eines Beiles parirte; dann stieß er den Stahl seinem Gegner bis an den Griff in die Brust, — die Klinge brach, der zurücktaumelnde Todte riß im Fall seine nächsten Gefährten die steilen Stufen mit sich hinab, und während der dadurch entstandenen Verwirrung entzog sich der kühne Waidmann, obwohl aus mehreren Wunden blutend, den Blicken seiner Feinde.

„Trommelt zum Rückzug", befahl der Major; „wozu sollen wir so viel Leute opfern? Schon sind unserer achtzig todt oder verwundet. Wir wollen die verdammten Chouans hinter ihren Barricaden braten." — Des Befehles froh, gehorchten die Soldaten, und bald schied sie von ihren Feinden die lodernde Flamme, und als die letzten Balken krachend einstürzten, wähnten sie Penicières Vertheidiger unter den Trümmern begraben, und mit den Chouans die Amozone der Vendee. Dem war aber nicht so, denn währenddem die Soldaten sich zurückzogen, hatten die Verfolgten, von denen fast keiner ohne Wunden war, Gelegenheit gefunden, durch ein unbeachtetes Fenster sich in den nahen Wald zu retten.









Die Savoyarden.

Wegen Mangel an Raum wird der Text zu diesem Blatt bei eine passenden Gelegenheit noch in diesem Bande der Bilder-Gallerie nachgeliefert werden.

II.

Homers Odyssee

in Umrissen nach John Flaxman;

mit

Erläuterungen

von

Dr. K. L. Schmidt.

Odysseus bei der Zauberin Kirke (Circe).

Von dem Gestade der Kikonen fliehend, muß Odysseus sich abermals den Fluthen und der Willkühr des den Sterblichen furchtbaren westlichen Gewässers anvertrauen, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, und ohne zu wissen, nach welcher Richtung er getrieben würde:

„Freunde, wir wissen ja nicht, wo Finsterniß, oder wo Licht ist;
„Nicht wo die leuchtende Sonne hinabsinkt unter die Erde,
„Noch wo sie wiederkehrt! ꝛc.“

Od. X. 190.

Noch vor Anbruch des folgenden Tages gelangte jedoch unser kleines Geschwader in der Richtung nach Nordwest an das Gestade Aeaea's, einer von der bösartigen Zauberin und Nymphe bewohnten und beherrschten Insel.

Diese hatte die von Odysseus zum Recognosciren ausgesendete Mannschaft unter dem Scheine freundlicher Aufnahme, mittelst ihrer Zauberkünste,

in borstige Schweine verwandelt, und nur ein Einziger, welcher der Einladung nicht getraut hatte, entkam, um dem Helden Nachricht davon zu geben. Dieser machte sich unverzüglich auf, um die Genossen zu retten; aber er wäre demselben Geschicke entgegen gegangen, hätten ihm nicht die Götter den kräuter- und heilkundigen Hermes mit einem den Zauber vereitelnden Mittel, das Homer Molü nennt, herabgesandt.

Im Besitze dieses Krautes trotzte und widerstand er dem Zauber und der Absicht der boshaften Fee, ihn ebenfalls in ein Schwein zu verwandeln, ergriff und bedrohte die Elende mit dem Schwerte, welche sogleich in ihm den Odysseus erkannte, dessen Ankunft ihr schon früher von Hermes angekündigt worden war. Nachdem unser Held ihr das eidliche Versprechen, keine List, noch Bosheit mehr gegen ihn zu brauchen, und seinen Genossen die menschliche Gestalt wiederzugeben, abgetrotzt und abgenommen hatte, begann ein gastfreundliches, ja ein noch vertrauteres Verhältniß zwischen beide zu treten, von dem sich der geneigte Leser im zehnten Buche der Odyssee selbst unterrichten kann, denn einem Homer ist mehr erlaubt, als uns, und das mit Recht — einem Rechte, um das wir ihn nicht einmal beneiden dürfen.

Genug, Odysseus blieb mit seinen Gefährten ein Jahr lang bei dieser reizenden und gefährlichen Nymphe.

Die nachhomerische Sage erzählt von diesem Liebesabentheuer des Helden mit der Kirke, welches Telegonie heißt, d. h. Feen-Ehe, oder Ehe in der Fremde, daß es einen Sohn, Namens Telegonos, d. h. in Fremde erzeugt, zur Frucht hatte; dieser Telegonos soll später auf Geheiß seiner Mutter ausgegangen seyn, um den Vater zu suchen und in ihre Arme zurück zu bringen; als er aber nach Ithaka gekommen sey, habe er die Insel zerstört und den von seiner Eroberung aus Epirus, d. h. Festland, zurücksegelnden Odysseus im Zweikampfe getödtet, ohne zu wissen, daß er in seinem Gegner den gesuchten Vater bekämpfe.

Wir werden in Homers Heldengedicht von Odysseus Fahrten und Heimkehr so oft romantisch angeweht; und so hat auch gegenwärtiger Gesang von der Zauberin Kirke einen ganz eigenthümlichen, der klassischen Humorlosigkeit und mehr Nüchternheit der Phantasie fremden, romantischen Zug: denn werden wir von dieser Kirke nicht in die romantische, mährchenhafte Feenwelt der germanisch-mittelalterlichen Dichtung versetzt? Sehen wir in dieser

ULYSSE AUX ENFERS



Zauberin und Nymphe Kirke nicht eine Fee Alcina, wie sie Ariosto im rasenden Roland besingt? Zwar findet man in den Schriften des Alterthums sehr häufige Erwähnungen von Zauberinnen, aber immer von sterblichen, die wir in die Klasse unserer Wäscherinnen und Hebammen zählen, nicht aber unter die unsterblichen Nymphen, wie diese Kirke.

Diese Fee sendet nun unsern Helden vorerst nach dem Reiche der Todten, um den Seher Tiresias über die Mittel und Wege der Heimkehr zu befragen.

Odysseus im Reiche der Hades.

Ehe wir die Geschichte unseres Helden in den Gefilden des Hades — Hades ist kein Ortsname, sondern der Name des Beherrschers der Unterwelt — erzählen, möchte es nicht überflüssig seyn, die Begriffe, Orts-Bestimmungen und Sagen der Alten von dem Aufenthalte der Schatten kennen zu lernen.

In einer Stelle der Iliade läßt Homer den Poseidon Folgendes sprechen:

Denn wir sind drei Brüder, die Kronos zeugte mit Rhea:
Zeus, ich selbst und Aïs, der unterirdische König.
Dreifach getheilt ward Alles, und jeder gewann von der Herrschaft;
Mich nun traf's, auf immer das graue Meer zu bewohnen,
Als wir geloset; den Aïs traf das nächtliche Dunkel,
Zeus dann traf der Himmel umher in Aether und Wolken.

Il. XV. 187 2c.

So theilten sich also die Beherrscher der Natur in ihre drei Reiche: Luft, Wasser, Erde.

Aber das Reich des Hades wird gewöhnlich als in der Erde — unter der Erde ist der Tartarus — gedacht, und der Aufenthalt der Verstorbenen wurde nach dem verbreitetsten Glauben in das Innere der Erde gesetzt. Denn wenn der Körper verbrannt war, so nahm die Erde dessen Reste auf. Aber Homer verbindet mit dem Begriffe des Schattenreichs kein „Unten", sondern ein „Jenseits", wie wir Christen es uns denken von dem Aufenthalte der Abgeschiedenen.

Diese Ansicht Homers, die eben so alt wie die andere ist, begründet sich auf den Lauf der Sonne. Wo die Sonne aufgeht, im Osten, ist die Lichtseite der Welt; wo sie untergeht, die Schatten- und Nachtseite. Nun bringe man aber mit Licht Leben und mit Nacht Tod in Verbindung, so wird man diese Ansicht für die poetischere und sinnigere erkennen. Im Westen ist also der Sitz des Todes, und wie dort die Sonne niedertaucht, so wird auch daselbst des Menschen Leben sich neigen, wenn die Sonne zum letzten Male über seinen Scheitel hinweggegangen. Diese Ansicht von einem jenseitigen, und zwar westlichen Aufenthalt der Todten findet man auch bei andern Völkern, z. B. die nordamerikanischen Wilden, wenn einem Berichte des Göttinger historischen Magazins (2ter Bd. 4tes Stück) zu glauben ist, setzen das Land der Seelen weit gegen Abend, und glauben, daß sie mehrere Monde nöthig und viele Schwierigkeiten und Gefahren zu bestehen hätten, um hinüber zu kommen. Desgleichen müßten sie über einen großen Fluß setzen und müßten sich gegen einen Hund vertheidigen rc.

Aehnliche Vorstellungen fand man auch bei einem südamerikanischen Stamme und sogar einst bei den Grönländern. Welche auffallende Aehnlichkeit mit dem griechischen Acheron und Cerberus, dem Höllenhunde!

Odysseus braucht daher die Oberfläche der Erde nicht zu verlassen; sein Lauf geht, vom Nordwest getrieben, an den äußersten Rand der Erde, wo sie vom Flusse Oceanus umgürtet wird.

Die Sonne tauchte endlich nieder und die Pfade wurden schattiger, als sie den Weltfluß Ocean erreichten. Hier landeten sie an den Gestaden der Kimmerier, d. h. der Winterlichen, die nie das Tageslicht zu schauen bekommen, denn

— — — — — — — — nimmer auf jene
Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen,
Nicht wenn empor er steiget zur Bahn des sternigen Himmels,
Noch wenn er wieder zur Erd' hinab vom Himmel sich wendet;
Sondern entsetzliche Nacht umruht die elenden Menschen.

Od. XI. 15 rc.

Hier legte er an und ging nach dem Haine der Persephone auf niederem Gestade, das mit Erlen, Pappeln und Weiden bedeckt ist; hier verrichtete er

das Todtenopfer und goß das schwarze Blut in die gegrabene Vertiefung, wie ihm dies Kirke befohlen hatte:

> — — — — — — — und es kamen versammelt
> Tief aus dem Erebos Seelen der abgeschiedenen Todten:
> Bräut' und Jünglinge kamen und langausdauernde Greise,
> Und noch kindliche Mädchen in jungem Grame sich härmend;
> Viele zugleich, verwundet von ehernen Kriegeslanzen,
> Männer, im Streit gefallen, mit blutbesudelter Rüstung,
> Welche die Gruft schaarweis' umwandelten, anderswo andre,
> Mit graun'vollem Geschrei ꝛc.
>
> Od. IX. 34 ꝛc.

Solches Bild gibt uns Homer vom Reiche der Todten und von dem Zustande derselben.

Nachdem der Schatten des Sehers Tiresias ihm die trostvolle Kunde gegeben, daß er, obwohl nach vielen Gefahren, die Heimath erreichen werde, und nicht in den Fluthen sollte untergehen, sondern

> — — — — — zuletzt wird außer dem Meere ihm (dir)
> Kommen der sanfte Tod, der ihn (dich), vom behaglichen Alter
> Aufgelöst, in Frieden hinwegnimmt.
>
> Od. XI. 134 ꝛc.

sieht und spricht er den Schatten seiner Mutter, die ihn von dem elenden Loose der Seinigen in Ithaka berichtet. Viele andere Abgeschiedene sieht er schaarenweise auf ihn zukommen, worunter Agamemnon, der ihm sein hartes Geschick nach der Heimkehr klagt; Achill, der in ungesättigtem Durst nach Thaten und Kämpfen den unterirdischen Aufenthalt unerträglich findet, und Ajax Telamonius, der dem versöhnenden Worte des Laërtiden wegen des Kampfes um die Waffen des Achill mit Stillschweigen ausweicht. Dann erblickte er den Herrscher und Richter Minos, den jagenden Orion, den von Geiern zerfleischten Tityos, den lechzenden Tantalus, den unter der Wucht eines Marmorblockes stöhnenden Sisyphus und endlich Herkules in ewiger Jugend an Hebe's Busen sich freuend, und gerne hätte er noch manchen dahingeschiedenen Helden gesprochen, wenn ihn nicht die Schrecken der Unterwelt und ihre Schaaren endlich überwältigt hätten; er floh zurück und stieß mit seinen Gefährten vom schauerlichen Gefilde wieder in den Ocean.

In gegenwärtiger Komposition wollte der Künstler den genannten Moment darstellen, wie Odysseus von jenen Schreckensschaaren umschwärmt, bestürmt und von Entsetzen überwältigt wird.

Doch erst drängten daher unzählige Schaaren der Geister
Mit grau'nvollem Getös', und es faßte ihn bleiches Entsetzen.
Od. XI. 632.

Fliehend bedeckt Odysseus mit erhobener rechter Hand das Antlitz voll Schrecken und Entsetzen mit dem Gewande und flieht mit eilendem Schritte und starrem zurückgewandten Blicke.

Der Künstler stellte diese Situation würdig dar; so und nur so fliehet ein Mann, ein Held; die der Natur eingeprägten Gefühle begeben sich ihres Rechtes und ihrer Gewalt nicht, aber der Held wird auch, diesen einen Augenblick unterworfen, nichts Unwürdiges begehen; er wird nicht über Hals und Kopf fliehen wie das gescheuchte Wild, sondern wird immer noch männlichen Trotz und Muth, wenn auch den äußern Eindruck die Kräfte übermannen, beibehalten; und in dieser überaus edlen und wahren Stellung sehen wir den Odysseus. Auch gelang dem Künstler das Schreckliche in den Schaaren der Lemuren oder Geister trefflich, besonders wo es ihm erlaubt war, die massigen Gruppen unbestimmter zu halten.

III.

Landschaftliches und Archäologisches

zu Virgils Aeneide,

von

Dr. K. L. Schmidt.

Fortsetzung und Beschluß der Stadtgeschichte Rom's.

Sieben Jahre später, 53 v. Chr., übertraf das Doppeltheater des Cajus Curio jenes des Emilius Scaurus, zwar nicht an Pracht, doch durch Neuheit und Kühnheit der Erfindung und Bauart. Bekanntlich waren die Theater, je nachdem ihre Bestimmung es erforderte, von zweierlei Art: zum edleren Schauspiel der Scene hatte das Theater die Gestalt des Halbkreises und wurde schlechthin Theater, oder griechisches Theater genannt; zu jenem, dem Römer eigenthümlichen und beliebten blutigen Schauspiele der Arena, wo Gefechte, bald unter den gedungenen Wettkämpfern, Gladiatoren, selbst, bald von diesen mit wilden Thieren aufgeführt wurden, hatte man das geschlossene, eyförmige Amphitheater. Beide Theater des Curio waren nun mit dem Rücken gegen einander gekehrt, und Vormittags ward in jedem eine dramatische Vorstellung gegeben, Nachmittags aber drehten sich, während das Volk ruhig auf seinen Sitzen blieb, beide Theater auf ihren Angeln zu einander und bildeten zusammen ein geschlossenes Amphitheater, in welchem Gladiatoren ein neues Schauspiel gaben.

Aber was ist von dieser Pracht und Großartigkeit des republikanischen Roms geblieben? Bis auf wenige Reste ist Alles spurlos, wie die Tugend und Freiheit des alten Römerstaates, verschwunden!

3. Das kaiserliche Rom. Rom hatte zu Augusts Zeiten schon eine ungeheure Ausdehnung und eine Einwohnerzahl von wenigstens 2 Millionen,

die Sklaven mitgerechnet. Nicht nur August, sondern auch Privatleute führten neue Bauten auf, die der Anstrengung einer ganzen Nation würdig waren: vorzüglich verdienen die Thermen, öffentliche Badeanstalten, von Agrippa angelegt und von spätern Kaisern mit großem Aufwande fortgesetzt, unsere Aufmerksamkeit. Das römische Volk sollte innerhalb der Stadt jene Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten genießen, welche das Alterthum für die unentbehrlichsten hielt, und welche nur die reichen Besitzer von Landhäusern am Meere oder an dem Tiber genießen konnten, nämlich Bäder; alle Uebungen, Spiele und Ergötzlichkeiten, welche die Mode mit sich brachte, waren hier vereinigt in dem Umfange eines ungeheuern Gebäudes. Ueberhaupt waren die Bäder Gegenstand des größten, aber auch vernünftigsten Luxus im Alterthum, und die neuere Zeit steht ganz läppisch und erbärmlich der alten Zeit gegenüber, was die Richtungen und Gegenstände des Luxus betrifft. Man denke nur an unsere Parks und englischen Anlagen mit ihren Spielereien, Eremitagen ꝛc. und dergleichen kindischem Zeug!

Auch die Nachfolger Augusts fuhren fort, in der Verherrlichung und Verschönerung Roms durch Theater, Naumachien, d. h. große Bassins, wo dem Volke der Anblick einer Seeschlacht verschafft wurde, Grabmäler, Augusts und Hadrians Mausoleum, die jetzige Engelsburg, und die herrliche Pyramide des Cestius, an deren Fuß jetzt den Akatholischen zu ruhen gegönnt ist; ferner durch Triumphbögen, Wasserleitungen, Denksäulen ꝛc.

Aber der Neronische Brand verheerte fast alle diese Pracht, deren Trümmer wir noch jetzt anstaunen. Dieser leichtsinnige und wahnsinnige Kaiser wollte das alte Rom mit seinen engen, krummen und unregelmäßigen Gassen, seinen alten hölzernen Tempeln, Buden ꝛc. in ein neues, planmäßig angelegtes, prachtvolles Rom umwandeln; wollte es zugleich zur Seestadt machen und bis zur Tibermündung nach Ostia ausdehnen. Wirklich ging Rom in erneuerter Pracht aus dem Schutte hervor; der Bau des ungeheuern goldenen Palastes erhob sich im Mittelpunkte der Stadt auf den Trümmern der Tempel und der schönsten Wohngebäude, und nahm für sich allein den Umfang einer Stadt ein. So wurde die Stadt erweitert und die Bauplätze hinausgeschoben, und Alles solid und massiv gebaut. Auch die folgenden Kaiser bemühten sich, dem neuangelegten Plane getreu zu bleiben, wie denn auch das heutige Rom noch deutliche Spuren dieses Bauplanes an sich tragen soll.



CAPITOLIUM

Campidoglio



4. Das päbstliche Rom. Vom Neronischen Brande an geht die Bau-Geschichte mit der Zerstörungs-Geschichte Roms Hand in Hand neben einander. Die wiederholten Erstürmungen und Eroberungen Roms während der großen Völkerbewegung waren mehr mit Plünderung als mit eigentlicher Zerstörung von Gebäuden begleitet, und die zweite Zerstörung Roms durch die Christen galt hauptsächlich nur den heidnischen gottesdienstlichen Monumenten und Alterthümern.

Die eigentliche Zerstörung der alten Bau- und Kunstwerke fällt in eine spätere Zeit, von Karl des Großen Regierung an bis zur Zeit der Kirchenspaltung 1417.

Bei den vielen innern Fehden Roms während des 10., 11. und 12. Jahrhunderts waren die großen Monumente das Eigenthum der sich bekämpfenden adelichen Familien, wurden als Festungen benutzt und bei ihrer Erstürmung zerstört.

So hatten die Frangipani als päbstliche Lehensträger eine beträchtliche Anzahl antiker Gebäude: das Colosseum oder Theater des Vespasian, den Bogen des Titus, den Circus Maximus, das Septizonium Severi, die alle in dem südlichen Theile der Stadt eine befestigte Linie bildeten. Die Orsini dagegen hatten das Grabmal des Hadrian, jetzt Engelsburg genannt, und das Theater des Pompejus inne. Das Haus Colonna besaß das Mausoleum Augusts und die Bäder Constantins, und die Savelli hatten das Theater des Marcellus.

Daher zerstörte das, mehr zur kaiserlicher Herrschaft geneigte römische Volk die verhaßten Sitze willkürlicher, aristokratischer Gewalt bei verschiedenen Veranlassungen; so ward das Mausoleum Augusts aus Zorn über die Verrätherei der Colonna in der Schlacht bei Tusculum 1167 zerstört, und im Jahre 1257 wurden 140 antike Gebäude von dem Volke niedergerissen, mit dem sonst löblichen Zwecke, die Macht des tyrannischen und unruhigen Adels durch Vernichtung seiner Kastelle und Burgen innerhalb des römischen Weichbildes zu brechen.

Gleichzeitig wurde Rom und seine Burgen mehrmals von den Kaisern mit Gewalt erobert; aber am zerstörendsten war die Erstürmung Roms durch den Normannen Robert Guiscart, der das römische Volk durch Einäscherung des Marsfeldes und des ganzen südlichen Theils, vom Lateran bis zum

Colosseum, zwingen wollte, von dem in der Engelsburg belagerten Pabste Gregor VII abzufallen, und erst seit diesem Vorfalle ist dieser, sonst immer der bevölkertste Theil, bis jetzt noch der verlassenste. Noch zur Zeit der 30jährigen Kirchenspaltung wurde auch das Mausoleum Hadrians bis auf seine jetzigen Ueberreste zerstört, und von dem Colosseum, welches bis dahin so vielen Angriffen und Stürmen der Zeit und der Gewalt Trotz geboten hatte, wurde ein großer Theil zu Kalk verbrannt, und zwar von eben den Römern, die kaum jetzt erst aufhören können, die Wuth deutscher Barbaren der Zerstörung ihrer Stadt anzuklagen.

5. Das moderne oder restaurirte Rom. Seit den letzten 500 Jahren, hauptsächlich mit dem Regierungsantritt des Pabstes Sixtus V beginnt die Blüthezeit der neuern, jener dem Alterthum freilich entfremdeten Kunst, und ihre gepriesenen Restaurationen verdrängen jene ehrwürdigen Reste der Vergangenheit, doch mitten im Laufe der Wiederherstellungslust verschwinden noch manche schöne Reste; so wurde unter Urban VIII die Halle des Pantheons von dem bronzenen Schmucke der Balken beraubt, daher der römische Witz! „Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini.“ „Was die Barbaren übrig ließen zerstörten noch die Barberini“, eine florentinische Patrizierfamilie, der obige Pabst angehörte.

Dagegen stiftete Clemens XII aus dem Hause Corsini um 1730 — 1740 das päbstliche Museum auf dem Capitol und machte damit den Anfang sorgfältiger Aufsuchung und Aufbewahrung antiker Kunstdenkmale. Aber dieses mit wahrer Cäsarenpracht aufgeführte sogenannte Museo Pioclementino wurde nach 40 Jahren von den Franzosen beraubt und blieb es; denn unter 3000 aus dem Kirchenstaate entführten Kunstwerken kamen nach dem Pariser Frieden nur noch 22 wieder, 20 der schönsten Antiken blieben im bourbonischen Museum, worunter die herrliche Muse und die Pallas von Velletri u. a.

(Die Beschreibung zum Capitol und dem tarpeischen Fels im nächsten Hefte.)



I.

Erinnerungen in Bildern.

Die schöne Seilerin;

von

Wilhelm von Chézy.

1.

Es war in der bewegtesten Zeit der Regierung Karl des Fünften. Von tapfern Feldherrn geführt, unter denen der seinem Vaterland abtrünnige Connetable von Bourbon durch ritterlichen Muth vorzüglich glänzte, standen des Kaisers Truppen vor Marseille, dessen trotzige Bollwerke ein frühlingsfrischer Kranz unerschrockener Vertheidiger krönte, den Spaniens, Italiens, Deutschlands und Brabants erlesenste Jugend mit stürmender Hand zu pflücken begehrte. Damals blühte eine Zeit wetteifernder Begeisterung; aus jedem Blutstropfen, den die Erde einsaugte, entsproß ein Lorbeer, und wer fiel, starb mit Lust, denn die Seele fühlte sich auf des Siegs leuchtenden Schwingen himmelan getragen.

Unter allen, welche vor Marseille um die Palme der Tapferkeit rangen, zeichnete sich ein Fähnlein von Lanzknechten aus, die durch das Beispiel ihrer

Führer zum höchsten Muth entflammt, und mehr noch um dieser Führer willen, als wegen der glänzenden Proben ihrer Unerschrockenheit beneidet wurden. Der Hauptmann Luzio befehligte sie; seine Herkunft war ungewiß, — als Freiwilliger in die Reihen des Heeres getreten, hatte der junge Italiener binnen wenigen Jahren seinen Rang auf dem Schlachtfelde und den Adel von der Hand des Kaisers erworben, und alle, die ihn kannten, prophezeiten ihm eine glänzende Laufbahn, deren erhabenes Ziel einst seinem Namen eine Stelle unter den Unsterblichen sichern würde. Wie durch seine Thaten, so zeichnete er sich durch die Schönheit aus, welche sein ganzes Wesen verklärte; die alte Heidenfabel, welche Amor einen Sohn des Kriegsgotts nennt, schien in ihm zur Wahrheit geworden, der — mit den Reizen des Liebesgottes geschmückt — von seinen Kameraden selbst der Haupterbe des Mars genannt wurde. Unter ihm dienten seine würdigen Gefährten, der Lieutenant d'Amboise und der Fähnrich Marchese von Andujar, der Neffe des Kriegsministers, — Jünglinge in der ersten Blüthe der Jahre, voll Ehre und Muth. Eine innige Freundschaft verband den Hauptmann mit d'Amboise. Der Erstere, die gewöhnlichen Zerstreuungen des rauhen Kriegerstandes verschmähend, zurückgezogen und einfach, hatte den Lieutenant gelehrt, den Untugenden des Lagerlebens zu entsagen, sein Herz empfänglich gemacht für den Ernst des Krieges, für die Wissenschaft und den Austausch der Empfindungen im reinsten freundschaftlichen Umgang. Die Freundschaft der beiden Offiziere war im Lager zum Sprichwort geworden, und wenn der Dienst dann und wann sie trennte, so vermißten sie sich gegenseitig auf das Schmerzlichste.

So geschah es eines Abends, daß d'Amboise, den mit Andujar die Reihe im Dienste der Laufgräben traf, von dem Freunde Abschied nahm.

„Auf Wiedersehen!“ sagte der Hauptmann, nachdenklicher als gewöhnlich.

„Auf Wiedersehen!“ entgegnete der Lieutenant, und fuhr nach einer Pause fort: „So wenig ich den Tod fürchte, wo Gefahr droht, und so wenig ich eben jetzt einer großen Gefahr entgegen gehe, so sehr bedaure ich, daß mich heute der Dienst ruft. Du weißt, mein Freund, daß mich gestern ein Zufall an den langgemiedenen Spieltisch führte, und das Glück, die arge Coquette, strafte mich dafür, daß ich sie so lange vernachlässigt hatte, auf der Stelle. Ich verlor an Gireux fünfzig Dublonen auf mein Ehrenwort, und versprach, die Summe heute unverbrüchlich zu erstatten. Ich möchte

nicht gerne einen Augenblick länger der Schuldner dieses Menschen seyn, — darum thu' mir den Gefallen, in meinem Namen den Ehrenpunkt zu berichtigen. Du hassest das Spiel und die Spieler, aber mein Dank möge dich für die Minute entschädigen, die du um meinetwillen in der Nähe von Karten und Würfeln zubringst."

Der Hauptmann willigte ohne Widerrede ein, begleitete den Freund zum Sammelplatz und ging langsam der Marketenderbude zu, wo — wie gewöhnlich — eine kleine Gesellschaft müssiger Offiziere sich die Zeit mit dem Lansquenet vertrieb. An dem weinüberschwemmten Tische fehlte nicht der wallonische Volontair, d'Amboise's Gläubiger; Luzio klopfte ihm ohne Umstände auf die Schulter, gab ihm die Geldrolle, wünschte ihm gute Unterhaltung und wollte gehen.

"Oho, Hauptmann", rief einer der Spieler; "wollt Ihr nicht auch einmal Euer Glück versuchen?"

"Ich danke; ich spiele nie."

"Wenn Euch die Karten nicht genehm sind, wir haben prächtige Würfel", sprach ein anderer, und klapperte mit den knöchernen Vierecken vor des Hauptmanns Ohren.

"Ich liebe auch nicht die Würfel", entgegnete dieser, "und will Euch nicht länger stören. Gute Nacht, meine Herrn."

Der Wallone stand von seinem Sessel auf, nahm den Hauptmann bei der Hand, die er zärtlich drückte, und sagte sehr höflich: "Mein lieber Luzio, wenn Ihr, der sich doch im ernsten Krieg so tapfer hält, auch den Krieg des Scherzes verschmäht, so werdet Ihr mindestens nicht uns die Bitte abschlagen, mit uns ein Stündlein beim Becher zu verplaudern, und so uns einen Theil des Abends todtschlagen zu helfen."

Luzio, bemerkend, daß der flämische Biertrinker bereits seine volle Ladung hatte, versetzte ruhig: "Ihr seyd zu gütig, Herr von Gireux; doch fürchte ich, unsere Kameraden da würden Euren Vorschlag, auch wenn sie ihn aus Höflichkeit annähmen, für eine Störung ihres Vergnügens halten und ich steh' Euch ein andersmal zu Diensten."

"So kommst du nicht fort, kleiner Schelm!" rief der Wallone, erhitzt vom Weine und durch die Weigerung gereizt; "es wird uns selten genug das Glück, dein glattes Gesicht in der Nähe zu bewundern. Was sträubst du

dich? Dein Busenfreund sieht es ja nicht. Darfst ihm schon ein Bischen untreu werden."

"Was soll das?" fragte der Hauptmann erstaunt.

"Ach, komm mein Närrchen, als ob man nicht wüßte, was von solcher Freundschaft zu halten!" stammelte der Wallone, und faßte den Hauptmann mit faunischer Zudringlichkeit um den Leib, wurde jedoch mit starkem Arm zurückgeschleudert, und gerieth zu seinem Unglück nach der Richtung des Ausgangs, wo er sich aufraffte, in blinder Wuth den Degen zog und unter gräßlichen Verwünschungen dem Fortgehenden den Paß verlegte. Der Beleidigte hatte jedoch nicht minder blitzschnell den blanken Stahl gezückt, die Klingen kreuzten sich, und ehe die Anwesenden sich ins Mittel schlagen konnten, schwamm der Wallone in seinem Blute, tödtlich verwundet, dumpf röchelnd.

"Rette dich, Hauptmann!" riefen die andern; "für zwei Stunden des Schweigens stehen wir. Du kennst den neuesten Tagesbefehl. Es kostet deinen Kopf, wenn sie dich ergreifen." — Der Hauptmann wischte seinen Degen ab, warf ihn in die Scheide, betrachtete mit einem Blick des Mitleids den Gefallenen, und entfloh, ohne ein Wort zu sagen.

Die Meldung des Vorfalls wurde von den Zeugen so lange als möglich verzögert, und der Rapport gelangte erst spät zum Connetable. Bourbon, dem Flüchtling gewogen, that was in seiner Macht stand, die Rencontre zu vertuschen. Der Wallone wurde als vor dem Feind geblieben genannt und in der Stille begraben. — Der Hauptmann kehrte indessen nicht wieder zurück, und man war im Lager allgemein des Glaubens, er sey über die Gränze nach Deutschland gegangen.

2.

Sicherlich gibt es keinen unangenehmeren Aufenthalt, als das Vorzimmer eines großen Herrn, besonders eines regierenden Ministers; selbst die Pagoden auf dem Kamin gähnen dort die Harrenden verdrießlich an, und die gegründetste Hoffnung, die froheste Erwartung wie die bangste Niedergeschlagenheit tragen nur eine Farbe, die der Langeweile. Ein Mann schlägt sich lieber durch zehn Thor-Schweizer und ihre Hellebarden, als daß er vor einem Huissier stände, der mit schlaftrunkenem Bärengesicht am Thürpfosten in

der Antichambre lehnt, um dem seidenen Kammerdiener der Excellenz die Auserlesenen, welchen der Zutritt in's Allerheiligste gestattet wird, zu verabfolgen.

In strenger Winterkälte, in einem solchen Vorzimmer, und zwar zu Brüssel, war's, wo ein schlichter Bürger aus der Provinz im Sonntagsrock zum fünften oder sechsten Mal erschien, und mit großem Unmuth den Huissier fragte, ob er denn nicht einmal vorkommen würde? Der Kerl zuckte die galonnirten Achseln, und zeigte stumm auf die Wand, an deren gewirkte Tapeten sich eine Reihe von Leuten aus allen Ständen lehnte; man hätte diese Harrenden für Bildsäulen halten können, die etwa aus einem Garten dahingestellt worden, um zu überwintern, und zwar für schlechte Schnitzwerke, so wenig Leben sprach sich in ihren, von dem verdrießlichen Warten erschlafften Zügen aus. Der Bürgersmann schüttelte den Kopf, und hatte nicht übel Lust, wieder fortzugehen, ohne erst dem stumpfsinnigen Diener zum zwanzigstenmal zu wiederholen, daß der Kriegsminister ihn bestellt habe, als er im Fenster den jungen Mann gewahrte, den er — so oft er selbst dagewesen — in derselben Stellung, den Rücken gegen das Zimmer gekehrt, erblickt hatte. Neugierig, das Gesicht des Supplicanten einmal zu sehen, näherte er sich, und erkannte die Züge eines seiner Hausgenossen, mit dem er schon öfter auf dem Corridor und der Treppe Grüße und gleichgültige Redensarten gewechselt hatte; er begann, leise flüsternd, ein Gespräch mit dem Jüngling, dem seinerseits eine Unterhaltung nicht unwillkommen schien, die ihm über eine lange Viertelstunde hinaushülfe.

„Ei, ei, lieber Herr Nachbar“, sagte der Bürger; „finde ich Euch auch hier? Und was das Beste ist, ich habe Euch schon öfters bemerkt, ohne Euch zu erkennen, weil ihr dem Saal stets den Rücken zukehrt.“

„Ich mag dem Treiben da nicht zusehen“, versetzte der Jüngling; „und da ich doch schwerlich gemeldet werde, so halte ich's für überflüssig, dem Huissier in den zähnefletschenden Rachen zu schauen, wie dort die Austern an der Tapete.“

„Aber, mein Gott! was thut Ihr dann hier?“

„Pah! ich seh' auf die Straße und ergötze mich an dem Getümmel, während ich daheim nichts als Dächer vor mir erblicke, ich wärme mich auch wohl am Kamin, dessen mein Mansardenpalast entbehrt, oder ich

lese in irgend einem Buche, das mir die alte Thürhüterin unseres Hauses leiht.“

„Keine üble Erfindung, beim heiligen Mathieu, meinem Schutzpatron!“ lächelte der Bürger, „und — wie ich glaube — ganz auf die hergebrachte Ordnung dieser Ministerwirthschaft berechnet. Mich hat die Excellenz selbst hieher beschieden, um mich in Geschäften des Kaisers zu sprechen, und dennoch war mir's bisher unmöglich, durchzudringen.“

„Gebt nur dem Kammerdiener eine goldene Dose, gefüllt mit gelben runden Bildern des Kaisers oder holländischen Eisenfressern, und ich steh' Euch dafür, daß diese Nieswurz ihn sichrer zu Verstand bringt, als all' Eure Vorstellungen.“

„Wenn ich ein solcher Narr wäre, verdiente ich selbst, Nieswurz nehmen zu müssen! Zwar käme mir's eben nicht darauf an, und geizig bin ich auch nicht; aber solchen Tagedieben geb' ich keinen Blaffert, — Gott bewahre! Bei Seiner Majestät dem Kaiser bin ich gleich das erstemal vorgekommen, — bei Seiner Excellenz dem Kanzler schon nach dem dritten Versuch; hier lauf' ich bereits ein halbdutzendmal an, und möchte vor Ungeduld vergehen; ich brauche vom Kriegsminister eine Vollmacht, um die bereits von der Admiralität genehmigten Lieferungscontracte endlich auf's Reine zu bringen, denn er versieht gegenwärtig das Seewesen zugleich mit seinem Departement.“

„Was liefert Ihr denn für die Justiz und den Krieg, wenn ich fragen darf?“

„Die unergründliche See hat keine Balken, aber Schiffe, und für die Schiffe liefr' ich Taue; die unergründliche Justiz jedoch hat Balken, die man gemeiniglich Galgen nennt, und für diese liefr' ich Stricke. Da habt Ihr das ganze Geheimniß. — Darf ich aber auch eine Frage thun?“

„Warum nicht? Ich kann ja antworten, was ich will.“

„Nun denn, was wünscht Ihr Eurer Seits vom Minister?“

„Das könntet Ihr Euch an Euren fünf Fingern abzählen, lieber Meister Mathieu; jemand, der immerdar vergeblich sich bemüht, nur zum Bitten selbst zu kommen, der zeigt eben dadurch, daß er Alles — noch zu erwarten hat.“

Der Bürgersmann räusperte sich, und nahm nach einer Pause des

Nachdenkens den Faden des Gesprächs, nicht ohne Verlegenheit, wieder auf: „Ich verstehe. Wenn ich, was Ihr vorhin von Eurem Dachzimmer und dem Camin sagtet, mit dem guten Rathe zusammenreime, den Ihr mir hinsichtlich des Kammerdieners gabt, so werden mir die Gründe klar, die Euch abhalten, diesen Euren eignen Rath zu befolgen. Nun würde es Euch aber vielleicht nicht allzuviel Ueberwindung kosten, wenn Ihr Euch damit befassen wolltet, mir die vorerwähnten Bildnisse Seiner Majestät so lange aufzuheben, bis ich in den Fall komme, sie zur Eröffnung einer verschlossenen Thüre zu brauchen.“

Der junge Mann trat einen Schritt zurück, und fragte barsch: „Hab' ich Euch deshalb mit meiner Lage bekannt gemacht?“

„Nun, nun, freßt mich nur nicht“, versetzte Mathieu ruhig; „wenn ich auch keine schönen Worte zu machen weiß, so könntet Ihr mir's doch an meinem ehrlichen Gesicht ansehen, daß ich Euch nicht kränken will. Oder hätte ich mich geirrt, wenn ich voraussetze, daß Ihr, wie fast jeder, der nicht von Kindheit an die oberen Regionen der Häuser bewohnt, Eurer kaminlosen Kammer von Woche zu Woche nicht sicher seyd? Wenn ich vermuthe, daß Euch irgend ein Schuft von Restaurateur bald statt des Essens eine ellenlange Rechnung präsentiren wird? Oder soll ich glauben, daß Ihr eine solche Beschämung der großen Mühe vorzieht, einem guten, ehrlichen Freund einen Gefallen zu thun, der Euch seine Hülfe anträgt, weil Ihr derselben werth seyd, schon dadurch werth, daß Ihr sie nicht suchtet?“

Der junge Mann ergriff Mathieu's Hand. „Vergebt mir meine Weigerung“, sagte er bewegt; „seht, ich bin stets gewohnt gewesen, Wohlthaten zu erweisen, und jetzt soll ich sie annehmen. Ich habe ein nicht unbeträchtliches Vermögen im Dienste des Vaterlandes aufgewendet, und war ein glücklicher und geehrter Soldat, bis mich ein unseliges Ereigniß zwang, meine Laufbahn plötzlich zu verlassen. Meine Freunde, die mir helfen könnten, sind fern, der Kaiser hat mich an den Minister verwiesen, der Minister kennt mich nicht, hört mich nicht. Meine Lage ist noch schlimmer, als Ihr voraussetzt, und mich erwartet der Schuldthurm, wenn ich den Vorschuß, welchen mir Eure Güte bietet, verschmähe.“

„Also werdet Ihr ihn nehmen, und mir dadurch einen großen Gefallen

erweisen. Da es übrigens bald Essenszeit ist, und ich nicht Lust habe, hier länger Maulaffen feil zu bieten, so wollen wir in Gottes Namen zur Tafel gehen.“ Mit diesen Worten nahm Mathieu den noch immer überraschten Offizier beim Arm, und ging mit ihm davon, zur Verwunderung des Huissiers, dem selten genug der Fall vorkommen mochte, daß jemand sich entfernte, eh' er seinen Zweck, den Minister zu sehen, erreicht, oder (was gewöhnlich geschah) die Weisung erhalten hatte, sich zurückzuziehen.

Als die beiden neuen Freunde in Mathieu's Wohnung eintraten, machte dieser ein ellenlanges Gesicht, indem er einen blutjungen Menschen wahrnahm, der, in der Kleidung und mit dem Wesen eines Stutzers, nachlässig auf einem Stuhl saß, mit der vierzehnjährigen Tochter des Mannes aus der Provinz angelegentlich verkehrte, und mit der größten Unbefangenheit den Meister begrüßte, ohne dessen Begleiter zu bemerken. „Ein Herr, der nach Euch verlangt, Vater“, sagte das Mädchen, auf den Fremden zeigend, welcher schnell das Wort nahm: „Ah, vortrefflich, daß Ihr endlich kommt, mein lieber Meister, denn heute reicht, aus guten Gründen, meine Zeit nicht halb so weit, als meine Geduld. Mein gnädiger Herr Onkel, der Kriegsminister, erwartet Euch mit Ungeduld von Tag zu Tag, weil man Eurer bedarf, und so hat er mir denn den Auftrag gegeben, nach Euch zu senden; da ich aber gerade des Weges war, so zog ich es vor, die Kommission selbst zu übernehmen, fand mich für die geringe Mühe reich belohnt durch den Anblick Eurer schönen Tochter, und werde mich vollends glücklich preisen, wenn Ihr mit mir meinen Wagen besteigt, um zum Minister zu fahren.“ — Der ehrliche Mathieu schüttelte den Kopf, und versetzte: „Vergebt mir, Sennor, ich bin durch das vergebliche Warten in Eures Herrn Onkels Vorzimmer, das ich heute nicht zum erstenmal betrat, müde und verstimmt. Zudem ist es Essenszeit, ich will meine Suppe nicht kalt werden lassen . . .“ — „Wie“, unterbrach ihn der Fremde, „man hat Euch nicht vorgelassen? Also gar nicht angemeldet! Heut noch sollen die Schurken fortgejagt werden, welche sich unterfingen . . .“ — „Laßt's gut seyn, Sennor“, fiel ihm Mathieu in die Rede; „die Dienerschaft wird nicht besser, so lange keine andere Luft im Hotel Eures Herrn Onkels, Excellenz, weht; auch der beste Kerl, wenn er den Tressenrock anzieht und in der Antichambre Posto faßt, bekommt den Stockschnupfen der Unverschämtheit. Wie gesagt, es liegt in der Luft, und die beste Räucheruug





wäre ungebrannte Asche.“ — „Ihr seyd sehr aufrichtig, Meister“, lächelte der Cavalier; „übrigens steh' ich Euch dafür, daß Ihr jetzt augenblicklich vorkommen sollt. Nach der Audienz findet Ihr bei mir eine warme Suppe, und mögt mithin die Eure immer kalt werden lassen.“ — „Ich danke Euch“, antwortete der Bürger mit bestimmtem Tone; „aber Alles zu seiner Zeit. Für heute hab' ich die Geschäfte abgethan, morgen steh' ich Seiner Excellenz wieder zu Diensten; nur bitte ich gütigst für die Zukunft zu bemerken, daß meine Tochter mit meinen Geschäften durchaus nichts zu thun hat. Eure Einladung zum Essen nicht annehmen zu können, bin ich übrigens in Verzweiflung, ich habe aber einen Gast für heute.“ — Der junge Mann faßte erst jetzt den Offizier in's Auge, und hatte dies nicht sobald gethan, als er ihm auch mit dem freudigen Ausruf: „Hauptmann Luzio!“ in die Arme flog. Der Capitain bewillkommte mit gleicher Freude den Kriegsgefährten, seinen ehemaligen Fähnrich Andujar, der ihn mit Fragen bestürmte. Er erzählte ihm ohne Umschweife seine gegenwärtige Lage, wie er sich nach Brüssel geflüchtet, um im Gewühle der Hauptstadt sicher zu seyn, wie er sich dem Kaiser zu Füßen geworfen, dieser ihn jedoch kalt an den Kriegsminister verwiesen, wie er in der peinlichsten Verlegenheit sich befinde, ungewiß, ob ihm Verzeihung, ob ihm der Thurm zum Lohn werden möchte.

„Der Thurm? Mein Capitain im Gefängniß?“ rief Andujar mit leidenschaftlichem Ungestüm: „Nimmermehr! Mein Onkel hat zum Glück ein Ohr für seinen Neffen, und unverzüglich will ich für Eure Wohlfahrt arbeiten.“ — Bei diesen Worten empfahl er sich leichtfüßig; Mathieu complimentirte ihn zur Thüre hinaus. „Auf baldiges Wiedersehen, lieber Meister, auf Wiedersehen, holde Sennora“, rief der Marchese im Scheiden.

„Parbleu“, sagte der Meister, ihn begleitend: „ich habe den Weltlauf jetzt sechs und dreißig Jahre lang mit angesehen, und kenne die Pfiffe der Mädchenjäger so gut wie die der Rattenfänger. Die Besuche, mit denen Ihr mich beehrt, Sennor, versteht Ihr mich? werden mir stets willkommen seyn.“

3.

Der Marchese kam, trotz seines Gelöbnisses, nicht. Mathieu kümmerte sich wenig darum, verdoppelte mit Hartnäckigkeit seinen Sturm auf des Ministers Kabinet, und gelangte endlich an das Ziel seiner Geschäfte zu Brüssel, zum Abschluß eines bedeutenden Lieferungsaccords. Zufrieden mit dem Erfolge seiner Bemühungen, wagte der redliche Bürger aus eigenem Antrieb ein Wort der Fürbitte, der Empfehlung für den Hauptmann, den er liebgewonnen hatte wie einen zärtlichen Freund. Aber groß war seine Verwunderung, noch größer seine Bestürzung, als der Minister mit seiner niederdonnernden Kälte, die ihm eigen war, ihn fragte: „Gehört das mit zu Euren Geschäften?“ Matthieu stammelte einige Worte von Freundschaft, Anhänglichkeit und Theilnahme. Wie in Zerstreuung fragte der Minister: „Wo hält sich der junge Mann auf, den Ihr empfehlt?“ Mathieu hatte dessen kein Hehl, und der Minister, nach einigen oberflächlichen Verheißungen, entließ den Bürger mit den Worten: „Wir wollen sehen. Adieu, lieber Meister. Wann reist Ihr nach Gent zurück? Nicht wahr, so bald als möglich? Gott befohlen also.“

Nachdenkend, mißvergnügt, daß seine Offenherzigkeit sich den ränkevollen Fragen des Ministers preis gegeben, kehrte der neue Lieferant nach seiner Wohnung zurück, gab seinen Leuten Befehl, Wagen und Gepäcke bereit zu halten, der Abreise am nächsten Tage gewärtig zu seyn, und stieg die Treppe hinan, die nach seinen Zimmern führte. In dem Gemache, das seine Tochter bewohnte, ließ sich ein lebhaftes Gespräch vernehmen. Der Vater stand an der Thüre still und guckte schlau durch das Schlüsselloch, der Unterredung lauschend. Der Capitain stand Hand in Hand mit der Kleinen am Fenster, den Rücken gegen die Thüre gewendet, und sie sagte eben: „Wir sollten's doch dem Vater offenbaren. Es ist wahrlich nicht Recht, ein solches Geheimniß vor ihm zu haben. Unser Bündniß, obgleich nur wenige Tage alt, macht mich so glücklich, und ich würde es noch mehr seyn, wenn der Vater davon wüßte.“ — „Das verstehst Du nicht, Mädchen,“ entgegnete der junge Mann, indem er die reizende Hannah sanft umschlungen hielt; „eine voreilige Entdeckung würde unser trauliches Verhältniß stören.“ — „Glaub's wohl,“ murmelte Mathieu zwischen den Zähnen; das Mädchen aber sprach wieder: „Wir

thun gewiß nicht Recht. Seit dem Tode meiner Mutter war ich stets gewohnt, dem Vater nichts zu verheimlichen, und nur . . . .“ — „Närrchen du, du verhehlst ihm ja kein Unrecht. Ich müßte aber aus diesem Hause scheiden, wenn du plaudertest, und ich habe dieses Haus so lieb, und dich, und . . .“ — „Auch meinen Vater, nicht wahr?“ — „Auch ihn,“ versetzte der Offizier nach einer Pause mit bewegter Stimme; „seine Biederkeit macht ihn verehrungswürdig.“ — „Sehr verbunden!“ brummte Mathieu wieder, und lächelte dann selbstgefällig, als die Tochter fortfuhr: „Er ist so gut, so freundlich! Meine Mutter hat ihn sehr geliebt, und seit ihrem Tode hätte manches schöne Mädchen von Gent dem reichen und stattlichen Manne gerne Hand und Herz gegeben, aber er hat immer solche Zumuthung ausgeschlagen, obgleich noch in der Kraft der Jahre. Meine Ruhe, mein Glück sei ihm heilig, sagte er immer.“ — „Ja, liebe Seele: dein Glück sei ewig ungetrübt!“ — „Mit dir würd' ich es gerne theilen; bleibe bei uns, niemand soll dich von meiner Seite reißen. Bleibe bei uns immerdar!“ Eine innige Umarmung schloß beider Lippen.

„Alle Teufel!“ schalt Mathieu, indem er in das Zimmer prallte; „allerliebste Geschichten! das wird mir zu bunt. Schon auf Du und Du, schon beim Schnäbeln?“ Das Pärchen stob auseinander, Hannah machte ein Gesicht wie ein ertappter Dieb, der Offizier aber verlor nicht die Fassung.

„Ihr seid ein Edelmann?“ rief der Meister.

„So ein Stück davon,“ entgegnete Luzio.

„Nun denn,“ fuhr Mathieu fort; „ich will Euch keine Vorwürfe machen, die ohne das nichts nützen würden, denn ihr hochadeliges Volk habt Eure eigene Moral. Wir wollen auch gute Freunde bleiben, denn bis auf die schwache Seite, welche Ihr mit allen Soldaten und Edelleuten gemein habt, seid Ihr ein wackeres Blut. Doch, was mein Kind betrifft, — nun, Ihr versteht mich.“ — „Nein, ich verstehe Euch nicht,“ versetzte der Capitain. — „Nicht?“ fragte langgedehnt Mathieu; „soll ich Euch Euren Katechismus auffsagen? Wohlan: Es gibt unter den Menschen zwei Racen, eine edle und eine unedle. Wir Edelleute sind geboren, die weißen Neger, Volk genannt, zu unserem Nutzen und Vergnügen zu brauchen . . .“ — „Pfui, pfui, Meister

Mathieu," unterbrach ihn Luzio, "seh' ich etwa aus wie ein Hofschranz, so ein jämmerlicher, leerer, altadliger Windbeutel in seidnen Strümpfen, so einer, der des Königs Hund mit Excellenz anredet und einen schlichten Bürger Hund nennt, wenn er nicht etwa Geld von ihm zu leihen denkt. Ich kenne die wahre Ehre . . ." — "So, so, dann bitt' ich um Verzeihung," sagte Mathieu ruhig; "nämlich, ich verstehe Euch doch recht, und Ihr wollt das Mädchen heirathen?" — Bei dieser Rede wurde die Kleine blutroth, und wollte dem Vater antworten, aber ein bedeutender Blick des Capitains, der nicht in geringe Verlegenheit gerieth, brachte Hannah zum Schweigen.

"Keine Sylbe!" begann Mathieu wieder, getheilt zwischen Entrüstung und väterlicher Zärtlichkeit; "die Tochter eines angesehenen Bürgers von Gent darf ihren Ruf nicht in die Schanze schlagen. Wehe ihr, wenn sie unter die Zungen der zahlreichen Sippschaft fiele. Geheirathet muß werden. Ein feuriger Liebhaber, wie Ihr, wird der beste Ehemann. Mein Geld und Euer Adel . . . meine Tochter muß glücklich werden. Morgen reisen wir ab, eine stille Hochzeit soll Eure Wünsche krönen, und auf meinem Landgut mag der Schwiegersohn erwarten, bis seine Affaire geschlichtet ist, die zur Stunde noch nicht zum Besten steht."

Im Augenblick stürzte der Marchese athemlos in's Zimmer, eilte auf den Capitain zu, und rief mit heftiger Bewegung: "Freund, um Gottes Willen, rettet Euch. Meine Bemühungen waren umsonst, sie trugen mir nur einige Tage Arrest ein, weil ich Euren Schlupfwinkel nicht verrathen wollte. Aber der Himmel weiß, welch' ein Dummkopf oder Satan demungeachtet meinem Onkel Eure Adresse gab. Die Familie Gireux hat durch ihre Gönner Alles aufgeboten, ein Verhaftsbefehl ist gegen Euch erlassen. Verweilt Ihr noch eine Stunde, so sitzt Ihr im Thurm." Erschöpft schwieg der treue Warner, Hannah erbleichte, Mathieu machte ein langes Gesicht, und der Capitain rief lächelnd, obschon nicht ohne Bestürzung: "Ich danke Euch, Kamerad, und will Eure Warnung befolgen, ob Ihr gleich eine Heirath stört, die ich so eben schließen sollte." — "Eine Heirath?" fragte der Marquis erstaunt. — "Stören? die Heirath stören?" versetzte Mathieu, der seine Lebhaftigkeit wieder fand; "nicht um Alles in der Welt; dem Kaiser und der ganzen Justiz zum Trotz müßt Ihr jetzt mein Schwiegersohn werden. Liegt

mir denn etwas daran, ob ich heute oder morgen nach Gent reise? Der Wagen ist schnell angespannt, mein Bedienter bringt das Gepäck nach, — wir sind in Sicherheit, ehe die Polizeiwache meine Wohnung findet."

Der Bediente des Bürgers von Gent riß so eben die Thüre auf und schrie mit blassem Gesicht in's Zimmer: „Herr Mathieu! Sie werden gesucht. Ein Gefreiter ist da mit vier Stadtknechten."

„Da haben wir's!" schrie Hannah, die Hände ringend. „O weh! ich muß schnell fort, ich bin verloren, wenn man mich hier sieht!" flüsterte der Marchese und eilte wie der Wind davon. Mathieu stotterte unschlüssig: „Was ist da zu thun? Muß denn der Teufel seine Trabanten so geschwinde herschicken!" Der Capitain aber, wie von einem plötzlichen Rettungsgedanken ergriffen, drängte den Bürger bei den Schultern aus der Thür, indem er ihm in die Ohren raunte: „Geht, haltet die Stockknechte auf; einige Minuten reichen hin, um uns aus der Schlinge zu helfen. Eine Verkleidung . . . Mein Bräutchen soll mir beistehen . . . . Geht doch, sie sind schon da!" Und vor der Thüre, die in's Schloß sprang, stand Mathieu, und hatte nicht Zeit, sich zu verwundern; denn ihm gegenüber trat der gefürchtete Gefreite mit seinem Unglücksgesichte, und dem verhängnißvollen Siegelbrief in der Hand, in den Vorsaal. Nun gab ein Wort das andere; der Häscher fragte nach dem Capitain, Mathieu verläugnete ihn. Der Häscher wurde dringend, Mathieu wurde grob. Der Häscher verlangte die Eröffnung der Thüre, vor welcher Mathieu aufgepflanzt stand; Mathieu weigerte sich. „Im Namen des Kaisers!" donnerte der Gefreite. „In's Teufels Namen!" polterte Mathieu. Die Helfershelfer des Gefreiten, die das Haus inzwischen durchsucht hatten, kamen herbei mit leeren Händen. Die Scheltworte fielen dichter, den Drohungen sollten Thätlichkeiten Respekt verschaffen. Der Posten des guten Mathieu wurde immer schwieriger, und sein Geschrei hatte die ganze Nachbarschaft herbeigezogen. Da ging plötzlich die Thüre auf, und zwei Frauenzimmer traten den tobenden Soldaten entgegen. Die zudringlichen Stürmer wurden zu Stein, dem guten Mathieu lachte das Herz. Der Capitain nahm sich in Mieder und Schlender gar nicht übel aus. „Was für ein Lärmen?" fragte Hannah ganz unbefangen; „warum weckt man uns so ungeschliffen aus der Siesta? Wen sucht Ihr, meine Herren? mich oder meine Freundin

Luzia?" — Statt aller Antwort trat der Gefreite in Hannah's Gemach, und kehrte, es leer findend, beschämt zurück. Der Wagen des Seilermeisters, von dem fliehenden Marchese commandirt, rasselte vor das Hausthor. "Erlaubt Ihr, meine Herren, daß ich jetzt mit meiner Familie eine Spazierfahrt mache?" fragte Mathieu mit spöttischem Lächeln. Zähneknirschend und stumm verneigte sich der Gefreite. Mathieu führte seine Damen zum Wagen, und ertheilte seinem Knechte den leisen Befehl, mit den Koffern schnell nachzukommen. Er saß mit unerschütterlicher Gravität seinen Begleitern gegenüber, brach jedoch in das heftigste Lachen aus, als sie die Barriere hinter sich hatten. "Die neue Uniform steht Euch zum Entzücken!" sagte er fröhlich zu dem Capitain, indem er dessen Hand schüttelte; "es ist, als ob ein verkleideter Page vor mir säße. Wenn wir in Gent ankommen, so eile, meine Tochter, deinen Bräutigam wieder in den Rock zu stecken, der ihm gehört, denn ich wäre sonst im Stande, mich selbst in ihn zu verlieben. Fahr' aber zu, Kutscher, und schone die Pferde nicht. Ein guter Einfall ist mehr werth, als das Himmelreich!"

4.

Die Vesper war vorüber. Durch die Straßen Gents drängte sich im Abendscheine die geputzte Menge, welche, aus den Kirchen kommend, die verschiedensten Pfade des Vergnügens einschlug. Aus der Thür des Domes trat ein hochgewachsener junger Offizier, sah sich lange zweifelnd um und um, und brummte vor sich hin: "Das verdammte Gedränge! Was hilft's mir, daß ich ein Paar braven Leuten die Rippen fast zerquetscht habe, die Spur bleibt doch verloren." In diesem Augenblicke sah er die Dame, welche seine Blicke so ängstlich suchten, in einiger Entfernung mit einem Manne redend, stille stehen. Mit einer Regung von Eifersucht eilte er ihr nach; doch ehe er sie erreichen konnte, hatte sie schon die Unterredung beendet, und war um die Ecke verschwunden; er rannte in die ausgebreiteten Arme seines Nebenbuhlers, der ihn lächelnd festhielt und ausrief: "Was hast Du vor d'Amboise? Es ist gut, daß ich dich finde, denn schon schlägt die Stunde, zu welcher uns die schöne Seilersfrau in ihr Haus bescheiden ließ." — "Lass' mich, Marchese, ich muß die

Spur meiner angebeteten Unbekannten verfolgen. Sage mir, wie sie heißt, wo sie wohnt?" — Andujar sah den Freund verwundert an, und versetzte: "Ich glaube, du bist toll geworden, Hauptmann. Soll ich etwa wissen, wo du wieder Feuer gefangen hast? Bin ich etwa nicht mit dir zugleich heut Morgen zu Gent angekommen?" — "Ich Thor," rief d'Amboise und schlug sich vor die Stirn, "ich habe mich auch an den Rechten gewendet. Du hast zwar eben mit ihr gesprochen, du kennst sie also, aber du wirst dich wohl hüten, mir ihre Spur zu verrathen. Und jetzt, so weit mein Auge reicht, kann ich sie nicht erblicken." — "Natürlich, sie ist dort in das zweite Haus gegangen," versetzte Andujar; "aber schlage sie dir nur aus dem Sinn, sie ist ja dieselbe, von der ich dir unterwegs erzählte, Hannah, die Tochter Mathieu's, die Frau unseres Freundes Luzio." — "Weh mir," sprach d'Amboise heftig, "so arg wird mir die Freude des Wiedersehens verbittert. Ihre freundlichen Blicke verleiteten mich, gegen meine Gewohnheit die Kirche zu betreten; sie zauberten mich fest bei dem unsinnigen Geplärr des Rosenkranzes. Pfui über die Kokette! Sie ist die Frau des liebenswürdigsten Mannes, und dennoch verräth sie, liebäugelnd mit anderen, die Treue. Ich will sie nicht wieder sehen. Der Capitain mag zu mir kommen." — "Sei klug," ermahnte der Marchese, "durch ein solches Betragen würdest du uns beide compromittiren. Mein Lakei hat heut Mittag unsere Empfehlungsschreiben und mein Billet zur schönen Seilerin hingetragen; sie ließ antworten, wir würden ihr heut Abend willkommen seyn, und sollten auch unsern Freund sehen. Sie macht das erste Haus in Gent, das einzige, wo sich geistreiche Leute zu geselliger Unterhaltung versammeln. Wenn du heut ausbleibst, so machst du sie bös, und wir haben noch den ganzen Herbst und den langweiligen Winter vor uns. Willst du dir, um der Laune dieses Augenblicks willen, die ganze Freude verderben? Dazu findest Du heut meinen Onkel dort, der morgen Früh wieder abreist; er weiß, daß du hier bist, und würde dir die Vernachlässigung gedenken, denn er vergißt nichts; der Connetable, unser neuer Chef, hat mir ebenfalls vor einer Stunde gesagt, er freue sich, uns beide, hörst du, uns beide! als seine alten Waffenbrüder in dem glänzenden Zirkel zu begrüßen." Mit diesen Worten zog Andujar den Widerstrebenden mit sich fort.

Das Haus, welches sie betraten, glich einem Palast. Sie nannten ihre

Namen, und ein Diener führte sie in ein Kabinet, durch dessen eine Thüre sie das Wogen der Gesellschaft im anstoßenden Saale vernahmen.

„Warum läßt man uns warten?“ fragte d'Amboise ungeduldig.

„Wir sollen wahrscheinlich unsern Freund sehen, der Minister aber nicht,“ versetzte Andujar; „du wirst dich wohl erinnern, daß der Verhaftsbefehl gegen ihn noch nicht zurückgenommen ist. Der Meister Mathieu hat dem Capitain die liebenswerthe Hannah nicht deßhalb vermählt, daß sie ihn als einen Gefangenen beweine; der Alte selbst hat auch wieder geheirathet, und seine junge schöne Frau, welche sich durch ihren glänzenden Geist auszeichnet, wird vielleicht allein im Stande seyn, Verzeihung für Luzio zu erwirken, besonders heut, wo sie den Minister selbst bewirthet.“

„Du verlierst dich in spanische Schlösser,“ meinte d'Amboise. — In diesem Augenblick rasselte ein bespornter Tritt draußen auf dem Gange, die Thür öffnete sich und hereintrat in Federhut und Panzer die wohlbekannte Gestalt des Hauptmanns Luzio, unverändert von der langen Zeit, — ihm folgte Hannah, einen muntern Knaben von etwa drei Jahren auf dem Arm. D'Amboise und der Marchese flogen dem Freund in die Arme, Frage drängte sich an Frage, und wurde so wenig gehört, als die Antwort. Endlich fiel d'Amboise's Blick auf Hannah und das Kind, und er fragte: „Dein?“ — „Mein, das weiß ich sicherer, als je ein Mann es wissen konnte,“ lächelte der Capitain. — „Dein Unglück hat sich in Glück verkehrt,“ fuhr d'Amboise fort, „und ich war Schuld an deinem Unheil, so ist es denn billig, daß dein Glück mein Unglück gebiert.“ Ein langer flammender Blick fiel auf die erröthende Hannah, erklärte den Sinn dieser dunkeln Worte, und die Schöne senkte die seidenen Wimpern, während Luzio lachend den Freund bei der Hand nahm und ausrief: Ich bin nicht eifersüchtig, es müßte denn seyn, daß ich die da um deine Liebe beneide. Aber kommt, wir müssen jetzt einer großen Entscheidung entgegengehen!“

Mit diesen Worten stieß er die Salonthüre auf. Meister Mathieu stand in seinem gewöhnlichen schlichten Kleide neben dem Kriegsminister und dem Connetable von Bourbon, um welche herum sich eine große, geputzte Gesellschaft drängte; der rasche Eintritt der neuen Gäste zog alle Blicke auf die Thüre hin, und Bourbon, seinen alten Waffengefährten augenblicklich erken=

nend, rief freudig den Namen desselben. Luzio ging festen Schrittes und mit soldatischem Anstande auf den Connetable zu, löste den Degen aus der Koppel, legte ihn, sich verneigend, zu den Füßen des Helden hin, und sprach: „Euer Deserteur, Monseigneur, Euer Gefangener.“

Während Bourbon verwundert den Capitain betrachtete, rieb sich der Minister nachdenkend die Stirn, und rief dann lebhaft: „Aha, guter Freund, ich besinne mich auf Euch, ich habe Euch schon seit vier Jahren ein Zimmer im Gefängniß bestellt, und Ihr könnt es gleich beziehen. Ich werde für Eure Reise sorgen.“

„Ei, nicht doch, Eure Excellenz“, fiel ihm Bourbon in die Rede; „Ihr werdet mir doch meinen Offizier, den ich wiedergefunden zu haben mich freue, nicht wegnehmen wollen?“

„Doch, doch“, entgegnete der Minister, „obwohl ich in Verzweiflung bin, Euch etwas abschlagen zu müssen. Der Capitain Andujar haftet mir für den Gefangenen.“ — Der Connetable wandte sich unwillig ab, d'Amboise knirschte mit den Zähnen, der Marchese ballte heimlich die Faust. Luzio aber nahm das Kind von Hannahs Arm, trat vor den strengen Minister hin, und sagte mit großer Ruhe: „Monseigneur, mein Sohn.“ — „Gut“, versetzte die Excellenz; „er mag auch Soldat werden und sich am Schicksale seines Vaters ein Beispiel nehmen. — Wo bleibt aber Eure Frau, Meister Mathieu?“

„Ihr sollt sie gleich sehen, Monseigneur“, antwortete Mathieu mit einem Gleichmuth, der den Marchese und d'Amboise erbitterte. „Aber für's Erste müssen wir diese Angelegenheit in Ordnung bringen. Die Uniform da mögt Ihr in's Gefängniß stecken lassen, die Person, welche sich darin bewegt, kann ich nicht wohl entbehren in meiner Wirthschaft.“

„Wie so?“

„Weil sie meine Frau ist“, platzte der Meister heraus. Luzio aber nahm den Federhut ab, schnallte behend den Panzer los, warf den Ueberrock zur Erde, und rief lächelnd: „Wollt Ihr mit Weibern Krieg führen, Excellenz?“ — Der Minister verneigte sich höflich, und sagte galant: „Die Schönheit ist frei. Ich werde den sonderbaren Fall Seiner Majestät berichten.“

Allen Anwesenden kam der Vorfall wie ein neckischer Traum vor, — aber für d'Amboise blühte ein schönes Erwachen, denn Hannah reichte ihm, eh' der Winter vergangen, vor dem Altar die Hand.

II.

Landschaftliches und Archäologisches

zu Virgils Aeneide,

von

Dr. K. L. Schmidt.

Das Capitol (Campidoglio) und der Tarpeische Fels.

(Nachtrag zum 9. Heft.)

„Auch zum tarpeischen Fels und zum Capitolium führt er,
„Das, nun golden, voreinst von wilden Dornen umstarrt war;
„Doch schon schreckt ein heiliges Grauen des Orts das verzagte
„Landvolk, da schon sah es mit Beben den Wald und die Felsen.“
Virg. Aen. VIII. 347 2c. nach Neuffer.

Dasselbe heilige Grauen, wie vor zweitausend Jahren den Bewohner jener Gegend, erfaßt jetzt den Wanderer an dieser Stelle, als dem alten Sitze der Weltherrschaft und der Penaten Roms:

Stat magni nominis umbra!

Der Schatten des alten Ruhmes, den Hamlet mit Recht nur den Schatten eines vorübergehenden Schattens (but a shadow's shadow) nennt!

Der capitolinische Berg hatte ehemals zwei Gipfel; auf dem zur linken, wo jetzt die Kirche Ara coeli steht, stand einst der prächtige Tempel des Jupiter Capitolinus, ein Werk des stolzen Tarquinius; auf dem gegen die Tiber hinsehenden Gipfel war die Burg mit vielen Tempeln und dem steilen tarpeischen Fels. Zwischen beiden Spitzen war die Stelle, wo das Tabularium stand, worin die Senatsbeschlüsse auf 4000 ehernen Tafeln aufgestellt waren, auch Intermontium genannt, und wo das heutige Campi doglio steht; eine

TARPEIA

Rupe Tarpea

Aen. Lib. VIII. 547.



prachtvolle, von Michel Angelo gebaute Treppe führt hinauf, wo drei herrliche Gebäude stehen; oben ist der majestätische viereckige Platz, von drei Gebäuden umgeben; das mittlere, auf den Substruktionen des alten Capitols, ist die Senatorie (die wir im vorliegenden Bilde von hinten sehen); auf der einen Seite steht das Museum capitolinum mit den Werken antiker Sculptur; auf der andern Seite der Palast der Conservatoren mit seinen herrlichen Gemälden. Auf der Mitte des Platzes erhebt sich die Reiterstatue des Kaisers Marc Aurel, von der Michel Angelo sagte: „Ricordati, che sei vivo e camina!“ „Erinnere dich, daß du lebst, und gehe!“ So viel vom heutigen Zustande dieses Ortes; vorliegendes Bildchen gibt uns gerade die Kehrseite oder den Rücken des capitolinischen Berges vom alten Forum her betrachtet. Im Vordergrunde sieht man noch die drei corinthischen Säulen des zum Forum gehörigen Gebäudes der Comitien; rechts im Mittelpunkt ist der Bogen des Septimius Severus; daneben die Säule des Kaisers Phocas und die Reste der Tempel des Jupiter Tonans und der Concordia; weiter rechts nach hinten das jetzige Kloster und Kirche Ara coeli; in der Mitte die Rückseite der Senatoria; links die schlechten Gebäude auf dem tarpeischen Fels.

Hier also, auf der westlichen Seite des Berges gegen den Fluß hin, ist der berühmte tarpeische Fels; er ist noch jetzt ziemlich hoch und steil; er hat seinen Namen von der Verrätherin Tarpeja, einer Tochter des Spurius Tarpejus. Als nämlich die Sabiner gegen Romulus und die Römer wegen des Frauenraubes Krieg führten und das Capitolium belagerten, ließ sich jene Jungfrau durch Versprechung goldenen Geschmeides bestechen, den Feind hier auf einem verborgenen Pfade hinaufzuführen; die Sabiner aber, welche sich dieses Mittels selbst schämten, begruben sie unter ihren Waffen und tödteten sie: daher noch immer diese Seite des Berges die tarpeische heißt, und auch in der Folge die Verräther am Vaterlande hinabgestürzt wurden; daher das Sprichwort: der tarpeische Fels ist nahe am Capitol; das Capitol wurde nämlich von den triumphirenden Feldherrn besucht, daher die Mahnung, daß man sich nicht durch Triumph und Siegesruhm sollte verleiten lassen, das Wohl und die Freiheit des Vaterlandes zu gefährden. Hier war es auch, wo die Gallier bei Nacht hinaufstiegen, hier war's, wo die wachsamen Gänse,

getreuer als jene Tarpeja, durch ihr Geschnatter das Capitol retteten, indem sie den Kommandanten Marcus Manlius weckten; hier war's, wo dieser Manlius, der daher den Namen Capitolinus erhielt, die Feinde zurücktrieb und in die Tiefe hinabstürzte, und hier war's, wo er selber, als er, ein besserer Soldat als Bürger, Unruhe und Aufruhr erregend, nach der Herrschaft strebte, von demselben Felsen, wo er Rom errettet hatte, hinabgestürzt ward!

Wir verlassen nun den von der Vergangenheit und tugendhaften Männern geheiligten Boden, wo ein Numa, ein Servius Tullius, die Brutus, Valerier, Scipionen und Katonen gewandelt haben, und betreten den von Horatius Flaccus geheiligten und verewigten Aufenhalt in

Tibur oder Tivoli.

Diese Stadt wetteiferte einst mit Rom, und verdiente den Namen Tibur superbum. Die Schönheit ihrer Lage und die Nähe von Rom veranlaßten, daß viele Landhäuser von römischen Großen dort angelegt wurden, und daß sie den Ruf der gefeiertsten Orte der alten Welt erhielt. Tibur liegt am Anio, jetzt Teverone, welcher in vierzehn verschiedenen Wasserfällen in ein Felsenthal herabstürzt. Auf dem vorliegenden Bilde zeigen sich einige von den sogenannten Cascatellen oder den mittleren Wasserstürzen; links und rechts erblickt man auf Anhöhen die Reste der Landhäuser des Horaz und seines mächtigen Gönners Maecenas; im Hintergrunde ist der ehemalige Mons Catillus, jetzt Santa Croce; außer den Ruinen noch vieler anderer Villen ist auch noch jene des Kaisers Hadrian im Thale des Anio.

Die Burg Kajeta, jetzt Citadella di Gaeta.

Auf der Via Appia, der Königin der Straßen, gelangt man von Rom aus an den pontinischen Sümpfen vorbei über Terracina in das Land der alten oscischen Volksstämme nach Gaëta, von Aeneas gegründet zum Andenken an seine Amme.

Die Festung liegt auf einem hohen, sich weit in das Meer hinein erstreckenden Felsen. Auf diesen Bergen wuchs der von Horaz besungene Massiker Wein. Im Vordergrunde des gegenwärtigen Bildchens sind noch die Ruinen der uralten Stadt Formiae, wo nach Plinius der Sitz der homerischen Laestrigonen war.

(Die Erklärung zu Flaxmans Umrissen zu Homers Odyssee folgt im 11. Heft.)





TIBUR

Tivoli





CAJETAE ARX.

Cittadella di Gaeta

Aen. Lib. VII



I.

Erinnerungen in Bildern.

Des Königs Liebchen

von

Wilhelm von Chézy.

Amour, à qui je dois et mon mal et mon bien,
Que ne lui donniez-vous un coeur comme le mien!
Ou que n'avez-vous fait le mien comme les autres!

Es ist eine wichtige und dennoch nie entschiedene Frage, ob das menschliche Herz zufriedener schlägt, wenn es mit einem Ueberschwang zarter Empfindungen begabt ist, oder ob es für seine Ruhe nicht besser thue, da der Sterbliche doch einmal bestimmt scheint, die Bahn der Sünde zu wandeln, diese Gefühle soviel als möglich auszurotten, wenn sie, wucherndes Unkraut, ihm die lustigen Blüthen am Lebensbaum vergällen? — Und wieder ist zu bedenken, daß im Allgemeinen hier jede Entscheidung überflüssig ist, denn des Menschen Herz, fortgerissen von den Bestimmungen eines unergründlichen

Schicksals, hört nicht Rath, nicht Warnung, und eilt sündentrunken unaufhaltsam dem Ziele zu, wo seiner entweder die bittere Reue oder die Langeweile harren, die vielleicht noch herber ist, als die Reue; denn ihr mischt sich keine versüßende Hoffnung bei.

Diese Betrachtungen drängen sich uns auf bei dem Anblick der Büßerin auf dem Bilde; sie starb, im Kampfe mit sich selbst, ob sie ihre Fehltritte selbst, oder ihr kurzes, durch diese Fehltritte zu theuer erkauftes Glück bereuen solle. Der aber, dem ihre Thränen flossen, fand sein Ende in Ueberdruß und Ekel, durch welche sich ein rother Faden brennender Pein, der Durst des Tantalus, wand. Den Beginn dieser zwei Laufbahnen sehen wir allegorisch in den beiden Bildchen dargestellt, die, in Scenen aus der Unschuldswelt, die Richtung der verschiedenen Charaktere andeuten, welche wir in der folgenden Erzählung wiederfinden, so daß wir dem kleinen Gourmand und der kleinen Näscherin nur eine andere Kleidung zu geben brauchten, um schwören zu können, es seien Jugendbilder der schönen La Valliere und ihres gekrönten Liebhabers.

König Louis XIV. erging sich eines Abends mit Beringhen nach einem glänzenden Fest im Garten; da geschah es, daß er vier Damen bemerkte, die sich in ein Gebüsch zurückzogen; neugierig, ihr Gespräch zu vernehmen, schlich er mit seinem Begleiter näher und barg sich hinter einen Baum, wo er, ungesehen und selbst nichts sehend, lauschte. Die Damen sprachen von dem Fest. „Wer war der Liebenswürdigste unter den Tänzern?" wurde gefragt; da stritten drei Meinungen um den Vorzug für Alincourt, Armagnac und Guiche, und nebstbei war von allen andern Herrn des Hofes die Rede, bis eine Stimme, die bisher sich noch nicht hatte vernehmen lassen, seufzend in die Worte ausbrach: „Wie kann man diese Leute nur bemerken, wenn sie in der Nähe des Königs sind?" — „So muß man also ein König seyn, um Ihnen zu gefallen?" — „Nicht doch; die Krone verleiht ihm keinen Reiz mehr, sondern dient nur dazu, die Gefahr zu vermindern, der in seiner Nähe ein empfängliches Herz ausgesetzt ist."

Louis hatte genug gehört, und zog sich zurück, voll Begierde, zu sehen, die ihn so bescheiden um seiner selbst willen verehrte. In den prunkenden Sälen Henriettens von England musterte er am nächsten Tag die Reihen



Hesslochl sc

DER GOURMAND.



der Damen, und entdeckte ein Antlitz, dessen sanfte und edle Züge ihn wünschen ließen, die Stimme, welcher er in vergangener Nacht ein süßes Geständniß abgelauscht, möge dazu gehören. — Der König war oft an dieser Schönheit vorübergegangen, ohne sie nur zu bemerken; jetzt gewahrte er auf den ersten Blick alle Vorzüge der zarten, mehr zierlichen als wahrhaft schönen Gestalt, die blonden Haare, die braunen, schmachtenden Augen, und den jugendlichen Schmelz der Anmuth, welcher über den frischrothen Lippen vergessen ließ, wie groß der Mund sey, und daß der Zauber seines Lächelns durch unschöne Zähne gemildert werde, wie der Glanz der Haut durch Blatternarben; selbst der hinkende Gang schien der, nicht durch Fülle reizenden Gestalt einen neuen Schmuck zu leihen.

Louis redete die Dame an, und die ersehnte Stimme war es, mit der Luise de la Balliere ihm erröthend antwortete. Von dem Augenblick an war des Königs alleiniges Sinnen und Trachten, wie er, ohne sich den Ermahnungen der Königin Mutter, dem Tadel seiner Gemahlin und Henriettens Eifersucht auszusetzen, sich dem Hoffräulein nähern könne. Er sprach, ohne eine günstige Antwort erhalten zu können; er schrieb, und erhielt gar keine, bis er endlich so dringend ward, daß die Bestürmte nicht umhin konnte, wieder zu schreiben. Aber der Himmel hatte ihr die Gabe versagt, Gedanken und Gefühle in Worte zu kleiden; da wandte sie sich in ihrer Noth an Benserade, den Hofdichter, mit der Bitte, einen Brief aufzusetzen, der den Empfänger weder zu Hoffnungen berechtige noch ihn kränke. Der Poet entledigte sich seines Auftrags, und sie schrieb Wort für Wort das Blatt ab, und fügte nichts hinzu, als einige kleine Züge, die ihr Herz ihr eingab.

Der entzückte König wollte auf der Stelle antworten, und zwar auf eine dem Gegenstand angemessene Weise; aber der Himmel hatte auch ihm die Gabe versagt, Gedanken und Gefühle in Worte zu kleiden; da wandte er sich in seiner Noth an Benserade, den Hofdichter, der auch ganz vortrefflich auf seinen eigenen Brief antwortete, und von nun an, zur größten Zufriedenheit der Parteien, den Briefwechsel besorgte; ohne daß sie es ahnten, hatte der schlaue Dichter ihre Herzen beide an unsichtbaren Fäden in seiner Gewalt, konnte sie trennen und versöhnen, je nach seinem Gutdünken, und spielte mit

ihnen nach Lust und Laune; doch war er zu sehr Hofmann, um darin seinem Humor zu weit zu folgen.

Doch kein Feuer ohne Rauch. Eines Tages gewann Louis bei einer Lotterie, wie er im Uebermaß seiner Verschwendung sie in die Mode gebracht hatte, ein Paar prachtvolle Armbänder, und statt dieselben der Königin, welche darauf hoffte, oder Madame, welche darauf zählte, zu überreichen, wußte er die scheuverborgene Geliebte zu finden, und reichte sie ihr. „Sie sind schön", sagte sie, und machte Miene, sie ihm zurückzugeben; — „Und in zu schönen Händen," entgegnete er: „um je in die meinen wiederzukehren."

In gewissen Fällen ist ein Geheimniß verloren, sobald nur sein Daseyn verrathen ist. Aller angewandten Absprünge ungeachtet wußten die auf die Fährte gebrachten feinnasigen Hofherren alsbald das königliche Wild zu bestätigen, und als Louis eines Abends den gewohnten Weg über das Dach gemacht hatte, fand er das Fenster, durch welches er einzusteigen pflegte, vergittert. Da erwachte in dem zärtlichen Schäfer das Selbstbewußtseyn des unumschränkten Gebieters, und er beschloß, trotz den Gegenvorstellungen seiner Angebeteten, öffentlich seine Neigung zu erklären, um von sich die lästige Larve der Verstellung zu schütteln, und sie über Kränkungen und Demüthigungen zu erheben, von denen vielleicht des übermüthigen Fouquet Anträge, wenn nicht die schlimmsten, doch die verhaßtesten waren. Da flüchtete vor dem allzufeurigen König Luise nach Chaillot in das Kloster; doch das diente nur dazu, die Leidenschaft anzufachen, statt sie zu kühlen. Vergebens versuchte die Königin Mutter ihn zurückzuhalten. „Sie sind nicht Meister Ihrer selbst!" rief sie, und er: „So bin ich doch wenigstens Meister derer, die mich beleidigen!" Er flog gen Chaillot, drang in das Stift und führte, nach langer Ueberredung, die neubekehrte Bekehrte im Triumph an den Hof zurück.

Die Flucht der La Valliere war der letzte Seufzer ihrer sterbenden Tugend; doch kämpfte sie noch lange, um das öffentliche Geheimniß ihrer Schande als Geheimniß zu bewahren, was ihr auch theilweis bis nach der Geburt ihrer Tochter gelang. Bald hernach gab sie dem Drängen des Königs nach, ließ sich, mit der Geduld eines Opferlammes, zur Herzogin erheben und mit allen den Auszeichnungen brandmarken, deren Schmerzen die Meisten ihres



[illegible] NÆSCHERINN.



Gleichen über dem Glanz zu vergessen pflegen. Doch sie fühlte lebhaft ihre Erniedrigung, die sie nur um ihrer Liebe willen zu ertragen vermochte, und mißbrauchte nie die Gewalt, welche ihre Stellung ihr gab; sie verschmähte sogar, des Herrschers Gunst für ihre Verwandten in Anspruch zu nehmen, so daß er von dem Daseyn ihres Bruders selbst nur durch einen Zufall, der seine Eifersucht erregte, Kenntniß erhielt.

Die Geburt des Grafen Vermandois zerstörte in Luisens Schönheit ihr Glück; die ewig scherzende Montespan wußte bald den sinnlichen König zu fesseln, der anfangs zwar mit Schonung den neuen Liebeshandel einleitete, aber bald die Larve sinken ließ, nachdem die Verrathene des Geliebten und der Freundin Falschheit bereits erkannt. Sie machte dem König Vorwürfe, und er entgegnete: er sey zu aufrichtig, ihr die Wahrheit zu verhehlen, und zu sehr Herrscher, um sich in seinem Weg hindern zu lassen.

Da stürzte das Gebäude des, ohnehin schon von Anfang durch herbe Reue vergällten Glückes, und unter seinen Ruinen lebte eine aufrichtige Büßerin, die, nach dem Zeugniß der Zeitgenossen, keine ärgere Buße zu ersinnen wußte, als bei der siegreichen Nebenbuhlerin zu verweilen, und ihrem Glücke zuzusehen, während sie in ascetischem Eifer jeder Art von Demüthigung mit Ergebung sich unterwarf. Dies Leben ertrug sie drei Jahre lang, und nachdem sie ein Paar vornehme Freier zurückgewiesen, flüchtete sie nach Chaillot. Der König sandte ihr nach. „Einst holte er mich selbst von hier", rief sie, — und folgte dem Ruf, um dann zwei Jahre später auf immer in die Freistatt des Klosters zurückzukehren, wo sie, eintretend, zur Priorin sagte: „Ich habe mein ganzes Leben hindurch einen so schlechten Gebrauch von meinem freien Willen gemacht, daß ich am besten thue, ihn in ihre Hände niederzulegen."

Am 3. Juni 1675 that die Herzogin von La Valliere, im ein und dreißigsten Jahr ihres Lebens, Profeß bei den Carmeliterinnen von Chaillot. Der ganze Hof wohnte der Feierlichkeit bei, und die Königin, welche um ihrer Demuth willen zur Zeit des höchsten Glanzes die Favorite stets mit Güte behandelt hatte, reichte der Himmelsbraut den schwarzen Schleier. Von da an hieß sie die Schwester Luise de la Misericorde, unter welchem Namen sie durch die strengsten Bußübungen fünf und dreißig Jahre lang Fehltritte zu sühnen

trachtete, welche ihr die Welt längst vergeben, und die der Himmel, wenn er etwa sie als solche betrachtete, sicherlich zu Magdalenens Sünden geschrieben hatte.

Die Savoyarden.

(Nachtrag zum 9. Heft.)

Mit der Naturgeschichte des Murmelthiers verbindet sich in unserer Phantasie stets diejenige des Savoyarden, des muntern Führers dieses Thierleins. Den Knaben, welchen aus Savoyens Gebirgen der Hunger nach London und Paris treibt, haben wir im „kleinen Auvergnaten" in analoger Schilderung bereits unsern Lesern vor Augen geführt; hier sehen wir sie in einer jener Spelunken, in denen die kleinen Pilger der Industrie ihre Ruhestunden zubringen. Zur Charakteristik des Savoyarden gehört vorzüglich eine unerschöpfliche Lustigkeit, eine selten wankende Ehrlichkeit, dazu Sparsamkeit und treue Liebe zur Heimath, zu den frommen Eltern und Freunden.

Es wäre interessant, aus statistischen Tabellen zu erfahren, wie viel dieser Geschöpfe jährlich in die zwei großen Städte kommen, und wie viele zu Grunde gehen, bis eins davon, mehr oder minder glücklich, wieder heimgelangt.

Die Zahl derjenigen Savoyarden, die nach Deutschland kommen, ist verhältnißmäßig sehr gering.



DIE BÜSSENDE



II.

Homers Odyssee

in Umrissen nach John Flaxman;

mit

Erläuterungen

von

Dr. K. L. Schmidt.

Eos und Helios oder Apollo.

(Nachtrag zum 10. Heft.)

Wir finden den Odysseus aus der Unterwelt zurückkehrend, und wie er bei seiner Rückkehr aus dem furchtbaren Reich der Schatten von der lieblichen Eos, der Vorläuferin und Heroldin des Tages oder des Helios, zuerst begrüßt wird.

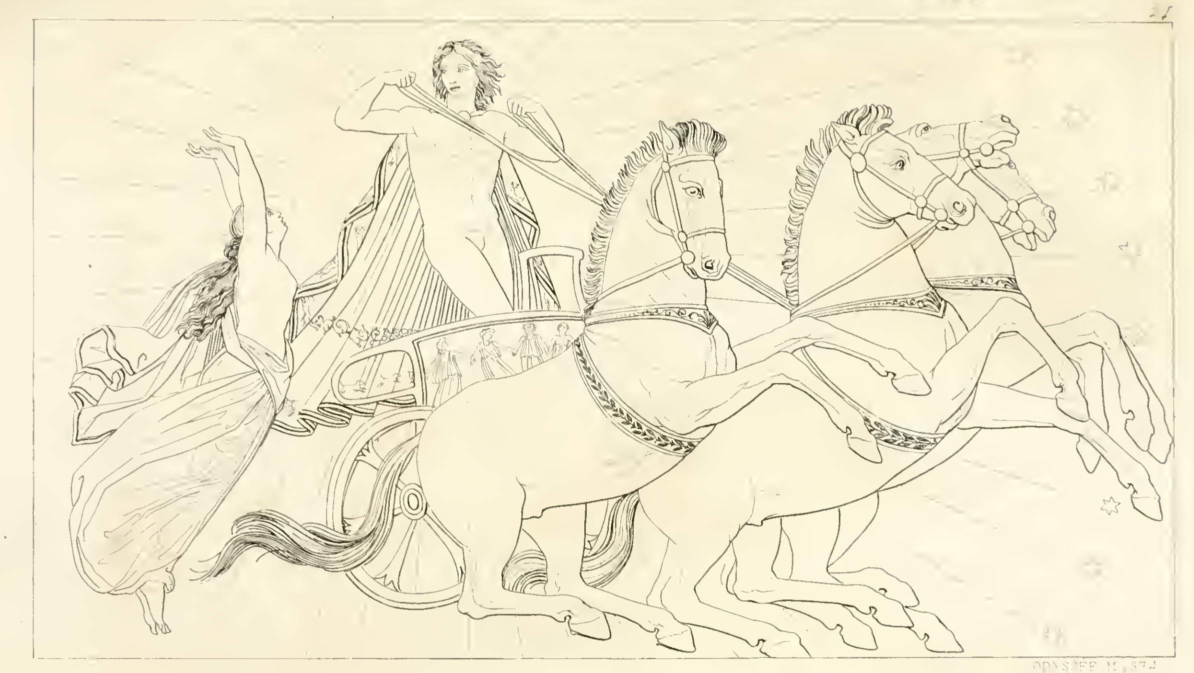
In der That, wir müssen unserem Compositeur auch hierin das Lob der Vortrefflichkeit zollen, daß er es so meisterhaft versteht, die Momente seiner Darstellungen zu Homer zu wählen, und dabei nicht nur Interesse seines Bildercyclus an sich, sondern auch ganz dem Geiste und dem Wesen der ihm zu

Grunde liegenden Distanz voller Leben, Abwechselung und Bedeutung entspricht und getreu bleibt. Das Bildchen von Odysseus im Schattenreiche und vorliegendes, bilden äußerst passende Gegensätze und Gegenstücke, dort wird der Held von allen Schrecken der Phantasie und der Nacht bestürmt, hier von der holden Morgenröthe, wie nach schweren und beängstigenden Träumen, begrüßt.

Homer, deine Welt ist herrlich! Alles, das Tagtägliche sogar, ist Bild und ist schön! dem Hellenen war die Welt keine Schöpfung, kein Werk der Götter, sondern selbst ein Wesen, von Göttern erfüllt und beseelt; die Natur war nicht von einem Naturgesetze, sondern von Göttern und Göttinnen belebt. Die Naturgegenstände hatten — dem Menschen gegenüber, — dieselbe Selbstständigkeit, dieselbe Persönlichkeit, dieselbe Bedeutsamkeit, wie jedes andere Wesen; den Baum belebte eine Driade, die Quelle eine Najade, den Berg eine Oreade. Der betrachtende Mensch, der bildende Künstler, konnte daher seinen Naturgegenständen in seinen Gedanken und in seinen Bildern keine andere Bedeutung, keine andere Idee, als die dem Naturwesen eigenthümliche unterlegen.

Der griechische Künstler und Dichter ging in das Wesen und in die natürliche, eigenthümliche Bedeutsamkeit der Gegenstände ein, und machte sich gleichsam selbst zum Gegenstande, — wogegen die christliche, subjective Weltansicht die Gegenstände erst in sich hineinzieht, sie erst gleichsam Mensch werden läßt, sie zu einer Idee erhebt, und sie wiederbildet und darstellt, aber nichts beibehält als die frühere Form ihrer Erscheinung. Es herrscht in der Homerischen Weltansicht ein lebendiger, kindlicher Glaube, ein Glaube, dessen Objekte wirklich und lebendig vor den Sinnen umherwandeln; kein geistiger, kein historischer, kein ahnender, oder Gemüthsglaube, sondern ein Verstandesglaube, ein Glauben an die Wirklichkeit und Wahrheit der sichtbaren Dinge, der also immer lebendig blieb, so lange die Sinne wachten, der immer Nahrung erhielt, so lange Gegenstände und Leben ihn umgaben. Dieser kräftige Naturglaube, wie griff er nach seinen Gegenständen, gleichsam nach Geschwistern des Lebens! Wo hingegen der laue Traditions- und Erbglaube sich erst mühsam und kümmerlich zum Köhlerglauben

LAMPETIA BRINGT DEM APOLLO KUNDE VOM RINDERMORDE



ODYSSEE 12, 374

LAMPÉTIE SE PLAINT À APOLLON



steigert, um damit sich und seinen Ideen zu einem Kunstobjekte anzuschwärzen, und in die Dichtung hinein zu schwärzen!

Eos, bei den Römern Aurora, die liebliche Tochter Hyperions und der Thia, die Göttin der Morgenröthe und die Verkünderin und Heroldin der Sonne, oder Apoll. Bei ihrem Erscheinen fliehen die Nebel und das Dunkel der Nacht mit ihren Gestirnen und Träumen; von Homer wird sie stets die rosige, die Göttin mit Rosenfingern und mit rosigem Schleier genannt.

Die Horen, die Göttinnen der Zeit, der Jahreszeiten und Tagesstunden, Eunomia, Dike und Irene sind hier in ihrem Gefolge. Die Göttin selbst schwebt mit zierlich über dem erleuchteten Haupte erhobenem Schleier einher, über ihrem Haupte leuchtet der Morgenstern; eine der Horen eilt ihr voran, die andern folgen auf leichtem Gewölke, mit einer Hand vorwärts deutend, mit der andern rückwärts nach dem heraneilenden Sonnengespann; alle vier Gestalten scheinen gleichsam von dem Morgenwinde, welcher stets die Ankunft des Tages zu begleiten pflegt, heran gewehet und getragen zu seyn; und man glaubt die schnaubenden Rosse des Sonnengespannes auf ihren Fersen folgen zu sehen. Zeichnung und Komposition des Künstlers sind bei aller Einfachheit äußerst lieblich und reizend.

Ein eben so herrliches Seitenstück bietet uns Apoll dar auf seinem Sonnenwagen. Die sich bäumenden Rosse, über ihnen der zürnende Gott! Am Rande seines fliegenden Gewandes sieht man die Zeichen des Thierkreises, an seinem Wagen das künstliche Gebild eines luftigen Reigentanzes der Grazien und Horen.

Welch' eine Kluft zwischen jener Welt mit ihren herrlichen, lebenden Bildern!

„Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg“

und Helios auf seinem Sonnenwagen

„— — aufstieg zu der Bahn des strengen Himmels“

„Und dann wieder zur Erde hinab vom Himmel sich wandte“, —

statt unseres alltäglichen Sonnenaufganges und Unterganges!

„Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.“ —

Wo dagegen eine Travestie obiger Strophe sagen könnte:

Und in jenen hellen Wonnetagen,
Als die Sonn' sich um die Erd' gedreht,
Durft' kein Galliläi anders sagen,
Weil es also in der Bibel steht.
Aber jetzt in der Trabanten Heere
Muß sie selbst sich drehen um den Glanz
Jener stolzen Sonne, gleich als wäre
Sie am Bratenspieß die Gans.*)

Wir sehen hier den Sohn der Leda in unsern Abbildungen zu Homer zum ersten Male, und es wird manchem Leser nicht unwillkommen seyn, seine allgemein mythologische Bedeutung zu erfahren.

Apollo, auch Phöbus Apollo, war der Sohn Jupiters und der sterblichen Latona, oder Laeto, und der Diana, Artemis, Zwillingsbruder. Die eifersüchtige Juno hatte die Göttin der Erde, ihr keinen Platz zur Geburt einzuräumen, beschworen; Latona irrte überall von Schrecken verfolgt umher, bis endlich Neptun sich ihrer erbarmte und die Insel Delos für sie aus dem Meere auftauchen ließ, den Geburtsort ihrer beiden Kinder.

Apoll war der Gott der Musen, der Künste, besonders der Dichtkunst, Tonkunst und Heilkunst. Zugleich Erfinder des Gebrauches der Pfeile und des Bogens, daher er Ferntreffer genannt wird. Mit dieser Waffe erlegte er die Schlange Python in Delphi, daher die Orakelpriesterin daselbst Pythia, er selbst Pythius genannt; auch die Söhne der Niobe und die Cyclopen fühlten den Schmerz seiner Pfeile; aber wegen Tödtung der Letztern zog er sich den Unwillen Jupiters zu, und ward aus dem Olympus auf einige Zeit verbannt, während welcher er sich als Hirte bei dem arcadischen König Admet aufhielt, und die Mauern Troja's unter dem Spiele seiner Leyer erbauen

*) Aus einer ungedruckten Travestie der Götter Griechenlands.

DER MORGEN



LE MATIN



half. Daher kommt es, daß Apoll den Griechen seine Hilfe und seine Gunst bei Belagerung dieser Stadt entzog und sie den Trojanern gewährte.

Apoll war sowohl bei Griechen und Römern einer der gefeiertsten Götter, und seine Altäre thronten in den herrlichsten Tempeln der alten Welt. Der Kunst war die Bildung dieses Gottes das höchste Ideal männlicher Schönheit, des festesten und regsamsten Körperbaues, und einer ewig heitern und blühenden Jugend des Antlitzes. So haben wir noch eine herrliche kolossale Bildsäule von ihm, die unter dem Namen Apollo Belvedere zu Rom bekannt ist. Mit wallenden Locken, mit Lorbeer bekränzt, schreitet er mächtig einher, bis zum Zorne gesteigerten furchtbaren Ernst auf dem männlich schönen und jugendlichen Antlitz. Entweder dachte ihn der Künstler als mit der Vertilgung der Niobiden oder der Schlange Python begriffen; doch am wahrscheinlichsten ist, daß er den Moment darstellt, wie er, aus dem Tempel hervortretend, den, wegen Muttermords verfolgten, von Eumeniden gejagten und geängstigten Orestos befreit, und diese Rachepriester aus seinem Heiligthum vertreibt.

In vorliegendem Bildchen sehen wir den Gott, wie er erzürnt über die Bothschaft der Nymphe Lampethia, welche ihm den an seinen Rinderheerden in Sicilien begangenen Frevel der Mannschaft des Odysseus berichtet, die Rosse des Sonnenwagens mit mächtigem Zügel im Laufe hemmet, gleichsam als bliebe die Sonne, wie zu Josuas Zeit, vor Erstaunen über ein solches Vermessen, stehen. Ueberhaupt ist Apoll bei Homer ein eifriger Gott, der auch den geringsten Frevel an seinen Heiligthümern und den Seinigen furchtbar zu rächen pflegt. So hatte er über die vor Troja gelagerten Griechen eine furchtbare Seuche verhängt, weil Agamemnon die seinem Priester geraubte Tochter gegen Lösegeld auszuliefern verweigerte. Auch an Odysseus und seinen Gefährten rächte Apollo den geübten Rinderraub auf's empfindlichste; nachdem die Irrfahrer alle Gefahren nicht ohne viele Opfer und vielen Verlust bestanden, und der Heimath sicher entgegensehen konnten, ereilt sie plötzlich die Rache des Gottes auf offenem Meere, und zerschmetterte das Schiff; die Frevler alle büßten mit dem Leben, und der Held selbst ergreift, überall Rettung und Hilfe ersinnend und erspähend, eines der von den tobenden Wogen umhergeschleuderten Trümmer des Schiffes, und wird denselben Weg, den er eben hinter sich hatte, wieder hinter Sicilien zurückgetrieben, den furchtbaren

Schlünden der Charibdis entgegen. Im Angesicht dieses furchtbaren Meerwunders, das von Zeit zu Zeit die Meeresfluth in sich hineinschlürft, und dann wieder mit ungeheurem Getöse hinausspeiet, überläßt der Held seinen Balken der Strömung, und hält sich an einem mitten im Meere einsam stehenden Feigenbaum, — gerade so, wie einst damals unter dem Bauche des großen Widders in der Höhle Polyphems, — so lange, bis die Trümmer des Schiffes wieder herausgespieen wurden; dann ergreift er wieder eines derselben, das ihn endlich an die Gestade der Nymphe Kalypso trägt, wo wir ihn am Anfange des Gedichtes finden.

Die Sirenen und die Scilla.

Indem wir uns in Betreff der Letztern auf das von uns im 3ten Hefte im landschaftlichen und archäologischen Theile Gesagte berufen, haben wir nur noch einige Worte über die Auffassung des vorliegenden Bildes von Seiten des Künstlers nachzuholen.

Vorerst ist die Wahl des Gegenstandes selbst nicht zu billigen als den Ideen der antiken Kunst und dem Geiste des Dichters widersprechend. Jene verschmähete stets die Darstellung des Häßlichen und Gräßlichen, und wenn sie genöthigt war, solche Gegenstände der Fabel darzustellen, z. B. der Furien, so wählte sie nicht weniger schöne Formen, als bei der Darstellung einer Nymphe oder sonstigen Gottheit. Ja, das hellenische Alterthum hatte sogar ein Staatsgesetz, welches den Künstlern verbot, in unedlen, häßlichen Formen darzustellen. Solche Ausgeburten der Phantasie waren nur dem Dichter darzustellen erlaubt, nie aber dem darstellenden Künstler, und wir glauben, daß sich unser wackerer Flaxmann bei Entwerfung obiger Komposition sich ein wenig vergaß und in Dante's Hölle sich verirrte, wo solche Chimären Platz finden, und in diesem Falle auch dem Künstler erlauben, sie darzustellen, was namentlich unserem Künstler in seinen Kompositionen zu obigem Werke vortrefflich gelungen ist. Zweitens ist es sogar gegen den Geist des Dichters; denn aus Allem kann man ersehen, daß Homer selbst die Scilla

DIE SIRENEN





und Charibdis mehr als Naturbegebenheiten darstellt, denn als mythologische Gestaltungen und Wesen, und sie nur personificirte, weil die einfache Darstellung derselben als Naturerscheinung sich gegen die Poesie des Epos sträubte.

Auch was die Darstellung an sich betrifft, können wir die Komposition nicht billigen: der Künstler wählte den Moment, wo das Schiff des Odysseus schon an dem Ungeheuer vorüber ist; im Hintergrund sieht man das Schiff dahineilen, auf dessen Hintertheil der Held mit dem Schwerdte in der Hand steht, um die Ruderer anzueifern, während vor uns das Ungethüm in jeder seiner sechs Hände einen der Unglücklichen in die Höhe hebt: diese zappeln, so klein wie Frösche, in den riesengroßen Fäusten; und hierin verfehlte der Künstler seinen Zweck, das Gräßliche und Schreckliche darzustellen, denn zwischen dem Erhabenen und Gewaltigen ist nur ein kleiner Schritt zum Lächerlichen. Doch hie und da macht auch der treffliche Homer sein Schläfchen! —

Um aber auf die Sirenen zurück zu kommen, müssen wir auf die Erzählung des Dichters selbst zurück greifen. Homer schildert diese als Jungfrauen mit lieblicher Stimme und der Kunst der Weissagung, welche auf blumigem Gestade sitzen und mit unwiderstehlichem Zauber des Gesanges die vorübersegelnden Piloten an das Gestade zu locken suchen, um sie dort zu zerfleischen. Kein Sterblicher vermag der Macht ihrer Lockung zu widerstehen; daher hatte vorher die kluge Zauberin Kirke dem Odysseus gerathen, die Ohren seiner Gefährten mit Wachs gegen jenen Zauber zu verwahren, und sich selbst mit festen Banden an den Mastbaum fesseln zu lassen, wie wir im Bilde des vorigen Heftes sahen. Die verderblichen Nymphen sitzen auf blumigem Rasen, hinter ihnen die Knochen und Reste der unglücklichen Opfer ihrer Lockungen. Obwohl Homer nur von dem Zauber ihrer Stimmen, nicht von dem ihrer Körper spricht, so hatte dennoch der Künstler wohl daran gethan, ihnen reizende, jugendliche Gestalten zu geben, und nur die Füße zu verhüllen, deren einer jedoch mit gräulichen Klauen unter dem Gewande hervorsieht, und uns genug verräth, um nicht nach dem andern, was die Gewande verbergen, spähen zu wollen. Dem zeichnenden Künstler ist es versagt, den Zauber der Stimme anzudeuten, deßwegen mußte er seine Zuflucht zur Schönheit und den Reizen körperlicher Formen nehmen.

Die Mythologie erzählt von diesen drei Nymphen, daß sie Töchter des Flußgottes Achelous und der Muse Melpomene waren, deren Unterleib von Ceres in ungestalte Vögel verwandelt worden, weil sie sich geweigert hatten, der Proserpina gegen den Jungfrauenräuber Pluto beizustehen.

Die Römer nannten die Stelle die Klippen der Sirenen, jetzt tragen sie den Namen Li Galli, d. h. die Schlaghähne, oder Singvögel, nicht unwahrscheinlich deßhalb, weil sie bei dem Wehen der Süd-, und Südost-Winde allerhand pfeifende Töne aus den vielen röhrenartigen Oeffnungen von sich geben, die sich in ihnen finden: denn sie sind schmale und hohe Felsenklippen von porösem Gestein. Hieraus bildete sich schon im entferntesten Alterthume die Sage von singenden Jungfrauen. Sie liegen südwärts von Neapel und der Insel Capri, nahe an dem Vorgebirge Punta della Campanella. Wegen den vielen Klippen dieser Seegegend ist die Fahrt bei einigem Winde mit großer Gefahr verbunden.



ARDEA.

Ardea.

Aen. Lib. VII 411.



III.

Landschaftliches und Archäologisches

zu Virgils Aeneide,

von

Dr. K. L. Schmidt.

Ardea.

Wir betreten den ehrwürdigen Boden der Urgeschichte Roms, und den Schauplatz der in Virgils Aeneide besungenen Begebenheiten.

Ardea war viel älter als Rom; Danaë, die Geliebte des Zeus und Mutter des Proseus soll sie gegründet haben; nach andern ein Sohn des Odysseus und der Zauberin Circe. Als Aeneas in Italien landete, herrschte Turnus über Latium, oder dem Lande der Rutuler, dessen Hauptstadt damals unser Ardea war. Von hier aus wurde Alba longa, und später Rom gegründet, Ardea ist also gewissermaßen als Mutterstadt der Weltbeherrscherin zu betrachten. Als aber im Jahr 442 vor Chr. Ardea durch Unruhen und Bürgerkriege zwischen den Vornehmen und Plebejern, zerrüttet und entvölkert wurde, sandten die Römer eine Kolonie dahin.

Es hatten sich nämlich zwei Jünglinge, einer von Patricischem, der andere von Plebeischem Geschlechte um eine schöne Jungfrau beworben, worüber die Partheien so in Kampf geriethen, daß endlich die Plebejer aus der Stadt geworfen wurden, und die Volsker herbeiriefen; diese belagerten Ardea, deren eingeschlossene Patrizier ihrerseits die Römer um Schutz fleheten: diese kamen mit einem Heere, schlugen die Volsker und stellten, nach Enthauptung der Unruhestifter, die Ordnung in Ardea her; aber diese Vorfälle hatten die Stadt in hohem Grade entvölkert, daher erhielt sie eine Colonie aus Rom. Im zweiten punischen Kriege wagte es diese Stadt, nebst eilf anderen römischen Colonien, den Römern die üblichen Subsidien und Hilfstruppen zu verweigern; Rom, damals hart von Hannibal bedrängt, verschmähte es mit gewohntem

Stolze, weiter in sie zu bringen, ignorirte sie gänzlich, und bestrafte die Abtrünnigen mit stillschweigender Indignation; sechs Jahre später, als sich die Angelegenheiten des Kriegs für Rom besser gestaltet hatten, nahm der Senat eine andere Sprache gegen sie an, und forderte von ihnen die sechsfache Leistung, wogegen weder Vorstellungen noch Bitten halfen. Ardea soll auch die Metropolis von dem mächtigen Hispanischen Sagunt seyn.

Die Stadt, die bis auf unsere Zeit ihren Namen unentstellt und unverändert behalten, liegt etwas landeinwärts vom Tyrrhenischen Meere, am Flusse Numicus, in welchen sich Aeneas soll gestürzt haben, und am Fuße des Albanergebirges, 6 Stunden von Rom entfernt, und gehört gegenwärtig einem römischen Nobile.

Laco Averno. Lacus Averni.

Dieser See ist fast ringsum mit steilen Anhöhen umgeben und liegt zwischen Kumä und Puteoli (Pozzuoli). Die Benennung Avernus kommt aus dem Griechischen, Aornos, d. i. der Vögellose, weil die Ausdünstung aus dem See so giftig gewesen seyn sollte, daß selbst die über ihm fliegenden Vögel in ihn leblos aus der Luft herabstürzten. Daher machte ihn die alte Sage zum Eingang in die Unterwelt. Auch Virgil setzt den Eingang in das Schattenreich in die Höhle beim Avernischen See; die Tiefe desselben, seine hohen Ufer, das Grauen der dichten Wälder ꝛc., mahnen auch noch jetzt an jenes Bild der Hölle. Virgil benutzte, wie alle Dichter, der Sage zufolge das natürliche Grauen der Orte, religionem loci — d. h. den religiösen Schauer des Volks: denn auch in spätern Zeiten wurde hier die Pforte der Unterwelt gesucht; hier hatte seit uralten Zeiten Proserpina, oder Persephone ihren Hain, und Pluto sein finsteres Haus. Hannibal ging mit einem Theile seines Heeres dahin, um dort zu opfern, und überfiel bei dieser Gelegenheit die Besatzung von Puteoli. Die Ruine, die wir im Mittelgrunde des vorliegenden Bildes sehen, wird für einen alten Tempel Neptuns gehalten. In der Ferne erhebt sich eine Parthie des Monte Gauro.



LACUS AVERNI

Lago Averno



I.

Erinnerungen in Bildern.

Die Schmuggler

von

Wilhelm von Chézy.

> Frage nach bei Greis und Kinde,
> Jedes sagt dir keck und klar:
> Süß und lockend ist die Sünde,
> Doch noch schöner die Gefahr.
>
> Maltitz.

Hoch und herrlich prangen auf dem festen Lande die ewigen Zinnen der Gebirge, aber auch das flache Meer hat seine Herrlichkeiten, wenn uns der hölzerne Vogel mit den leinenen Schwingen in raschem Fluge hinträgt, wo das Auge nichts wahrnimmt, als Wasser und Luft, bis fernher endlich blaue Berge aufdämmern, und, immer näher und näher rückend, zuletzt mit grünender und blühender Pracht den sehnenden Blick erquicken, so daß der Seemann mit Recht sagen kann: Blau ist die Hoffnung, Grün die Erfüllung! — Oder wenn sich, vom gewaltigen Hauch des Sturmes erregt, krystallene Berge beweglich thürmen, und das Schiff, bald auf dem Schaum der Zinnen tanzend, bald zu den dunkeln Tiefen hinabfliegend, im Ungewitter dahinrast, und Alles Erschaffene bebt, nur nicht der Mann!

Der Räuber des Gebirges und der Pirat, der verwegene Wildschütz und der Schmuggler zur See, sie lernen beides kennen, der eine die Herrlichkeiten und Gefahren des Hochlandes und seiner Wälder, der andere die Herrlichkeiten und Gefahren der See, und jeglichen von ihnen belebt ein Gefühl, er-

muntert ein Reiz, die noch eine andere Triebfeder haben, als die Gewinnsucht, und eben deßhalb unsere Theilnahme in Anspruch nehmen.

Bei keinem Volke gilt das Gewerbe eines Schmugglers für ehrlos, und seine Handlungen sind nirgends ein Verbrechen, als vor dem Stuhl des Richters. In Irland wie in der Krimm gilt bei dem Volke das Gesetz, welches den Zöllner bewaffnet, für Tyrannei, — derjenige, welcher es mit Gefahr seines Kopfes zu übertreten wagt, für einen Helden. Und wir dürfen diese Meinung dem Volke nicht verargen, denn bei all unserer Achtung vor unsern bürgerlichen Einrichtungen, regt sich in uns bei dem Anblick des vorliegenden Bildes ein geheimes Mitgefühl, das wohl eben so sehr dem dargestellten Gegenstand, als der Darstellung selbst gilt. Mit gespannter Erwartung blicken wir nach dem fernen Segel, und, vorausgesetzt, daß es kein Wachtschiff näher fördert, leihen wir ihm unsere Wünsche, daß es noch zu rechter Zeit anlange, ehe der anbrechende Morgen vollends emporsteigt, und den Dienern der Douane einen Fang in die Hände liefert. Mit einem Wort, wir hoffen, daß die Poesie dießmal nicht, wie so oft, der Prosa in die Hände falle.

Die unglückliche Familie.

Gewiß tritt das Elend nirgends in so scheußlicher Gestalt auf, als in großen Städten, obschon es auch an keinem andern Ort sich in solchen Glanz hüllt. Das Bild stellt offenbar eine Dachstube in einem der himmelhohen Häuser von Paris dar. Vielleicht ist, fünf oder sechs Stockwerke tiefer, im Erdgeschoß eine Apotheke, aus der irgend eine kleine Gabe den sterbenden Arbeiter einer kleinen Familie erhalten könnte; im ersten Stock wohnt ein Arzt, von dem die ganze elegante Welt geheilt seyn will, und so ist vielleicht ein großer Theil des Hauses von Leuten angefüllt, die helfen und lindern könnten, und würden, wenn sie auf einem Platz wären, wo der Nachbar den Nachbar kennt, und wissen kann, ob das Elend Strafe oder Unglück ist.



HERMAN EN MARIA.





DIE SCHMUGGLER



II.

Homers Odyssee

in Umrissen nach John Flaxman;

mit

Erläuterungen

von

Dr. K. L. Schmidt.

1. Odysseus Ankunft in Ithaca.

Wir wissen von unserem Helden, daß er nach dem Verluste seiner Gefährten und Schiffe an das Gestade der Nymphe Kalypso in Ogygia getrieben wurde, daß er daselbst in den liebeheischenden Armen der Göttin sieben Jahre abgehalten, und endlich auf Befehl der Götter befreit, und auf einem Floße entlassen wurde. Wir sehen ihn abermals mit der Fluth ringen, welche von der Rache und dem Hasse Posseidons gegen ihn erregt worden, bis er endlich an das Gestade der Phäaken getrieben wurde, und gast- und menschenfreundliche Aufnahme fand, und uns die Geschichte seiner nun vollendeten Irrfahrten und Drangsale erzählte; wie er auf seinen Fahrten auf dem westlichen Weltmeere beständig zwischen Rettung und Untergang schwebte, wie ihn Glück und Unglück bald an einem Eingange zu retten versprechen, bald an dem Ausgange aus diesem Meere zu verderben drohen.

Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit welcher der Dichter Mannigfaltigkeit und Absicht in die verschlungenen Wege bringt. An planloses Umherirren, wo eben ein Wunderland sich darbot, an Anbringen und Auskramen geographischer Kenntnisse von Seiten des Dichters, und Aehnliches, ist nicht zu denken.

Gegenwärtiger Cyclus von Homerischen Bildern in dem nun geschlossenen, vollendeten Bande der historisch-romantischen Bildergallerie ist zwar

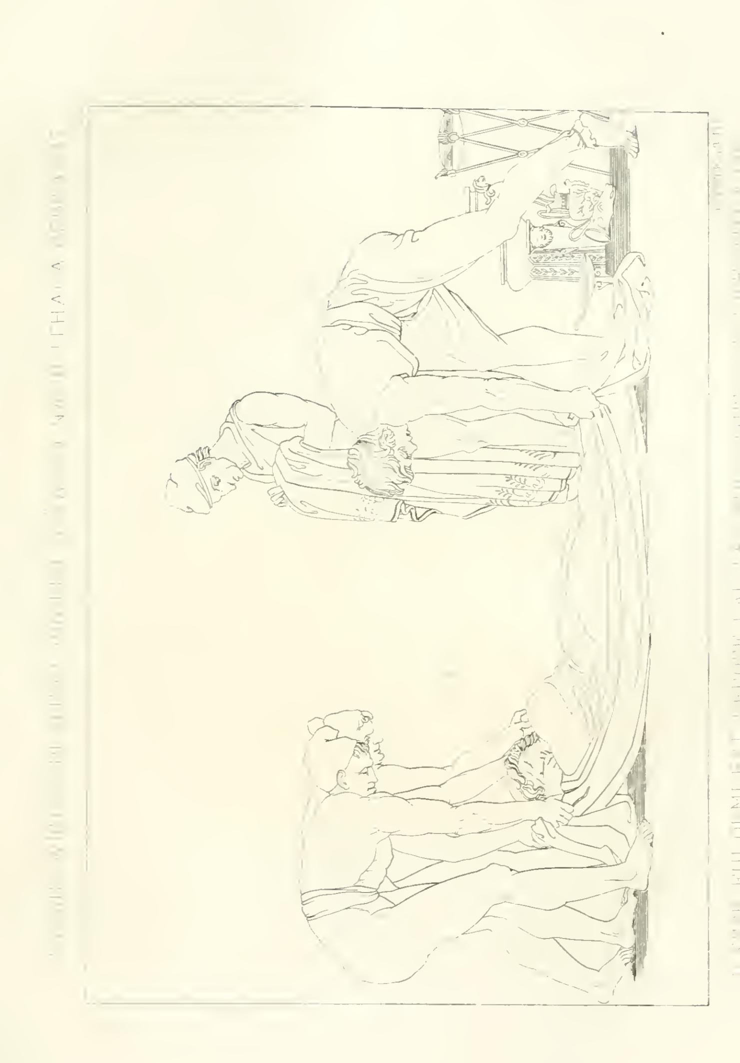
15*

vor seinem Ende abgebrochen, da diesem noch zehn Gesänge mit eben so vielen Bildern folgen, aber sie bilden doch bis dahin ein abgerundetes und abgeschlossenes Ganze -- die Geschichte der Irrfahrten des Odysseus, von der Zerstörung Troja's bis zu seiner Landung in der Heimath. Allerdings sind jedoch im Laufe der bisherigen Geschichtserzählung und selbst im Bildercyklus einige Fäden angelegt und eingeleitet, die durch das ganze Heldengedicht ziehen, und so mit den Irrfahrten des Helden in keiner Berührung stehen; wie z. B. das Treiben der Freier, Penelope, Telemachs Reise und seine Gefahr, auf der Rückkehr von den nachstellenden Freiern getödtet zu werden rc.; um nun auch hierüber dem geneigten Leser Befriedigung zu geben, setzt der Verfasser seine Erzählung über den Kreis der vorliegenden Bilder hinaus fort, indem er das Heldengedicht bis zu seinem Ende führt.

Die Phäaken hatten den Helden mit vielen Geschenken beehrt und ihm ein Schiff zur Heimfahrt ausgerüstet; auf diesem gelangte er schlafend an die heimischen Gestade, und schlafend wird er von den menschenfreundlichen Schiffern mit seinen Gastgeschenken an das Ufer gelegt, gleichsam wie ein schlafendes Kind in die Arme der sehnenden Mutter; aber bei seinem Erwachen erkennt es ihre Züge nicht mehr und sieht die Liebende mit fremden Augen an: so erwachte Odysseus, und erkannte sein Vaterland nicht mehr, denn Athene wollte es so. Diese trat ihm dann freundlich als Fremdling entgegen, gibt sich ihm zu erkennen als seine schützende und getreue Göttin, und leistet ihm Rath und Hülfe, sich des Reiches wieder zu bemächtigen, die Freier zu züchtigen, und sich von der Treue seiner Gattin Penelope zu überzeugen; denn auch jetzt noch waren nicht alle Gefahren bestanden, ohne List und Ueberlegung durfte Odysseus sich nicht nähern, viel weniger sich zu erkennen geben. Daher verwandelte ihn Athene in einen alten Bettler, den Sterblichen ihn unkennbar machend und

"Schrumpfend das schöne Fleisch um die leichtgebogenen Glieder
"Und sein bräunlich Haar vertilgend vom Haupt; auch ein Kittel
"Hüllte den Leib, in welchem mit Gram ihn Jeder betrachtet';
"Blöd auch sind ihm die Augen, die vormals strahlten vor Anmuth."

Odys. XIII. 395—399; und





„Statt der Gewand' umhüllt' ihn ein häßlicher Kittel und Leibrock,
„Beide zerlumpt und schmutzig, von häßlichem Rauche besudelt;
„Auch ein großes Fell des hurtigen Hirsches bedeckt' ihn,
„Kahl von Haar; und sie reicht' ihm den Stab und den garstigen Ranzen
„Häufig geflickt ringsum, und dann ein geflochtenes Tragband.“

Od. XIII. 432—436.

So malt Homer! Welch' ein treues, lebendiges Bild des Elendes! die alte Hirschhaut von der Zeit und dem Schmutze gegerbt, der geflickte Bettelsack mit einem Stricke oder einer Schnur an den Schultern hängend!

In dieser Erniedrigung sucht er Obdach und Aufnahme bei dem verachtetsten seiner Sclaven, bei dem Schweinhirten Eumäus, und läuft Gefahr von seinen eigenen Hunden zerrissen zu werden.

Der vierzehnte Gesang bildet gleichsam eine Idylle des menschlichen Elendes und der Erniedrigung: den Aufenthalt Odysseus als Bettler in der Wohnung des Schweinehirten Eumäus; im Angesicht seines Thrones, seines Palastes, wo Sohn und Gattin ihm zärtlich und sehnsuchtsvoll entgegensehen und ihn erwarten, muß er die höchste Stufe seines Elendes und der Erniedrigung erreichen, und nur durch eine List gelingt es ihm, einen Mantel zu seinem Nachtlager zu erhalten.

Indem wir den Helden bei dem trefflichen Schweinehirten lassen, begleiten wir die Göttin Athene nach Lacedämon zu Telemach. Sie ermahnt ihn zur Heimkehr und benachrichtigt ihn von der Gefahr, welche ihm von den nachstellenden Freiern bevorsteht. Telemachos säumt nicht, dem Befehle der Göttin zu gehorchen, verabschiedet sich vom gastfreundlichen Menelaos, der nebst Helena ihn mit vielen Geschenken entläßt; beim Abschiede kündete ein Adler, der mit einer Gans vor Telemachos Wagen einherflog, glückliche Heimkehr, denn die sinnige Helene deutet das Zeichen mit folgenden Worten:

„Hört mich; selber nunmehr weissag' ich es, wie's in die Seele
„Mir Unsterbliche legen, und wie's wahrscheinlich geschehen wird.
„Wie er die Gans wegraffte, die fett sich genährt in der Wohnung,
„Aus dem Gebirg' ankommend, allwo ihm Nest und Geschlecht ist:
„So wird Odysseus auch, nach unendlichem Leiden und Irren

„Wieder zur Heimath kehren, ein rächender; oder anjetzt schon
„Ist er daheim, und bedroht die Freier gesammt mit Verderben."

Odys. XV. 171—177.

Erfreut über diese günstige Deutung, schied Telemach mit den höflichen und freundlichen Worten:

„Also gewähr' es Zeus, der donnernde Gatte der Here!
„Stets dann werd' ich auch dort, wie der Gattinnen eine, dich anfleh'n."

Vielleicht scheidet der Leser nicht so gerne, wie unser junger Held, von der reizenden und berühmten Heleno, ohne ihre genauere Bekanntschaft gemacht zu haben, und ohne erfahren zu haben, wie es ihr nach Eroberung Troja's ergangen; denn er wundert sich, die leichtsinnige schöne Frau hier so in Ehren gehalten zu sehen, von ihrem Manne, dem sie davongelaufen und so vieles Ungemach veranlaßt hat. Das schöne Kind der Leda und Jupiters, und die Schwester der Dioscuren Kastor und Pollux, ging bekanntlich aus einem Ey hervor; in früher Jugend waren ihre Reize schon so mächtig, daß Theseus sie raubte, von welchem ihre Brüder sie jedoch wieder befreiten. Ganz Griechenland sendete seine Helden als Freier zu ihren Füßen, wie Ulysses, der Nestoride Antilochus, der Sohn des Capaneus Sthenelus, Diomedes der Tydide, Ajax des Oileus Sohn, Ajax und Teucer, die Telemoniden, der Atride Menelaos und viele andere Helden und Heroen.

Helena beglückte den Menelaos durch ihre Wahl und gebar ihm eine Tochter Namens Hermione; vom Rufe ihrer Schönheit herbeigezogen, kam Paris der Priamide von Troja nach Lacedämon, stahl durch seine verführerische Künste und Reize seinem Gastfreunde das Herz der Gattin und entfloh mit ihr nach Troja. Diese Schmach zu rächen, bot Menelaus die gesammte Nation der Achäer, oder Hellenen, auf und zog gen Troja — daher der berühmte Trojanische Krieg, ungefähr 1000 Jahre vor Chr. Geb. Als aber Paris im Treffen den Tod gefunden, ward sie Gattin des Deiphobos, eines andern Sohnes des Priamus, den sie nach der Eroberung Troja's an die Griechen verrieth. Sie ward von neuem als Gattin von Menelaus aufge-

nommen und begleitete ihn nach Griechenland zurück. Aber nach dem Tode des Menelaus traten für das schöne Weib schlimmere Zeiten ein; sie ward von den Bastarden ihres Gatten, von Megapenthes und Nicostratus aus dem Lande verstoßen und flüchtete sich nach der Insel Rhodus, wo damals die Argiverin Polyxo herrschte und die unglückliche Flüchtige, welche den Trojanischen Krieg veranlaßt hatte, in welchem jene ihren Gatten verloren, während des Bades ergreifen und an einem Baume erdrosseln ließ. Die Rhodier erbauten ihr später einen Tempel, der den Namen der Helena Dendritis führte; auch in Griechenland wurden ihr später Tempel errichtet.

Schön war Helena, und die Griechen waren menschlich! Sie verziehen dem fehlenden Weibe, weil es schön war, sie vergaßen die Drangsale und Opfer eines zehnjährigen Krieges wegen der Anmuth der Urheberin; denn als sie gefangen vor die Versammlung der hellenischen Kriegesfürsten geführt wurde, konnte ihr keiner zürnen, konnte sie keiner verdammen, und die greisen Helden gestanden sich lächelnd, daß sie um einen des Kampfes würdigen Preis gestritten; so mächtig wirkte die Schönheit auf den Griechen. — —

Telemachus ist nun glücklich, auf einem andern Wege, als die lauernden Freier ihn erwarteten, in Ithaca angekommen, und besucht, ehe er in die Stadt geht, vorerst den getreuen Eumäus, den wir im Gespräche mit dem Fremdlinge finden. Während Eumäus nach der Stadt geht, um Penelopen die Ankunft des Sohnes zu melden, gibt Athene dem Odysseus seine wahre Gestalt wieder, und dieser dem Sohne, dem er wie ein Gott vorkommt, sich zu erkennen:

„Nein, ich bin kein Gott! Wie wär' ich Unsterblichen ähnlich?
„Sondern ich bin dein Vater, um den du herzlich dich grämest,
„Und viel Kränkungen trägst, dem Trotz der Männer dich schmiegend."
„Also sprach er und küßte den Sohn; und herab von den Wangen
„Stürzte die Thrän' ihm zur Erde, die stets mit Gewalt er gehemmet."

Od. XVI. 187—191.

Nun wird vorerst das Geheimniß der Verschwiegenheit über die Rückkehr des Vaters, sogar gegen Penelopen, und dann die Weise, sich an den Freiern zu

rächen, zwischen Sohn und Vater verabredet. Inzwischen gibt Athene dem Helden seine vorige Bettlergestalt wieder, damit ihn der zurückkehrende Eumäus nicht erkenne. Der Held aber begibt sich mit dem männerbeherrschenden Sauhirten Eumäus in angenommenem Bettleraufzug nach dem Palaste; auf dem Wege wird er von seinen Ziegenhirten, welche Ziegen in den Palast trieben zum Schmause für die Freier, geschmäht und getreten:

„Wahrlich, das heißet wohl recht, ein Taugenicht führet den Andern!
„Wie doch stets den Gleichen ein Gott gesellet zum Gleichen!
„Wo nun führst du den Hungrigen hin, du ungesegneter Sauhirt,
„Diesen beschwerlichen Bettler, den Unrathschlinger am Gastmahl?
„Welcher, an viel Thürpfosten gestellt, sich die Schulter zerreibet,
„Flehend um Brocken allein, nicht eherne Becken noch Schwerter!
„Wenn du mir ihn gäbest, ein Hüter zu sein des Geheges,
„Daß er die Ställ' ausfegt', und Laub vorträge den Zicklein;
„Könnt' er, mit Molke getränkt, noch Fleisch auf die Lenden gewinnen.
„Aber da nur Unthaten er lernte, wird er sich weigern,
„Landarbeit zu bestellen; vielmehr umbettelnd im Volke,
„Wird er sich Gaben erflehn, den gefräßigen Bauch zu erfüllen.
„Aber ich sage dir jetzt, und das wird wahrlich vollendet:
„Wenn er kommt zum Palast des göttergleichen Odysseus,
„Zahllos werden ihm Schemel ums Haupt aus den Händen der Männer
„Fliegen im Saale 2c. —

Od. XVII. 217—232.

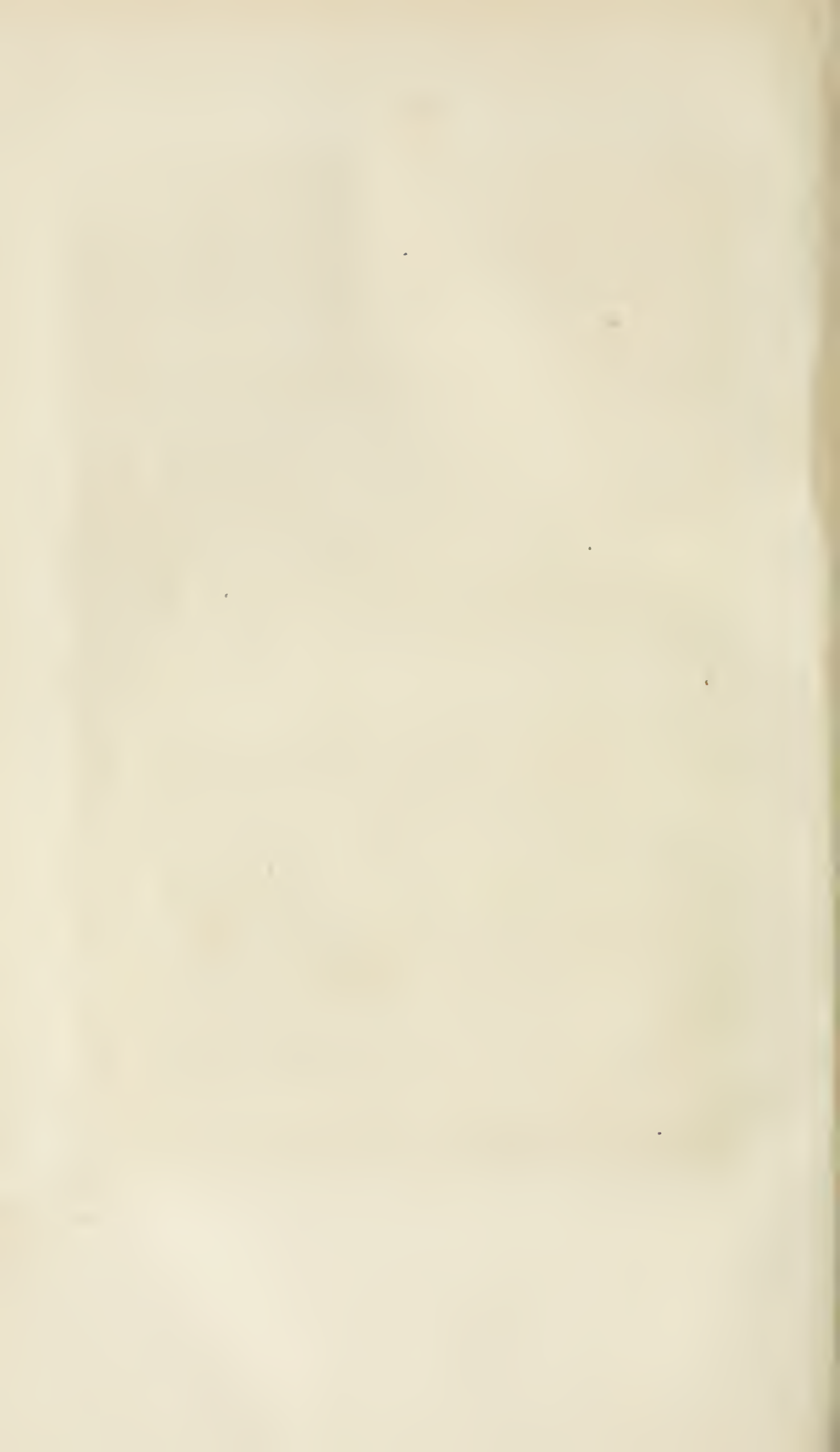
Doch der Held bezwang sein empörtes Herz und duldete:

„Nicht ja bin ich mit Schlägen so unbekannt, noch mit Würfen;
„Standhaft duldet mein Herz: denn viel des Bösen ertrug ich,
„Schrecken des Meers und des Kriegs; so mag auch das noch geschehen!

Gleich im Hofe des Palastes findet er seinen Lieblingshund, den getreuen Argos, den er vor zwanzig Jahren zurückgelassen: er liegt elend auf dem Dunge, abgemagert und voll Ungeziefers.

„Dieser, als er nunmehr den Odysseus nahe bemerkte,
„Wedelte zwar mit dem Schwanz und senkt herunter die Ohren,





„Näher jedoch nicht konnt' er zu seinem Herrn hinangehn.
„Als ihn Odysseus sah enttrocknet' er heimlich die Thräne.“
Od. XVII. 300—304.

Dann tritt Odysseus in den Saal der schwelgenden Freier und bettelt um Brodsamen von ihrem Tische; alle beschenken ihn mit Gaben, nur der übermüthige Antinoos weiset ihn mit harten Scheltworten von sich, und wirft ihm den Fußschemel in das Genicke; aber auch diese Mißhandlung erduldet er mit Schweigen und verzehrt auf der Schwelle des Saales die hingeworfenen Brocken auf dem ihm als Tischtuch dienenden Bettelsacke.

Die Mißhandlung des Fremdlings gelangte indeß zu den Ohren Penelopens, die ihn zu sich bescheiden läßt; ein Wahrsager hatte ihr die gewisse Heimkehr des Gatten verkündet und die nahe Stunde der Rache an den Freiern:

— „da nießte Telemachus laut, daß die Wohnung
„Ringsum scholl vom Getöse; da lächelte Penelopeia.“
Od. XVII. 541 u. 542.

Wir sehen hieraus abermals, daß der Aberglaube uralt ist; schon zu Homers Zeit, und vor ihr, zog man eine gute Vorbedeutung aus dem Nießen; auch Xenophon und andere griechische Schriftsteller bestätigen es; und bei uns hält man das Nießen einer Person für eine Bestätigung des eben Gesagten.

Aber des Odysseus wartete noch größere Demüthigung; er mußte mit dem rohen, hündischen Bettler Irus, der ihn mit Scheltworten: „Packe dich von der Pforte, alter Krüppel, fort, daß ich dich nicht bei den Beinen kriege und wegreiße; siehst du nicht, daß alle diese Herren mir winken, ich solle dich fortjagen? Allein ich trage noch Hochachtung gegen unser gemeinschaftliches Handwerk, aber packe dich, denn sonst möchte dir unsere Genossenschaft nichts helfen!“ — anfuhr, zu Belustigung der trunkenen Freier einen Wettkampf bestehen; als er den unverschämten Prahler zu Boden geworfen, genoß er mehr Ansehen bei den Freiern und durfte ungestört um sie seyn; bei einer solchen Gelegenheit züchtigte er die frechen, schamlosen Mägde und jagte sie in ihre Kammern; während auch die Gäste auf ihren Pfühlen ruhen,

bespricht sich der Held wieder mit Telemach, um das Rachewerk vorzunehmen: die Waffen und Rüstungen der Freier werden bei Seite geschafft, und Alles auf den kommenden Tag, welcher der letzte für die Uebermüthigen seyn sollte, vorbereitet. Nun kommt sein rührendes Gespräch mit Penelope, von welchem wir wegen Mangel an Raum leider keine nähere Beschreibung geben können; aber beinahe wäre er zu früh erkannt worden, denn Encycleia, seine Amme, erkannte, als sie ihm die Füße badete, ihn an der Wunde am Fuße, die er in seiner Jugend auf der Jagd von einem Eber erhielt; nur die ernstlichsten Befehle und sogar Drohungen vermochten die Alte zum Stillschweigen, bis die Sache reif wäre, zu bewegen.

Penelope hatte indeß den Plan gefaßt, den Freiern, unter denen sie den kommenden Tag unfehlbar einen wählen mußte, noch ein Hinderniß in den Weg zu legen, indem sie dem die Hand zu geben verspräche, welcher den Bogen des Odysseus zu spannen, und sich desselben zu bedienen vermöge. Odysseus billigte ihn, als auch seinem Plane förderlich, und bestärkte sie in ihrem Vorhaben.

Der verhängnißvolle Tag, an welchem die Freier ihrerseits die Ermordung Telemachs und die gewaltsame Nöthigung Penelopens, einen unter ihnen zu wählen, andererseits Odysseus und Telemach ihre Ermordung bestimmten, kam heran; es war das Fest des Neumonds. Nachdem aber die Freier durch ein böses Zeichen von ihrem Vorhaben gegen Telemach abgemahnt worden, ließen sie ihren Spott und Uebermuth, aller Warnungen des Wahrsagers ungeachtet, beim Festmahle gegen Telemach und seinen Gast von Neuem aus; es war zum letzten Male; denn als sie halb vom Weine, halb von der Götter Macht betäubt waren, trat die hehre Penelope mit dem Wurfgeschosse ihres Gatten in den Saal; die Götter hatten sie heute mit besonderem Reize und erhöhter Glorie umstrahlt, so daß sie wie eine Diana einher schritt, aber nicht wie Diana auf der schnellen Jagd durch Wald und Thal, sondern wie Diana, die um Endimion trauert. Allein keinem der Freier gelang es, den mächtigen Bogen zu spannen, worauf der Held selbst Gelegenheit ergriff, sich dazu anzubieten, wogegen zwar die Freier heftig stritten, aber Telemach, der nun die Mutter in ihr

Gemach gehen geheißen hatte, drang mit entschiedenen Reden durch; Odysseus bekam den Bogen, spannte ihn und entsendete den Pfeil auf das vorgesteckte Ziel; dieß war das Zeichen zum Losbrechen; Telemach waffnet sich mit Schwert und Speer, stellt sich neben den Vater, während die getreuen Knechte sich der Ausgänge versichern:

— — „Dieser Wettkampf nun wäre vollendet.
„Jezo ein anderes Ziel, das noch kein Schütze getroffen,
„Wähl' ich mir ꝛc. —

und der übermüthigste der Freier, Antinoos, wird zuerst zu Boden gestreckt; der Pfeil durchbohrte ihm die Gurgel, als er gerade den Becher ausleerte;

„Ha ihr Hunde, ihr wähntet, ich kehre nimmer zur Heimath
„Aus dem Trojer Gebiet: drum zehrtet ihr Schwelger mein Gut aus,
„Und mißbrauchtet zur Lust die dienenden Weiber gewaltsam,
„Ja ihr werbt sogar um des Lebenden Ehegenossin;
„Weder die Seligen scheuend, die hoch den Himmel bewohnen,
„Noch ob unter den Menschen beschimpft würd' euer Gedächtniß!
„Nun ist über euch all' herdrohend das Ziel des Verderbens!“

XXII. 35 ꝛc.

Bald stand Odysseus umringt von den Leichen der Freier, mit Blut und Staub bedeckt, wie ein Löwe, und schauet im Saal umher, ob vielleicht noch einer sich dem Verhängniß entzogen und noch lebe.

„Aber er sah sie alle, mit Blut und Staube besudelt,
„Hingestreckt in Menge, den Fischen gleich, die die Fischer
„An den gehöhleten Strand aus graulicher Woge des Meeres
„Ausgezogen im Netz, dem maschigen; alle nun liegen
„Lechzend nach salziger Fluth, umher im Sande geschüttet;
„Und der strahlenden Sonne Gewalt raubt ihnen den Odem:
„Also lagen die Freier nunmehr aufeinander geschüttet.“

Odyss. XXII. 383—389.

Nachdem die ungetreuen Knechte und Mägde ihre Strafe erhalten, ward der Palast von den Leichen und ihrem Blute gereinigt und mit Rauchopfern gesühnt; allein Penelope kann es noch immer nicht glauben, was während ihres von den Göttern über sie verhängten süßen Schlafes geschehen, daß der

herrliche Gatte heimgekehrt sey, und die trotzigen Freier alle mit dem Tode bestraft habe! Sie sagt daher zu dem sie deßhalb tadelnden Sohne;

„Lieber Sohn, mein Geist ist ganz in Erstaunen verloren!
„Weder ihn anzureden vermag ich, noch zu befragen,
„Noch ihm grad' in's Antlitz zu schaun, doch ist er es wirklich
„Selbst, und kehrt in das Haus mein Odysseus; werden wir beid' uns
„Schon einander erkennen, und sicherer; denn wir haben
„Einige Zeichen für uns, die geheim wir wissen vor andern.

Da lächelte sanft der herrliche Dulder Odysseus!

Während im Palaste sich auf den Befehl des Helden alles festlich schmückt, und nach den Weisen des Sängers und Harfners Phämios den Reigen tanzt, daß rings der Palast erscholl von dem stampfenden Fußtritt tanzender Männer und der schöngegürteten Mädchen, so daß die draußen in der Stadt glauben sollten, Penelope feiere mit einem ihrer Freier endlich die Brautnacht; denn es war nicht rathsam, die Ermordung der Freier gleich bekannt werden zu lassen, da sie unter dem Volke mächtige Freunde und großen Anhang hatten.

Während es nun im Palast die ganze Nacht hindurch lustig und laut herging, hatte sich Odysseus gebadet und königlich geschmückt, (und Pallas Athene umgoß ihm das Haupt mit Anmuth) und zeigte sich abermals seiner Gattin, die durch eine List ihn zu prüfen weiß, und ihm das süße Geheimniß, das zwischen ihnen besteht, entlockt. Sie befahl nämlich einer ihrer Dienerin, das Bette des Gemahles, das er selbst gemacht hatte, herbeizubringen, zu schmücken, damit er sich niederlegen könnte. Aber Odysseus bewies sich durch Angabe des Geheimnisses mit diesem Bette als Gatte, denn er hatte früher einen im Hofe stehenden Oelbaum der Aeste beraubt, gestutzt, die Stelle, wo er stand, ummauert, und so mit dem Palaste vereinigt; den feststehenden Pfosten aber zum einen der Pfosten des Ehebettes benutzt, so daß es nicht möglich war, das Bette von seiner Stelle zu bewegen, ohne den einen Pfosten abzusägen.

Nach dieser bestandenen Probe fiel ihm die weinende Gattin an's Herz mit dem Gefühle der Freude, die ein vom Meeressturm umhergeworfener Schiffer empfindet, wenn er das Gestade erreicht.

Hermes hatte unterdeß die Seelen der Erschlagenen in den Hades geführt, wo sie dem Achilles und Agamemnon das Geschehene erzählen; Odysseus aber und Telemach gingen mit Anbruch des Tages, den Palast heimlich verlassend, auf das entlegene und verborgene Landgut des Laertes, des greisen Vaters, um sich diesem theils darzustellen, theils um sich den ersten zu befürchtenden Auftritten, welche die Nachricht von der Ermordung der Freier im Volke veranlassen möchte, zu entziehen. Hier sehen wir wieder ein äußerst liebliches ländliches Gemälde von dem Sänger der Ilias und ihrer mächtigen Schlachten.

Das ganze Gedicht endet nun mit dem Aufruhr des Eupeithes, des Vaters des Antinoos, der das Volk Ithaca's gegen die Mörder aufreizte; Odysseus und Telemach gehen ihnen, von Minerva geschützt, muthvoll entgegen, und beginnen den Kampf, dessen erstes Opfer Eupeithes selbst ist; doch ehe sich der Kampf entwickelte, trennte Athene die Streitenden, und versöhnte das Volk mit seinem Herrscher.

Nachschrift zu Flaxman's Kompositionen zu Homers Odyssee.*)

Manchem Besitzer der sämmtlichen Kompositionen des obigen Meisters zu Homer, möchte es vielleicht nicht unwillkommen seyn, einigen Aufschluß über das letzte Bild, mit der Ueberschrift: „Ulysses begiebt sich von Sparta nach Ithaka" zu erhalten, da er in Homers Gedichte selbst keinen Aufschluß findet.

In der That ist die ganze Scene aus dem Kreise des Homerischen Epos hinausgerückt, und gehört ihm nicht an, am allerwenigsten gehört sie an's Ende des Gedichtes, sondern gehört einer spätern Sage an, die Homer nicht kannte. Pausanias theilte sie uns in seiner Beschreibung von Griechenland in folgenden Worten mit.

*) Die letzten, schon oben erwähnten Kompositionen Flaxman's zu Odyssee enthält der Verfasser nur ungerne dem Publikum vor, da sie zu den schönsten und gelungensten gehören. Die ganze Sammlung, nebst jener zur Iliade ist bei dem Herrn Verleger zu haben; der Verfasser dieses macht sich ein Vergnügen aus der Pflicht, sie zu empfehlen.

„Die Bildsäule der Schamhaftigkeit, die ungefähr 30 Stadien (eine halbe deutsche Meile) von der Stadt Sparta entfernt ist, soll von Icarius geweihet, und auf folgende Veranlassung errichtet worden seyn:

Als Icarius dem Ulysses die Penelope gegeben hatte, versuchte er den Ulysses selbst dahin zu bringen, sich in Lacedämon niederzulassen. Da er aber nichts bei ihm ausrichtete, so bat er seine Tochter inständig, bei ihm zu bleiben; und da sie nach Ithaca abreisete, folgte er dem Wagen und hielt mit Bitten an. Ulysses ließ sich bisher dieses gefallen, endlich aber forderte er die Penelope auf, sich zu erklären, ob sie ihm freiwillig folgen, oder lieber mit ihrem Vater nach Lacedämon zurückkehren wollte. Sie antwortete hierauf nichts, sondern hüllte sich bei dieser Frage ein; und da nun Icarius merkte, daß sie mit Ulysses ziehen wolle, so ließ er sie gehen, weihte aber eine Bildsäule der Schamhaftigkeit; denn hier soll sich Penelope, schließt Pausanias, als sie bereits zu dieser Stelle des Weges gekommen war, eingehüllt haben."

III.

Landschaftliches und Archäologisches

zu Virgils Aeneide,

von

Dr. K. L. Schmidt.

Mons Albanus.

Auch diese Gegend ist die Scene alter Erinnerungen, die sich über den Ursprung Roms bis zur Zeit des Aeneas hinauf erstrecken. Hier war die alte Alba longa, die Mutter Roms; — der berühmte Albaner-See, und endlich der Berg dieses Namens. Als Numitor, des Romulus und Remus Großvater, und Nachfolger des gemordeten Usurpators Amulius, gestorben war, sollte die Stadt des Romulus Herrschaft anerkennen, weigerte sich aber



MONS ALBANUS

Monte Cavo



dagegen; daher entstand unter Roms drittem Könige, dem Tullus Hostilius, ein Krieg mit Alba longa, welcher mit dem berühmten Drei-Kampfe der Curiatischen und Horazischen Brüder endigte. Obwohl von Seiten der Römer die Curiatier den Sieg davon trugen, (es blieb nämlich von allen sechs Kämpfern nur einer, und zwar ein Römischer, übrig,) so weigerten sich doch die Albaner, die Uebereinkunft, daß, auf welcher Seite der Sieg, dort auch die Herrschaft über die andere Stadt seyn sollte, zu erfüllen, worüber es zum letzten entscheidenden Kampfe kam, den die Albaner verloren; ihr Feldherr wurde als bundesbrüchig von Pferden zerrissen, die Stadt selbst aber von Grund aus zerstört, den Albanern jedoch ward das Römische Bürgerrecht verliehen. Von dieser Stadt, die nach Einigen von Aeneas, oder dessen Sohn gegründet worden seyn soll, oder gar nach Andern ihren Ursprung von den Zeiten des Trojanischen Krieges fand, sind keine Spuren mehr auf uns gekommen.

Am Fuße des Gebirges liegt der Albaner-See, wie das Gebirge, vulkanischen Ursprungs; in den Kratern dieser ausgebrannten Vulkane sammelte sich das Regen- und Quellwasser, erhielt auch Zufluß vom Meere, da die Naturkundigen stets auf eine unterirdische Verbindung mit dem Meere bei vulkanischen Ausbrüchen schließen; so stieg die Wasserhöhe dieses Sees immer mehr, und während der Belagerung von Veji durch die Römer, welche zehn Jahre dauerte, ward sie den Römern selbst furchtbar und Gefahr drohend. Das delphische Orakel und der Feind, (letztere aus Hohn) bedeuteten ihnen, sie könnten der Stadt nicht eher mächtig werden, als bis sie den See abgeleitet hätten; dieß geschah durch Kanäle, die noch jetzt bestehen, und der See wurde auf die jetzige Höhe des Wasserspiegels gesetzt. In demselben Jahre ward auch Veji erobert und zerstört. Das Bette dieses naturhistorisch- und historisch-merkwürdigen Sees, der ungefähr fünf deutsche Meilen im Umfang hat, ist trichterförmig, er ist von hohen und felsigen Ufern umgrenzt, und seine Ufer beschattet von dichten Waldungen. Hinter dem See erhebt sich der berühmte Albaner Berg wie eine Pyramide; auf ihm hatte Jupiter (Latialis) einen Tempel, der auch den Römern heilig war.

Auf diesem Berge wurden die Triumphe der römischen Feldherren gehalten, wenn ihnen der Senat nicht erlaubt hatte im Kapitol einzuziehen.

Hier triumphirte also der große Marcellus nach der Eroberung von Syrakus; diesen hieß man den kleinen Triumph, oder die Ovation. Im eigentlichen, großen Triumph zog der Sieger auf einem vierspännigen Wagen ein und opferte dem Jupiter einen Stier; beim kleinen, oder der Ovation, ging er zu Fuße, und opferte nur ein Schaf.

An diesen Berg knüpften sich bei den Römern viele abergläubische Vorbedeutungen und Wunder; da er über alle Gipfel der Umgegend emporragt, so traf ihn der Blitz auch öfter; daher hieß es bald bei den alten Römern, daß ihn das Feuer des Himmels geschlagen, bald daß es aus ihm Steine geregnet habe, bald daß er Stimmen von sich gegeben hätte. Jetzt noch ist er der Wetteranzeiger für die Umgegend; Monte cavo ha il capello, pioverà, d. h. der hohle Berg hat einen Hut auf, es gibt Regen.

Gegenwärtige Ansicht zeigt das Gebirge von der Richtung der Porta Latina von Rom aus; der Vorgrund ist obige Porta selbst mit einem Theile der alten Mauern Roms in ihrem jetzigen Zustand; der Mittelgrund links hat einen Theil der Claudinischen Wasserleitung, rechts einen Theil des berühmten Blachfeldes, Latium antiquum; im Hintergrunde ragt der Gipfel des Monte Cavo hervor unter den Monti Savelli, Castello Gandolfo, Gentili, Palazzuola, Rocca di Papa; und links gegen Frascati hin sind die Tusculanischen Berge.

Sebethus, fiume della Madalena.

Es ist ein kleiner Bach mit einer Brücke, zwischen Portici und Neapel, im Hintergrunde ist links der Monte Somma, rechts der Monte Vesuvio sichtbar. Es ist weder historisch- noch naturhistorisch-interessantes von dieser Gegend vorhanden, und der Künstler mochte sie vielleicht nur wegen ihrer Schönheit oder ihrer Erwähnung in Virgils Aeneide aufgenommen haben. Doch ist auch diese Stelle falsch verstanden worden, und gab eigentlich keinen Anlaß zur Aufnahme unter historische Landschaften, denn es ist nur vorübergehend die Rede von der Nymphe Sebethis.



SEBETHUS

Fiume della Madalena   Aen. Lib. VII. 7·4





